

MARKUS WINKLER (HG.)

Partizipation und Exklusion

Zur Habsburger Prägung von
Sprache und Bildung in der Bukowina
1848–1918–1940



Partizipation und Exklusion

Veröffentlichungen des Instituts
für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V.
an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS)

Band 132

Herausgegeben von
Thomas Krefeld und Florian Kühner-Wielach

MARKUS WINKLER (HG.)

Partizipation und Exklusion

Zur Habsburger Prägung
von Sprache und Bildung in der Bukowina
1848 – 1918 – 1940

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Gefördert von der Beauftragten
der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des
Deutschen Bundestages

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7917-2712-7

© 2015 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Reihen-/Umschlaggestaltung und Layout: Martin Veicht, Regensburg

Umschlagmotiv: Hebräische Sprachschule Safah Ivriah in Czernowitz, 3. Klasse (1932).

Mit freundlicher Genehmigung von czernowitz.ehpes.com

Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2015

Diese Publikation ist auch als eBook erhältlich:

eISBN 978-3-7917-7081-9 (PDF)

Weitere Publikationen aus unserem Programm

finden Sie auf www.verlag-pustet.de

Kontakt und Bestellungen unter verlag@pustet.de

Inhalt

Einleitung	9
------------------	---

I. Partizipation und Exklusion

MARIANNE HIRSCH UND LEO SPITZER (NEW YORK) The Afterlives of Class Photos. Schooling, Assimilation, Exclusion	19
--	----

JEROEN VAN DRUNEN (AMSTERDAM) Deutsche Kultur und geistiges Proletariat: Zur Ambivalenz der Czernowitzer Franz-Josephs-Universität (1875–1918)	41
--	----

MARIANA HAUSLEITNER (BERLIN) Historiker der Universität Czernowitz als Wissenschaftler und Politiker: Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor	55
---	----

BENJAMIN M. GRILJ (ST. PÖLTEN) Nationalisierung, Segregation und Exklusion in der Bukowina. Der (Allgemeine) Deutsche Schulverein und die Rumänische Kulturliga im Vergleich	77
---	----

DAVID RECHTER (OXFORD) The Education of a People: The Case of Bukovina Jewry	97
---	----

II. Schulen und Sprachen in der Bukowina und der Region

CONSTANTIN UNGUREANU (KISCHINEW) Mittelschulen und höhere Lehranstalten in der Bukowina vor 1918: Nationen, Sprachen und Geschlechter. Ein statistischer Überblick	115
--	-----

ION LIHACIU UND ANA-MARIA MINUȚ (JASSY) Zum Einfluss des Habsburger Bildungsideals auf rumänische Schulbücher und Sprache in Siebenbürgen und der Bukowina	129
--	-----

MYKOLA KUSCHNIR (CZERNOWITZ)

Die deutsch-jüdische Schule in Czernowitz und die Säkularisierung
des jüdischen Schulwesens in der Bukowina zwischen 1850 und 1870 ... 151

BOHDANA LABINSKA (CZERNOWITZ)

Unterricht einer fremden Sprache: Deutsch an ruthenischen Schulen
in der Bukowina und Galizien zwischen 1867 und 1939 163

JOSEF SALLANZ (MAINZ)

„Da aber die Schule in einem schauerlichen Zustand ist ...“
Zum Unterrichtswesen der deutschen Siedler in der Dobrukscha 173

III. Akteure und Institutionen

ANDREI CORBEA-HOISIE (JASSY)

Der europäische Bildungsweg der Czernowitzerin
Susanna Rubinstein 189

PETER RYCHLO (CZERNOWITZ)

Literarisch-publizistische Texte von Eugenie Schwarzwald
im Universum ihres pädagogischen Systems 207

MARKUS WINKLER (BERLIN/MÜNCHEN)

Toynbee-Halle in Czernowitz 1913: Zur Rekonstruktion
einer jüdischen Bildungseinrichtung 215

KURT SCHARR (INNSBRUCK)

Der griechisch-orientalische Bukowinaer Religionsfonds 1783–1949.
Einfluss und Bedeutung einer Institution (Skizzen zu einem
laufenden Forschungsprojekt) 229

IV. Bildung und Literatur

FRANCISCA SOLOMON (JASSY)

Jüdische Erziehung und Ausbildung im Cheder:
Literarische Perspektiven in den Texten galizischer und
bukowinischer jüdischer Autoren 249

KATI BRUNNER (CZERNOWITZ)

Von der deutschen Sprache zur ukrainischen Moderne.

Ol'ha Kobyl'ans'ka – eine Czernowitzer Schriftstellerin 265

CRISTINA SPINEI (JASSY)

Georg Drozdowskis Vermessung der Czernowitzer Welt in

Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers:

Eine persönliche Kartographie 279

Personenverzeichnis 291

Autorinnen und Autoren 295

Einleitung

Unter dem Titel *Literatur – Kultur – Zivilgesellschaft: Zur Habsburger Prägung des Bildungswesens in der Bukowina und Nachbarregionen zwischen 1848 und 1940* führte im Oktober 2013 eine internationale Tagung an der Nationalen Jurij-Fedkowytsch-Universität Czernowitz Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterschiedlicher Fachdisziplinen zusammen. Historiker, Literatur-, Sprach-, Kultur- und Erziehungswissenschaftler aus neun europäischen Ländern beförderten eine interdisziplinäre Auseinandersetzung zum Bildungswesen und zu den transkulturellen Verbindungen innerhalb eines multiethnischen und -lingualen Großraums Mitteleuropas. Die besondere zivilisatorische, kulturelle und soziale Entwicklung, die sich in dieser Region und insbesondere in der Bukowina und in Czernowitz (rum. Cernăuți, ukr. Tscherniwzi) über Jahrzehnte hinweg vollzog, ist unbestritten. Doch wenig erforscht sind die historischen Gründe, die zu dieser Entwicklung beitrugen und das Image dieses östlichen Raums nachhaltig prägten.

In sieben Panels wurden institutionelle, gruppen- und akteursbezogene Perspektiven vorgestellt und aufgezeigt, welche Funktionen Schulen und Universitäten in der damaligen Bildungslandschaft der Bukowina und Galiziens einnahmen, wie bestimmte Bildungsakteure ihre Umgebung mit neuen Ideen beeinflussten, inwieweit sich spezifisch nationale Bildungsinitiativen auf die Gesellschaft in einer multikulturell geprägten Region auswirkten und wie (Aus)Bildung literarische und kulturvermittelnde Prozesse in Gang bringen konnte. Die Blickrichtung auf Nationen, Ethnien, Sprachen, Religionen, Geschlechter und soziale Schichten verdeutlichte, dass es einerseits zu einer „Emanzipation durch Bildung“ kam, in deren Folge sich ein Bildungsbürgertum in den einzelnen hier lebenden Nationen (Deutsche, Juden, Ukrainer, Rumänen, Polen u. a.) entwickeln konnte. Bildung hatte einen humanistischen Wert und führte im Idealfall zu philanthropischen Unternehmungen, zu einem Bildungsauftrag, der die Teilhabe auch von bildungsfernen Schichten an einem sozialen Aufstieg fördern sollte. Die Relevanz des Tagungsthemas für Gegenwart und Zukunft zeigte die Untersuchung eines historischen Bildungsmanagements, das durch bestimmte Formen der Partizipation zur Entstehung und Stärkung zivilgesellschaftlicher Prozesse beitragen konnte. Andererseits führte jedoch eine Forcierung von nationaler Bildung auch zu Ab- und Ausgrenzung. Dann ging Bildungserwerb einher mit der Segregation und Nationalbewegungen glitten ins Nationalistische ab.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts entstand in der Bukowina ein ausgeprägt vielschichtiges Bildungswesen, das Vereine, Bibliotheken, Theater, Schulen und die Universität umfasste. Das Bildungswesen war Grundlage der kulturellen Entwicklung und genoss gerade in dieser Region einen besonderen Stellenwert. Fernab der Zentren in der Habsburgermonarchie und während der Zwischenkriegszeit in Rumänien bedeutete (Aus)Bildung und Erziehung ein hohes Gut, sowohl in Czernowitz als auch in der Region. Die Konkurrenz untereinander wirkte belebend auf den weiteren Ausbau kultureller Institutionen und Initiativen. Trotz eines zunehmend ausdifferenzierten Interessenspektrums der unterschiedlichen Nationen und Milieus in der Bukowina und einer im politischen Feld disparaten Bevölkerung entwickelte sich auf der Basis des Bildungswesens eine als *homo bucovinensis* apostrophierte Teilidentität, die viele Bewohner auszeichnete.

In der Abschlussdiskussion wurde bilanziert, dass die unterschiedlichen methodischen Herangehensweisen ein wichtiges Qualitätsmerkmal der Tagung gewesen seien und sich dadurch auch die Zusammenhänge eines breit angelegten Bildungsbegriffs im Kontext eines nationalen und kulturell ausdifferenzierten regionalen Raums erschlossen hätten. Allgemein fand Zustimmung, dass der Wandel des Bildungs- und Erziehungswesens und Bildungsreformen im Untersuchungszeitraum in mehrfacher Hinsicht zur Modernisierung von Gesellschaften beigetragen haben. Dies zeige sich in einer verstärkten Partizipation der Bevölkerung an zivilgesellschaftlichen Prozessen, zum Beispiel in der Gründung von Bildungsvereinen, in der literarischen und kulturellen Produktion und im Pressewesen, aber auch in einem sozialen Aufstieg, der durch Bildungserwerb möglich geworden sei. Bildung habe einerseits als integrativer Faktor gewirkt, wobei insbesondere die deutsche Sprache eine wichtige Brückenfunktion einnahm, andererseits aber auch Nationalisierungsprozesse begleitet. Letztere konnten unterschiedliche Ausrichtungen nehmen: Bildung war ein Instrument zur produktiven Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur und Sprache, konnte aber auch ein Mittel zur Feindbildproduktion und zur ideologischen Radikalisierung sein. In diesem Zusammenhang wurde auch betont, dass eine dogmatische und undifferenzierte Verknüpfung von Personengruppen und nationalen Gruppen nicht haltbar sei. Daher sollten sich zukünftige Untersuchungen noch intensiver mit den einzelnen Akteuren auseinandersetzen.

Zum Band

Der um zwei Beiträge – von Marianne Hirsch/Leo Spitzer (New York) und David Rechter (Oxford) – ergänzte Tagungsband deckt das Spektrum deutscher, jüdischer, ukrainischer, rumänischer und polnischer Einflüsse auf das

Bildungswesen vor und nach 1918 ab. Die für den Band gewählten zeitlichen Markierungen – 1848, 1918 und 1940 – sind jeweils Beginn und Ende unterschiedlicher Epochen und stellen für die Bukowina politische und kulturelle Zäsuren dar, die in allen Beiträgen präsent sind. Nach dem Revolutionsjahr 1848 (und dem Beginn der Regierungszeit von Kaiser Franz Joseph I.) wurde die Bukowina zu einem eigenständigen Kronland der Habsburgermonarchie, nachdem sie seit 1775 Teil des Königreichs Galizien-Lodomerien gewesen war. Die Entlassung in die regionale Autonomie hatte einen starken Einfluss auf das Bildungswesen in diesem Raum. 1918 folgten die Eingliederung der Bukowina in das rumänische Königreich und zwei Dekaden, in denen sich die Bevölkerung, die zum großen Teil weiter habsburgisch geprägt blieb, auch einer Transformation der Kultur- und Bildungslandschaft ausgesetzt sah. 1940 markiert den Schlusspunkt eines lange Zeit interkulturellen Bildungswesens, doch eröffnet diese Zäsur auch eine Haltung zur Retrospektive, zur Erinnerungskultur, die wiederum in mehreren Beiträgen eine Rolle spielt.

Die Mechanismen von *Partizipation und Exklusion* in der Bildungslandschaft thematisieren aus jeweils unterschiedlichen Blickwinkeln die ersten fünf Beiträge des Bandes. Mit einem sensibilisierten und analytischen Blick auf Klassenfotos Czernowitzer Schulen untersuchen Marianne Hirsch und Leo Spitzer (New York) die Wirkungskraft dieses scheinbar alltäglichen Mediums. Der historische Wert von Klassenfotos werde vor allem dann sichtbar, wenn man sowohl ihre assimilierende und integrative Botschaft bewertet als auch ihre Bildsprache im Kontext neuer politischer Umstände liest. Klassenfotos seien wie Schulzeugnisse oder Diplome eine Art der Zertifizierung, geben sie doch Auskunft über Sozialisation, nationale Zugehörigkeit oder Religion. Sie könnten aber in Krisenmomenten und in Zeiten von Vorurteilen und Ausgrenzung auch Subversion und Widerstand vermitteln. Jeroen van Drunen (Amsterdam) untersucht die sozialen und nationalistischen Verwerfungen, die mit der Czernowitzer Universität einhergingen. Als Bildung vor 1914 immer mehr zu einem Statussymbol nationalistischer Bewegungen geworden war, wuchs die Zahl der Uni-Absolventen derart an, dass ein „akademisches Proletariat“ entstehen konnte. Statt als Motor zur Wohlstandsmehrung in der Bukowina wurde die Universität nun als ein hemmendes Element betrachtet, das maßgeblich zur Einfuhr und Förderung des Nationalismus beigetragen habe. Mit zwei prominenten Professoren der Czernowitzer Universität, die eine Doppelfunktion ausübten, setzt sich Mariana Hausleitner (Berlin) auseinander. Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor waren die ersten, die eine Beschäftigung mit der Bukowina zum wissenschaftlichen Thema an der Universität machten, die aber auch gleichzeitig einem nationalen Denken verbunden blieben. Hausleit-

ner legt dar, warum Kaindls Schriften nach dem Zerfall des Habsburgerreiches und unter neuen politischen Vorzeichen heftig kritisiert wurden, für Nistor hingegen nach 1919 eine Karriere als Historiker und Politiker beginnen konnte. Benjamin M. Grilj (St. Pölten) befasst sich mit dem „Deutschen Kulturverein“ und der „Rumänischen Kulturliga“ in der Bukowina und den von ihnen ausgehenden Segregationsmechanismen. Trotz liberaler Verfassungen und kosmopolitisch urbaner Organisationen habe eine nationale Segregation ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine soziale ersetzt. Die beiden Vereine übten einen starken Einfluss auf die Universität und universitätsnahe Organisationen aus und begründeten eine xenophobe und antisemitische Politik. In einer Vergleichsstudie stellt Grilj Aspekte der lokalen Ausbreitung, des antisemitischen Gehalts der Statuten, Verbindungen zur Universität und zwischen den Vereinen vor. David Rechter (Oxford) zeigt auf, dass Bildung ein essentieller Bestandteil der Transformation jüdischer Bevölkerungsteile in der Bukowina in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Bildung war für die Juden ein Weg von den Rändern der Gesellschaft in das Zentrum. In diesem Sinne ist auch die Bukowina ein Beispiel für ein bekanntes Phänomen: Bildung und Erziehung als Motor der Akkulturation und des sozialen und wirtschaftlichen Aufstiegs. In der Bukowina wiederholte sich ein Muster, das sich auch anderswo in Europa zeigte, wo eine gut ausgebildete und akkulturierte jüdische Mittelschicht zur Säule des Bürgertums avancierte.

Die Schule als administrative Einheit, aber auch der Wandel von Curricula und (Unterrichts)Sprachen sowie die Konsequenzen national geprägter Bildungsarbeit unter sich verändernden politischen Bedingungen in der Bukowina und in der Region (Siebenbürgen, Galizien, Dobrukscha) sind thematische Schwerpunkte des zweiten Teils *Schulen und Sprachen in der Bukowina und der Region*. Constantin Ungureanu (Kischinew) beschreibt nicht nur die sprachliche und nationale Vielschichtigkeit des Schulwesens in der Bukowina vor 1918, sondern legt auch dar, wie innerhalb von wenigen Jahrzehnten Mittelschulen und höhere Lehranstalten zu einem prägenden Element der gesellschaftlichen Entwicklung werden konnten. Gymnasien, Realschulen, Lyzeen, Handels-, Gewerbe- und Fachschulen sowie Lehrerbildungsanstalten wandelten das Ausbildungsnetz in der Bukowina grundlegend. Diesen Wandel belegt Ungureanu mit zahlreichen Angaben zu Schüler- und Lehrerzahlen, Curricula, sprachlicher und Geschlechterverteilung an den jeweiligen Einrichtungen. Ion Lihaciu und Ana-Maria Minuț (Jassy) zeigen auf, welchen Beitrag die deutsche Sprache zur Modernisierung und Standardisierung des Rumänischen im 19. Jahrhundert leisten konnte. Deutsch wurde zu Beginn der modernen Periode des Rumänischen oft als Hilfsmittel herangezogen und es kam zu zahlreichen

Lehnübersetzungen. Darüber hinaus beeinflussten Übersetzungen von Lehrbüchern oder populärwissenschaftlichen Schriften aus dem Deutschen durch die sogenannten Anhänger des Latinismus das Rumänische, wie an zahlreichen Beispielen nachgewiesen wird. Auf die Reformgeschichte des jüdischen Schulwesens geht Mykola Kuschnir (Czernowitz) ein. Er legt dar, wie stabil das traditionelle Schulsystem der Juden trotz der Säkularisierungsbestrebungen der josephinischen absolutistischen Politik gewesen sei. Zwar erschien durch den reformorientierten Landesrabbiner Lasar Eliahu Igel und die Gründung einer deutsch-jüdischen Schule in Czernowitz 1855 kurzzeitig eine andere Entwicklung in der Bukowina möglich. Doch Assimilationsprozesse in den breiteren Schichten der jüdischen Bevölkerung nach 1867 hätten das Reformwerk in Frage gestellt und zum Fortbestehen des traditionellen jüdischen Schulsystems, vor allem in Form eines Netzes von Elementarschulen, bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges beigetragen. Bohdana Labinska (Czernowitz) stellt drei Entwicklungsphasen der Methodik des Fremdsprachenunterrichts in Galizien und der Bukowina zwischen 1867 und 1939 vor – unter dem Aspekt des Unterrichts von Deutsch an ruthenischen Schulen. Historische und politische Faktoren, generelle Reformen der Fremdsprachendidaktik und Impulse aus dem Ausland hätten jeweils die Entwicklung der Lehr- und Lernmethoden beeinflusst und sich auf die didaktischen Ziele, die Lernmittel und Unterrichtscurricula in den Schulen Galiziens und der Bukowina ausgewirkt. Die kritische Bildungssituation der Dobrudschadeutschen vor 1918 ist Thema des Beitrags von Josef Sallanz (Mainz). Insbesondere nachdem die Dobrudscha ab 1878 eine rumänische Provinz geworden war, änderte sich die Situation des Bildungswesens radikal. Nach einer Übergangsphase wurden deutschsprachige Lehrkräfte ab der Jahrhundertwende aus den Staatsschulen verdrängt und durch rumänische Lehrer ersetzt. Der deutschsprachige Unterrichtsbetrieb musste in vielen Siedlungen in dieser Zeit aufgegeben werden. In den meisten Gemeinden versuchten die Siedler durch die Finanzierung einer deutschsprachigen Lehrkraft dieser Entwicklung entgegenzusteuern.

Im dritten Teil *Akteure und Institutionen* verdeutlichen die Beiträge die Zusammenhänge von Bildungserwerb und -vermittlung im Kontext von sozialen, nationalen oder religiösen Herkunftsn. Andrei Corbea-Hoisie (Jassy) entwirft ein Porträt Susanna Rubinsteins (1847–1914), Tochter eines jüdischen Reichsratsabgeordneten und aus einer wohlhabenden Czernowitzer Familie stammend. Sie gehörte zu jenem Prototyp der „lateinischen Mädchen“, die für Karl Emil Franzos das Symptom der Emanzipation und der Assimilation des jüdischen Bürgertums der Bukowina durch die deutsche Kultur bildete. Corbea-Hoisie kann anhand von biographischen Quellen und Archivdokumenten die

Umstände der Bildungslaufbahn Rubinsteins von Czernowitz, Prag, Bern bis nach Deutschland rekonstruieren und aufzeigen, welchen Hindernissen sich die promovierte Psychologin und Exegetin des Werkes Schillers als Frau und Jüdin ausgesetzt sah. Mit einer weiteren wichtigen Frauenfigur des Bildungswesens beschäftigt sich Peter Rychlo (Czernowitz) in seinem Beitrag über eine legendäre Persönlichkeit des Wiener Bildungs- und Kulturlebens. Die in Czernowitz ausgebildete Eugenie Schwarzwald (1872–1940) gründete in Wien die „Schwarzwaldschen Schulanstalten“ und richtete mit innovativen pädagogischen Ideen Lyzeen, Gymnasialkurse und wissenschaftliche Fortbildungskurse speziell für Mädchen ein, an denen auch prominente Künstler (Oskar Kokoschka und Adolf Loos) und Musiker (Arnold Schönberg und Egon Wellesz) unterrichteten. Sie selbst war umfänglich publizistisch tätig und veröffentlichte als dann schon bedeutende Reformerin des österreichischen Schulwesens ihre pädagogischen Ideen in Blättern wie *Neue Freie Presse*, *Neue Zürcher Zeitung* und *Vösische Zeitung*. Markus Winkler (Berlin/München) stellt die Entstehungsgeschichte der 1913 eröffneten jüdischen Toynbee-Halle in Czernowitz vor. Angebot und Struktur dieser Bildungsinstitution umfassten Vorleseabende, soziale und Bildungsaktivitäten und in das Haus integrierte Einrichtungen der (Aus)Bildung, Erziehung und Unterhaltung (Sprachschule, Lehrlingsheim, Bibliothek, Kindergarten, Theater). Die Czernowitzer Einrichtung orientierte sich jedoch nur noch indirekt am Settlementkonzept und den sozialutopischen Gesellschaftsideen Arnold Toynbees. Sie war eine spezifische Variante dieser Bewegung und nahm in Konkurrenz zum Jüdischen Nationalhaus in Czernowitz auch eine machtpolitische Position ein. Mit der Steuerungsfunktion einer Religionseinrichtung auf dem kulturellen Feld befasst sich Kurt Scharr (Innsbruck) in seiner Untersuchung zum Bukowinaer griechisch-orientalischen Religionsfonds. Ein wesentlicher Teil der kaiserlichen Politik zielte auf die Arrondierung und Ausrichtung der griechisch-orientalischen Kirche auf die neuen territorialen Gegebenheiten des Habsburgerreiches ab, so dass bereits 1783 ein dezidiert der Bukowina zugeordneter griechisch-orientalischer Religionsfonds staatlicherseits eingerichtet wurde. Durch seine wachsende wirtschaftliche Bedeutung als größter Grundbesitzer der Bukowina und seinen zunehmenden Einfluss konnte sich der Religionsfonds bis zu seiner Auflösung 1949 zu einem die Region sowohl politisch als auch sozioökonomisch maßgeblich prägenden Modernisierungsfaktor entwickeln.

Der Verortung von Bildung in Erinnerungsschriften und fiktionalen Texten sowie den Abhängigkeiten literarischen Schreibens von Milieus und Sozialisation widmen sich die Beiträge im vierten Teil *Bildung und Literatur*. Francisca Solomon (Jassy) setzt sich mit literarischen Projektionen zum Cheder ausein-

ander und hebt hervor, dass in der jüdischen Tradition die Bildung mit komplexer religiöser Bedeutung befrachtet sei, indem sie sich zur identitätsstiftenden Konstante des jüdischen Wesens entwickelt habe. Die Ausbildung im Cheder wurde sowohl als die erste Stufe der jüdischen Erziehung als auch als Auslöser von emanzipatorischen Wünschen wahrgenommen. Texte repräsentativer Autoren aus der Bukowina und Galizien verdeutlichen die verschiedenen literarischen Perspektiven auf den Cheder und narrative, aber auch diskursive Positionierungen. Zur ukrainischen Schriftstellerin Ol'ha Kobyl'ans'ka, die ihre ersten Texte noch auf Deutsch verfasste, liefert Kati Brunner (Czernowitz) zunächst einen Einblick in den spezifischen biographischen Hintergrund und die Bildungslaufbahn, um dann auf Kobyl'ans'kas Verortung im Spannungsfeld zwischen Imperium und Nation einzugehen, die anhand der Repräsentationen von Bildung und den ihnen immanenten diskursiven Strategien in den literarischen Werken erkennbar werde. Bildung war in diesem Kontext ein Instrument imperialer Integration und ein Faktor sozialer sowie nationaler Emanzipation. Für die Tätigkeit des Kulturvermittlers Georg Drozdowski, an der Schnittstelle verschiedener Kulturen und kultureller Überschneidungen situiert, sei nach Ansicht von Cristina Spinei (Jassy) besonders die kulturelle Praxis des Übersetzens charakteristisch gewesen. In seinen eigenen Texten artikuliere Drozdowski eine persönliche Geographie der Imagination, die den Czernowitzer Raum symbolisch gestalte. Zwischen diesem poetischen Kartographieren und dem Bestreben, die Illusion eines idyllischen Miteinanders der untergegangenen Welt aufrechtzuerhalten, bestehe eine Beziehung, die konstitutiv für das eigene kulturelle und historische Gedächtnis ist. Die Spiegelungen der Czernowitzer Lebensart in seinem Werk bezeugten den Habsburger Bildungseinfluss auf Drozdowskis Schaffen.

Tagung und Publikation waren nur dank ausgezeichnete Unterstützung realisierbar. Herzlich gedankt sei den Veranstaltern – dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e.V. (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Nationalen Jurij-Fedkowjtsch-Universität Czernowitz, den Förderern – der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Fritz Thyssen Stiftung, dem Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Integration und der Universität Alexandru Ioan Cuza (Jassy) – sowie den Kooperationspartnern Deutscher Akademischer Austauschdienst, Gedankendach (Zentrum für deutschsprachige Studien, Czernowitz) und Museum für jüdische Geschichte und Kultur der Bukowina. Mein ausdrücklicher Dank gilt allen Autorinnen und Autoren für ihre fundierten Beiträge und für das Eröffnen neuer Forschungsperspektiven und -felder.

Berlin, im September 2015

M. W.

I.

Partizipation und Exklusion

The Afterlives of Class Photos

Schooling, Assimilation, Exclusion

MARIANNE HIRSCH UND LEO SPITZER

An e-mail¹

On May 6, 2008, I received a surprise email from a woman named Irene Slabyj who, in her internet searches for clues to her family history, discovered an intimate connection between us: “I was pleasantly surprised to find posting of your mother’s school photographs, Hoffmann Gymnasium,” she wrote, referring to the photographs that my mother (Lotte Hirsch) had donated to the US Holocaust Memorial Museum in Washington in an effort to supplement its small collections on her native city of Czernowitz.

What caught my breath was seeing my mother in these three photos... My mother, who died in 2001, was a member of the class of 1936 and was then named Olha Ostaficiuc. In reading the descriptions included with these photographs, I realized that we share another connection since my grandfather, Ivan Ostaficiuc, also worked for the railroad [like your father]. Since I have no information or photographs from my mother regarding this school, I wonder whether your mother may recall the address of the school. Possibly she may have a photograph of the school itself that you may be able to share with me. For my own interest and to share such with my children, I have been eager to gather as much pertinent information as possible. Although I am not Jewish, I find the information available at the Jewish Czernowitz [web]site helpful in my searching.² The connection that you and I share through our mothers reminds me of how small the world is.

Although, by 2008, my mother’s memory had become quite spotty, she clearly remembered Olha Ostaficiuc as a Ukrainian school friend and was able to iden-

1 The first person voice in this section is Marianne Hirsch’s. This essay is part of a longer project on school photos. For an earlier essay on the subject, see Marianne Hirsch and Leo Spitzer: *School Photos and Their Afterlives*. In: Elspeth Brown, Thy Phu (eds.): *Feeling Photography*. Durham, NC 2014. We are most grateful to the Stellenbosch Institute for Advanced Studies for a residential fellowship enabling us to work on this project.

2 <<http://czernowitz.ehpes.com>>, 24.12.2014.



*Fig. 1–3: Hoffmann
Gymnasium in
Cernăuți, private
female secondary
school. Class photos
with Lotte Gottfried
(Fig. 1–2: front row,
left; Fig. 3: back row,
right), 1934–36*

tify her on the pictures. And I was able to send Irene a photograph of the school building my mother had pointed out to us on our 1998 visit to Chernivtsi.

This email exchange with Irene Slabyj may appear quite ordinary, a by-product of new research technologies in the digital age that indeed make the world seem smaller. But in view of the history of growing ethnic intolerance and discrimination in interwar Greater Romania, and the negative events that ensued after our mothers graduated from what both would have referred to – incorrectly, it appears – as the Hoffmann Gymnasium, my 21st century meeting with Irene Slabyj would have seemed unlikely if not improbable. By 1936 that private female secondary school, which was founded and directed in the early 1920s by Leo Hoffmann, a Jew, had been compelled to appoint a Romanian Director and to change its name to a more acceptable Romanian one, Liceul Julia Haşdeu.³

Clearly, however, a Jewish girl and a Ukrainian girl, both students at the same private school in the mid-1930s, could be friends; they could visit each other's houses; they could study together for their baccalaureate exams. Ukrainians and Jews could also both work for the railroad administration, as Irene's grandfather and my father did. And yet, a mere five years later, in 1941, Jews would be deported en masse from Cernăuţi and Greater Romania by Romanian authorities collaborating with their Nazi-German allies; the city would try to rid itself of their presence. Cernăuţi's sizable Ukrainian population was also subordinated under the fascist Romanian regime, but many anti-Semitic Ukrainians, especially in rural areas, initiated or participated in atrocities against Jews during the ensuing years. My mother managed to evade deportation and survive the Romanian Holocaust and, after the defeat of Nazi Germany and the triumph of the Red Army, to leave what would become Soviet Chernovtsy for Romania in 1945. I was born in Romanian Timisoara a few years later. Olha Ostaficiuc remained in Chernovtsy and Irene was born there. Later, we all emigrated to the US, but Olha and Lotte would never meet again. Certainly, when Olha and Lotte faced the school photographer in mid-1930's Cernăuţi, they were looking ahead to a future of possibility: they could not yet know how fragile their world had become and how vulnerable their friendship would prove to be.

For me, the email from Irene – the knowledge it brought as well as the recollections it engendered from my mother – were a complete surprise. I had known from my mother's stories that the Hoffmann school was a Jewish-attended private school for girls that prepared students for the national Baccalaureate exam that my mother was proud of passing on a first try, in spite of

3 See 29 October 2012 posting by Bianca Rosenthal on the czernowitz.ehpes.com website.

blatant anti-Semitic discrimination on the part of Romanian examiners.⁴ Until I asked her about Olha Ostaficiuc, however, she had not told me that non-Jewish girls studied in the school as well, nor that she had had Ukrainian girlfriends. These details were simply not part of her narrative about her childhood and teens, a narrative that, over the years, had acquired certain fixity, as all our life stories tend to do. But her school photographs, and the correspondence they engendered, provided a trigger for connection and investigation and, indeed, an expanded understanding of ethnic relations, and Christian-Jewish co-habitation, in interwar Cernăuți.

Why school photos?

School photos, such as the one in which Olha Ostaficiuc and Lotte Hirsch sit next to one another in the first row, legs tucked under on a bare outdoor floor, belong to a genre of vernacular images that can be found throughout the world. They exist in virtually every student's life and family album, and commonly serve as vehicles of recognition, remembrance and commemoration.

Despite their ubiquitous presence, however – or, perhaps, because of their ubiquity – school photos are generally considered unremarkable objects: pictures that sit in private family collections or in public archives without attracting a great deal of special attention. Their surfaces seem opaque, the information they offer limited. In this essay, however, it is this commonly held view that we seek to challenge. The memorial power and historical value of school photographs emerge most clearly and substantively, we argue, when we consider the assimilationist and integrationist ideologies that structure them as a medium, and when we examine what happens when these ideologies shift or are altered by changing historical circumstances – as they regrettably did soon after Olha and Lotte completed their Gymnasium studies.

How, in this light, do school photographs work? For example, what knowledge was Lotte and Olha's Hoffman Gymnasium class photo chosen to fulfill when it was published as one of a very small number of illustrations for the article on the city of Chernivtsi in the *Yivo Encyclopedia of the Jews in Europe* (2009) and, subsequently, when it was posted on that Encyclopedia's internet website alongside pictures of the Jewish temple and a group of Yiddish language writers?⁵

4 For a detailed discussion of Romanian anti-Semitic discrimination in schools and the use of quotas to limit or deny admission to courses of study and institutions of higher learning, see Marianne Hirsch and Leo Spitzer: *Ghosts of Home: The Afterlife of Czernowitz in Jewish Memory*. Berkeley 2010, pp. 69–70, 72–81.

5 Gershon David Hundert (ed.): *Yivo Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*. Vol. 1. New Haven 2008, p. 313.

Most often taken by commercial photographers with seemingly few if any artistic aspirations and little desire to deviate from formulaic representations, school photos, everywhere, share many of the same features. Generally, they portray a group of students, standing or sitting on benches or by their desks (or sitting and standing outdoors, in rows, by the school building) facing forward and looking at the photographer. At times, they also depict staged scenes of in-class instruction. In all instances, the camera set-up is instrumental in arranging a collected assemblage that includes the presence of one or more teachers – authority figures who, with the photographer, constitute the disciplining powers enjoining students to assume postures and gazes that demonstrate acquiescence to an imposed group identity.

In this regard, of course, the larger national or group matrix in which a school – and, by extension, every school class – is embedded, plays a key ideological role. Accredited by the municipality and/or the state, schools are the institutions that teach children to read and write, and that provide them with elements of a national literary and scientific culture and, especially, of its versions of history. They are also the sites that instruct students in rules of acceptable behavior and morality, tutor them in civic responsibility, and instill respect for authority and the established economic order.⁶ In addition, schools may reflect pedagogies of social life, imparting useful lessons about differences in race, class, gender, religion and ethnicity. They reveal trajectories of failure and success, blockage and advancement, and the factors that shape these in given communities. While they may be aided [or, in some cases impeded] in these tasks of ideological and civic inculcation by other institutions – by the family, the law, the media, and the arts – schools are primary agencies in shaping and reinforcing values, outlooks, beliefs, and myths that constitute citizenship in the society where they are located. Inasmuch as they are accredited by the state, even private schools dedicated to the education of economically more privileged children, or children of particular religious or ethnic groups, like the often Jewish-identified Hoffmann Lyceum, conform to this general ideological role. In Michel Foucault's terms, they, like all other state-certified institutions, "discipline bodies" (and minds) to fit into the dominant hegemonic order.⁷

6 For comparative examinations of ideological functions served by schools, see Lawrence Stone (ed.): *Schooling and Society: Studies in the History of Education*. Baltimore 1976; Mary Jo Maynes: *Schooling in Western Europe: A Social History*. Albany 1985, pp. 33–83; Mary Jo Maynes: *Schooling for the People: Comparative Local Studies of Schooling History in France and Germany, 1750–1850*. New York 1985.

7 For the classic formulation of the concept of ideological interpellation and the role of "Ideological State Apparatuses" (the educational institutions, the family, the law, the media,

Like school report cards and diplomas, class photos can thus be considered as a form of certification available to everyone portrayed – a confirmation of grade level, grade ascendancy, and of participation in a trajectory of socialization defining group as well as national belonging and citizenship. Each image is both a form and an instrument – visual evidence – of a commonality among the students in a class that attempts to minimize or to erase the differences that shape social life both outside and inside the school. It reinforces forms of conformity and standardization already made evident in the mandated wearing of school uniforms and in regulated dress and hair codes. Differences among the students – in religion or ethnicity, sociability, creativity, intelligence, and between compliant and rebellious ones – are rendered invisible by the photographs’ conventions. At the same time, however, some of these differences can become discernible to those who are attuned to decoding them.

But, school photographs and the camera with which they are taken do even more than certify a step in the trajectory of ideological incorporation, however textured by marks of difference. They not only instantiate the institutional processes of interpellation; they also record the social processes that support and contest them. Unlike portraits, which, in Hans Georg Gadamer’s terms, produce an “increase of being,” a “surplus” that consolidates the uniqueness of the individual subject that is being depicted, class photos tend to negate that uniqueness and, in that sense, become “anti-portraits” structured by school’s institutional gaze.⁸

School Photos and Jewish Emancipation

The power of this institutional gaze is mobilized very early in the history of photography. We see it in this relatively old class photograph, dated circa 1900, taken at an unidentified school in Czernowitz. Posted on czernowitz.ehpes.com, the photo’s caption identifies only one boy, Adolf Blond, standing in the back row, extreme right. Born in October 1892, that boy, we learn from

and the arts) in constituting individuals as subjects within the state, see Louis Althusser: *Ideology and Ideological State Apparatuses* (Notes towards an investigation). In: L.A.: *Lenin and Philosophy and Other Essays* (trans. Ben Brewster). New York 1971, pp. 143–182. For the institutional role of photography and its specific uses in the rationalization of labor in the United States in the last decades of the nineteenth and early twentieth centuries, see Elspeth H. Brown: *The Corporate Eye: Photography and the Rationalization of American Commercial Culture*. Baltimore, MD 2005, especially pp. 1–64.

8 Hans-Georg Gadamer: *Truth and Method* (trans. Joel Weinsheine and Donald G. Marshall). New York 1975. For a discussion of Gadamer and the “increase of being” in portraiture, see Ernst van Alphen: *The Portrait’s Dispersal*. In: E.v. a.: *Art in Mind. How Contemporary Images Shape Thought*. Chicago 2005, pp. 21–47.

Fig. 4: Class photo with Adolf Blond (back row, right), unidentified school in Czernowitz, circa 1900



the accompanying text, would survive imprisonment in the Buchenwald concentration camp during World War II and subsequently manage to immigrate to England. The photo appears in a small collection on the website's folder dedicated to pre-1945 photographs, a collection donated by Arthur Rindner, a distant relative of Adolf Blond's, who became the custodian of these orphaned family pictures.

Indeed, nothing in his school photo suggests that Blond and other Jews in the class would become victims of extreme marginalization and genocidal persecution in future years – some of it perhaps perpetrated by fellow classmates with ethnic Romanian or Ukrainian family backgrounds. And nothing here gives a clue to how, around 1900, a Jewish child like Adolf Blond would have ended up in a modern ethnically integrated classroom such as this one. Nothing points back to the religious elementary schools (*badarim*), and Talmudic academies (*yeshivot*) that his grandfather and great-grandfather would have attended fifty-to-one hundred years earlier in one of the *shtetlach* or towns in the nearby rural regions.

The assimilationist journey that brought Adolf Blond to this state elementary school for boys in Czernowitz, on the outer limits of the Austro-Habsburg Empire, was mirrored in other imperial contexts across the world around the same time. We see its results in late 19th century school photographs from a Catholic Mission school in 19th century India. We see it in school photos taken in the 1890s in Freetown, capital of the British West African colony of Sierra Leone – images of descendants of liberated slaves in a class at the Anglican Church Mission sponsored Fourah Bay College, the first European-style university in West Africa. If we examine the school picture of Adolf Blond alongside these images, comparatively, as well as alongside the extensive archive of school photos taken in the United States from the 1860's onward of American



Fig. 5: Catholic Mission school in India, mid 19th century



Fig. 6: Fourah Bay College, Freetown, Sierra Leone in 1880s

Indian and African American children to display the process of cultural and, in many cases, also religious conversion in the direction of Anglo-Americanization, much becomes visually and conceptually clearer. We can begin to appreciate the important ideological role that photography played in a global project of cultural (and often, religious) assimilationism that was taking place in different imperial contexts and time frames from the 1780's to the early 20th century.⁹

9 Class photos as evidence of cultural transformation in the direction of a dominant "Caucasian standard of civilization" were especially made at educational establishments intended for the "civilization" of American Indians (e.g., Carlisle Indian School, Tulalip Indian School), African Americans and American Indians (e.g., the Hampton Institute), and various colonial schools in West Africa (e.g., Fourah Bay College and New Town West School, Freetown, Sierra Leone). The photos from the American Indian schools are especially inte-

The concept of assimilation has often been associated with the educational process of cultural transformation and societal integration in which schools play such a key role. Assimilation, however, is frequently conceived as an absolute, all-inclusive, and unidirectional move into the world of the dominant – as a transformative undertaking that severs those it involves from the pull of alternative identifications. A better way, we would argue, would be to understand this concept more broadly and multidirectionally, as a process of adaptation and adjustment, involving conformity and incorporation, as well as resistance and refusal. School photos are particularly useful documents to study the contradictory process of assimilation: each can be read as a snapshot of a particular moment in this process, revealing its pushes and pulls, the assent and dissent, the gains and the losses, and the multiple erasures, that characterize this fraught recursive trajectory.¹⁰

On the surface, the class in Adolf Blond's 1900 picture in Czernowitz seems rather homogeneous. When we, as distant viewers located in another time and place study it – or, for that matter, study other early 20th century photos from Central European schools with sizeable Jewish enrollments – it is not easy to discern significant social, economic, and religious differences in the depicted children. Nor, for that matter, do any of these photos seem to yield much historical information beyond what becomes apparent from styles of dress, external appearance, and background details. They don't show the long transformative trajectory of cultural, political, and economic change of which Blond and the other Jewish children are products. By the time his school photograph was snapped in 1900, Jewish emancipation and adoption of bourgeois cultural standards had been in process for more than a century, and Jewish children had already been enrolled, educated, and ideologically inculcated in mixed-group

resting in this respect because many of them were made at two different points in time: when the Native American children were first brought to the school, generally with long hair and wearing their native costumes, and sometime afterward, in school uniforms and with hair cut short and parted on the side. See Laura Wexler: *Tender Violence: Domestic Visions in an Age of U.S. Imperialism*. Chapel Hill 2000, for the social and political role of photography during this period. Also see H. P. Mauro: *The Art of Americanization at the Carlisle Indian School Albuquerque 2011*; David Wallace Adams: *Education for Extinction, American Indians and the Boarding School Experience 1875–1928*. Lawrence 1995; “An Indian Boarding School Gallery,” <<http://irwinator.com/126/wdoc211.htm>>, 24.12.2014.

- 10 Three works by influential twentieth-century sociologists refer to assimilation in this sense of complete conformity and merging: Robert E. Park, E.W. Burgess: *Introduction to the Science of Sociology*. Chicago 1921, p. 735; J. Gould, W. L. Kolb (eds.): *A Dictionary of the Social Sciences*. New York 1946, p. 38; and G. A. Theodorson and A. G. Theodorson: *A Modern Dictionary of Sociology*. New York 1969, p. 17. Our more multidirectional approach is inspired by Michael Rothberg: *Multidirectional Memory: Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization*. Stanford 2009.

state-controlled schools for generations. In this, Jewish assimilation distinguishes itself from the significantly later moves to assimilate African-American, American Indian and colonial children in Africa, Asia and the Americas that coincided with the emergence of school photography.

To perceive the scale of change for Jews in this Habsburg Imperial region of Europe we actually have to begin in the late 18th century – many decades before the emergence of modern photography – with Emperor Joseph II's 1781 promulgation of an Edict of Tolerance containing far-reaching reform measures lifting restrictions against Jews. These measures were enhanced in increments until Habsburg Jews finally realized full legal and political rights as Austrian citizens in the 1860s and 1870s. But it is important to stress that this particular instance of emancipation and cultural transformation “induced from above” was but one manifestation of a much larger Euro-American phenomenon affecting many different minority and colonized populations. Facilitated by the widespread expansion of industrial capitalism, yet often also earned through bloody struggle and confrontation, various groups, deeply submerged in the strata of society, also gained freedom in the 19th century from confining legal and social disabilities and entered into the modern world. The liberation of slaves in Europe and the Americas, the elimination of the remnants of serfdom, the emancipation of the Catholic minority in the United Kingdom, and the beginnings of the struggle for women's rights: all were also milestones attesting to the emancipatory flow of this era of change.¹¹

What motivated these transformations? In a number of instances, they were imposed from the top-down, by Imperial or governmental authorities wishing to integrate subjected and colonized peoples into a more effectively controlled centralized state. Joseph II's Edict of Tolerance was conceived as one of a series of reform measures that would transform the Habsburg Empire into a unified and centralized entity through the elimination of local ethnic particularisms and the barriers created by estates, corporations, and denominations. In other cases, they were mobilized by Liberal thinkers, rooted in the rational ideas of the Enlightenment, who actively toiled to improve the life-conditions of subordinated and downtrodden groups, and who wished to incorporate them with greater freedoms into dominant societies. Everywhere, however, Liberal and other reformers expected – indeed, demanded – that the members of emancipated populations adapt and conform to the values, outlooks, and ways of the emancipators. Before they could hope for a degree of civil acceptance in the world of the sovereign, the so-called culturally backward and inferior subjects

11 See Leo Spitzer: *Lives in Between: The Experience of Marginality in a Century of Emancipation*. New York 1999, pp. 19–39.

needed to be modified and transformed – “uplifted,” “bettered,” “improved” from their previously “degraded” character and existence. The belief was that culturally induced “primitive,” “barbaric,” “backward” ways of living, thinking, and worshiping needed to be erased and replaced.¹²

Arguably, the transformative ideology supporting the emancipation and movement into class society of Jews (and, subsequently, Blacks, American Indians, and other groups as well) was not racist in a biological/genetic sense. But it was unequivocally culturally chauvinistic, resting on the contrasts drawn between notions of “backwardness” “degradation,” “deficiency,” and their opposites, “civilization” and “progress.” According to the emancipators, the emancipated, to be truly liberated from subordination (and effectively controlled), had to “become like us.”¹³

Schools were the principal instrument by which social reformers hoped to bring about transformative “uplifting” transformation. In the Habsburg realm, the “recasting” occurred institutionally by requiring Jewish children to attend state-controlled schools. These schools, as Jacob Katz has noted, were instrumental in “breaking the hold” of the religious elementary schools and Talmudic academies.¹⁴ They instructed Jewish children in German and exposed them to literatures, subjects, and views of the world that had previously been denied to all but the wealthiest and most privileged among them. “Push-and-pull” dynamics energized the process: penalties, often harsh, for non-cooperation and non-compliance, but also rewards, in the form of greater physical and social mobility, increasing rights, and material and economic benefits.

Unquestionably, the changes induced by assimilationism were not intended to bring about social equality or eliminate power differences among the rulers and the ruled, wherever these changes took place. Nonetheless despite their moderate transformative intent, significant countercurrents always affected the dynamics of the process: reactionary and often racist blockages by officials and citizens unsympathetic to emancipation and assimilation, as well as resistances from old-order religious and political authorities who rightly perceived the challenge that it posed. In the Habsburg-ruled Galicia and Bukowina provinces, for example, Orthodox and Hassidic Jews resisted the prescribed secular education of Jewish youth, as well as the centralizing imperial policies that limited the autonomy of Jewish communal organizations. Many younger Jews, however, especially those in cities like Czernowitz or Lemberg who were

¹² Ibid.

¹³ George M. Fredrickson: *Racism: A Short History*. Princeton 2002.

¹⁴ Jacob Katz: *Out of the Ghetto: The Social Background of Jewish Emancipation, 1770–1870*. New York 1978, pp. 57–68.



Fig. 7a–b: School photos taken of Apache children upon arrival at Carlisle Indian School in Pennsylvania in 1866 and, to demonstrate the „progress of civilization,“ four months later

most exposed to Austro-German cultural influences through schooling, increasingly took advantage of the opportunities offered by the newly granted emancipatory rights. Throughout the second half of the 19th century, these urban Jews who were “Germanized” in language and culture increasingly moved into the bourgeois realm of class society. They came to view themselves as representatives of the Austro-German Kulturreich and as agents of the Austro-Habsburg imperial mission in the East.¹⁵

¹⁵ Hirsch, Spitzer: *Ghosts of Home*, pp. 25–35.

The photographic archives of the different imperial projects to assimilate subordinated “others” – Jews in Central Europe, African and Indian colonial subjects, and indigenous and African-Americans in the U.S – are quite different. Jewish assimilation through schooling, while increasingly evident and, with the growth of anti-Semitism in the 1880s, increasingly resented, was neither broadly publicized nor denied. Most certainly, it was not blatantly propagandized as was the movement to “civilize” black and Indian children in the United States.

Nor was the Habsburg assimilationist regime as totalizing or violent. Habsburg era school photos from the early 20th century reflect a sense of incorporation rather than difference even as they fail to reflect the always-present countercurrents that, in years to come, would increasingly become more dangerous and vehement. Hiding what came before in a seemingly tolerant present, they also fail to contain warnings about what might come after.

In an image from the late 1910's, for example, Lotte Gottfried's older sister Friederike is standing in the back row surrounded by classmates from other Czernowitz ethnic groups. All the young women here have donned their uniforms and have learned to assume the postures of proper young womanhood – fold their hands, keep their legs together, assent to the bodily regime demanded by the discipline of schooling, enforced by the central teacher and reinforced by the camera. They have learned to blend in, to erase their differences, to aspire to full integration, even to believe they have achieved it. And yet, we know that those who embraced and those who contested the assimilationist project in Central Europe, those who integrated and converted and those who developed alternative affiliations and ideologies ranging from diaspora nationalism to Zionism, all equally became targets of the genocidal campaign that would erupt in the imminent future toward which the children were looking as they faced the camera.

Separation, Segregation, Exclusion

A more complex field of looks and gazes does of course emerge if we examine school images not only through the ideologies they embody, or from the single point perspective of the photographer and camera, but consider the subjects of the images – the children who are being photographed – and their viewers, whether at the time when they were taken or years and decades later. School photos, like all photographs, have the capacity of recording contradictions that the conventionality and uniformity of poses, middle-distance camera angles, and institutional sanctions would seem to exclude. Certainly, every group image, assembling a number of diverse individuals, inscribes a greater range of



Fig. 8: Class photo with Friederike Gottfried (back row, second from left), unidentified school in Czernowitz, presumably graduating class, 1918

gestures and meanings than the photographer would have intended to record or the event of the image would have accommodated. These forms of subversion and resistance are part of the multi-faceted pedagogies of sameness and difference that school photographs represent. And it is this multiplicity of meanings, what Ariella Azoulay calls the “heterogeneous knowledge” of photographs, that makes them such valuable documents of social and civic life, and thus also such important memorial objects in the aftermath of destruction.¹⁶ Connected to the complexities and vulnerabilities of childhood and youth, school photos keep developing, as it were, activating and reactivating memory and affect in shifting present circumstances. Invisibly, they contain their own future in which they will be looked at, re-evaluated, and in which they will have new roles to play, and new questions to answer as ideologies change or simply evolve.

By bringing into focus the subordination of individuality to group membership and incorporation into a social and civic assemblage, school pictures convey the individual child’s desire, but often also the reluctance to belong to the group. And, indeed, this tension between individuality and trans-individual anonymity, between assimilation to the group, on the one hand, and subversion and resistance, on the other, is a characteristic of the emotional life of class photos. This is especially true of images taken at moments of political

¹⁶ Ariella Azoulay: *Civil Imagination: A Political Ontology of Photography*. Cambridge 2012, p. 117.

turmoil when citizenship is impaired or denied as some social groups within the body politic are singled out and redefined through prejudice and exclusion.

Throughout the 1920s, after the World War I dissolution of the Habsburg Empire, ideologues of Romanianization employed the educational realm as the main institutional medium to transform the predominantly multi-ethnic northern Bukowina into an overwhelmingly Romanian province. Their most persistent and intense attack was on the urban state supported secondary schools – the lycées and gymnasia – and on the university in Cernăuți. In these institutions, German and, overwhelmingly, German-speaking Jewish pupils predominated in enrollment – a reflection of their status as an urban elite during the Habsburg era. The measures that were implemented by the Romanian authorities did not spare the Ukrainian or Polish lycées, but, by far, their main thrust was directed at the German-Jewish Liceul de Stat No. 3 in Cernăuți and the German Liceul Real No. 2, where the vast majority of registered students were Jews.¹⁷

As Irina Livezeanu has indicated in her discussion of the nationalization of the secondary schools in the Bukowina: “to many Romanians ... Jewish preponderance in urban secondary schools, and especially in the provincial capital’s lycées, flew in the face of national pride and nationalist goals.”¹⁸ Even though Romanian, as the main language of instruction, and classes in the “history and geography of the Fatherland” were mandated in the curriculum, the more extreme Romanian nationalists increasingly also pushed for the drastic reduction in enrollment, if not exclusion, of Jewish youths from state-run academic institutions, especially from the university. Romanian youths, enrolled in larger numbers, would then gain the training to dominate all sectors of the economic and cultural scene. Teachers who taught in Ukrainian or in German – the latter, in large part, consisting primarily of Jews – were either fired or demoted from state supported educational facilities.

In Cernăuți, many affluent, as well as lower-middle and middle class Jews able to pay tuition costs, responded to discriminatory practices and the increasing exclusion of their children from the public schools by enrolling them in newly established Jewish-owned private elementary (*Scoli primare*) and secondary schools (*Scoli secundare*). Initially only few institutions of this kind existed, mainly at the secondary level – the elite Hoffmann Liceul for young women, perhaps, one of the more desirable among them. But throughout the

17 For a more detailed discussion of the post World War I changes in Czernowitz, see Hirsch and Spitzer: *Ghosts of Home*, Chapter Four, “The Idea of Czernowitz.”

18 Irina Livezeanu: *Cultural Politics in Greater Romania: Regionalism, National Building, and Ethnic Struggle, 1918–1930*. Ithaca, London 1995, p. 70.

1920s, additional alternative “Jewish enrollment” schools, emerged, including the highly regarded Safah Ivriah, which combined state-mandated curricular with supplemental Hebrew-language course instruction at both the primary and secondary levels. By the mid-1930s, as anti-Semitism further intensified and Romanian fascism found massive expression through the militant Iron Guard, many additional Jewish private schools were founded, including the Meisler, Elite, Kramer, and Comenius schools. A number of extra-curricular Zionist and non-Zionist Marxist- children and youth groups, moreover – Hashomer Hatzair, Blau-Weiss, Poale Zion – in which some instruction in Hebrew, Yiddish, and Jewish history was available, gained popularity as well. The schooling available in these organizations, obviously, was not state-accredited.¹⁹

It was especially at the baccalaureate stage of secondary education that Jewish students became most liable to be victimized by exclusionary practices and violence, and where relatively few alternative options existed for them, at least within Greater Romania itself. The employment of a discriminatory baccalaureate examination to screen secondary school students for university admission, and the intensification of restrictive enrollment practices in the various university faculties, became insurmountable barriers for the attainment of higher education by Jews. Jewish students, who had regularly made up at least one-third of the total university enrollment, were specifically targeted in an undeclared *numerus clausus* (quota) policy which was not only intended to block their university admission but also their eventual entry into the post-graduate professions and the leadership stratum of society.²⁰ Already in 1926, the killing of the Jewish student David Fallik – an extreme, well-publicized, but by no means isolated incident of right-wing violence directed against Jews – illuminated the increasingly open anti-Semitism of these times.

A teacher of Romanian history, Emil Diaconescu, who had been a government-appointed external examiner for the qualifying baccalaureate examina-

19 Anuarul General al Municipiului Cernăuți, 1936 (Cernăuți, 1936), provides the names of the city’s schools and lists the administrative staff and faculty of each. A very informative discussion of Cernăuți schools, especially in the 1930s, can be found by following the “school” discussion thread in October–November 2012 in the Cz-L link on <http://czer-nowitz.ehpes.com>.

20 1926 was the second year that the bac exam was administered in Greater Romania. Last given under the Austrian regime in 1908, it had been reinstituted in 1925 as a way to screen high school seniors for entrance to universities. Critics, justifiably, saw the reintroduction of the test, and its administration largely by government appointed examiners willing to use it against students belonging to minority nationalities in the newly acquired provinces, as blatant state-supported discrimination against them. See Livezeanu: Cultural Politics in Greater Romania, p. 79.



*Fig. 9: Elite School,
3d grade, 1936-7*



*Fig. 10: Meisler
School, 2nd grade,
1937-8*

tion for admission to university studies, was accosted and manhandled on leaving the café by an angry crowd. The assailants, mainly Jewish high school students and a few Jewish adults, were enraged by the fact that Diaconescu had failed 92 out of 94 Jews who had taken the test at the Aron Pumnul lycée – a deliberate strategy, they maintained, to introduce an illegal *numerus clausus* policy and deny Jews university admission. Earlier in the day, Diaconescu had been confronted publicly on the same matter by David Fallik, one of the failed students, who questioned his motives and, frustrated by the response, had shouted “Down with Diaconescu!” Fallik and the others in the subsequent café incident – 24 altogether – were arrested, charged with “assault of a public

official in the performance of his duty,” and put on trial. The local Romanian press fueled an anti-Semitic backlash by charging that Fallik and the other accused Jews had not just acted spontaneously from anger, or simply insulted a Romanian authority. Their aggression, they alleged, was in fact at the vanguard of a long-planned attack by Jews on the “genuine citizens” of the Romanian nation.²¹ A few weeks later, while the defendants were leaving the court during a recess in their trial, a Romanian student and fascist sympathizer from the University of Iași, Neculai Totu, shot David Fallik twice in the abdomen.²² Fallik died two days later. His murderer confessed to premeditated murder but justified his actions because “the Jew Fallik ... had struck a teacher, and in striking a teacher ... had struck the State itself.” Judged “not guilty” after a ten minute long jury deliberation in a trial in the southern Bukowina city of Câmpulung, Totu was touted as a hero. His lawyer, one of hundreds who had volunteered for the honor of defending him, celebrated his client’s release with a portentous threat to Jews. Like Fallik, the lawyer announced, “so will die all the country’s enemies, by innumerable bullets ... fired against the filthy beasts.”²³

This incident occurred a decade before the photo of Lotte Gottfried and Olha Ostaficiuc was taken. And yet, throughout the 1920s and 1930s, even as anti-Semitism was increasing in intensity and brutality and challenging the assimilationist ethos that had created the multi-ethnic classrooms of Czerowitz and Cernăuți, class photos at the various public and private schools continued to be taken and disseminated. Tellingly, however, the strict conventions structuring such photos make the tensions and threats that so troubled the every-day school experience of Jewish children and young adults difficult to detect visually. Only through a contextual viewing, supplemented if at all possible with narratives and testimonies from the subjects depicted in them, can we hope to decode them

21 For additional details on the Fallik story, see Livezeanu: *Cultural Politics in Greater Romania*, p. 80. Also see Berthold Brandmarker: *David Fallik*. In: Hugo Gold (ed.): *Geschichte der Juden in der Bukowina*. Vol. 2. Tel Aviv 1962, pp. 174–175.

22 Totu was then active in the proto-Fascist “Brotherhood of the Cross.” Some years later, after receiving a law degree from the University of Iași, he became a leader in the Fascist Romanian Iron Guard. He fought in the Spanish civil war on Franco’s side. See Livezeanu: *Cultural Politics in Greater Romania*, p. 85.

23 Josef Ebner: *Aus der Welt von Gestern in der jüdischen Renaissance-Bewegung*, and Brandmarker, *David Fallik*. In: Gold: *Geschichte der Juden in der Bukowina*, p. 128 and 174–176; Livezeanu: *Cultural Politics in Greater Romania*, p. 86; Radu Ioanid: *The Holocaust in Romania: The Destruction of Jews and Gypsies under the Antonescu Regime, 1940–1944*. Chicago 2000, p. 17; Romanian Ministry of Foreign Affairs Archives, RG 25.006M, roll 4, “Chronology of Anti-Semitism in Romania, 1926–1927,” 18 (on microfilm, United Holocaust Memorial Museum).

Aftermaths

The resources of the internet have afforded survivors of catastrophic loss with numerous open-ended opportunities to collect and to reconstruct lost communities such as that of Czernowitz/Cernăuți. And indeed group photos, such as school photos, play an important role in these efforts to reanimate lost communities collectively and connectively. Viewing these memorial websites and listservs we can assess what role schools and school pictures play in structuring communal memories and, indeed, how the archives of digital memory allow



THE MUSEUM OF FAMILY HISTORY museumoffamilyhistory.com

Home | Site Map | Exhibitions | About the Museum | Education | Contact Us | Links

Town with a Jewish Past: The Schools of Czernowitz

Introduction

For those who spent part or all of their youth in pre-war Czernowitz, their memories are most likely bittersweet. They can remember some of their teachers whom they might have admired and learned well from, as well as their fellow students and friends with whom they once attended school. It is often difficult for them, however, to look back on these times with only fond, nostalgic memories that might somehow comfort them, as so many of us do as we get older when we reflect back on our youth. So many of their classmates perished in Czernowitz and the surrounding towns, or in ghettos, or were deported to Transnistria or a number of concentration camps scattered throughout Europe. Many, though, were fortunate to either have emigrated before the war, or were blessed and somehow survived the Holocaust.

Whatever the fate of the students who attended these dear schools, after some sixty five years or more since the Russians marched brazenly into Czernowitz, it is not only nice, but is a mitzvah, to honor their memory by remembering them. In this series of pages, there exist many school photos that cover the spectrum of ages and grades of the Czernowitz youth, from kindergarten to university level.

For those of you who may have attended school in Czernowitz, you might remember the good times you had with your classmates. Certainly, if you happen to remember the names of anyone in these photos currently unidentified, please contact the Museum of Family History at the website e-mail address postmaster@museumoffamilyhistory.com with the information needed, i.e. from which photo you are making the identification, the location of the student (or teacher) in the photo whom you wish to identify. For those of you not from Czernowitz, you may only be able to gaze at the visages of these fine, young people, and imagine what kind of souls they might have been during these times, and what might have become of them.

At the Museum

- NYAJ Cemetery Project

External links of interest

- Czernowitz/Bukovina History and Genealogy
- History of the Jews in the Bukovina (Yisroel Book)
- Bukovina Jews World Union
- Bukovina
- Bukovina ShtetLinks page
- Radeutz ShtetLinks page
- Sedguz ShtetLinks page
- Storjinet ShtetLinks page
- Radeutz Jewish Heritage and Cemetery Preservation
- Chernivtsi city website
- Hesed Shushana
- Czernowitz/Bukovina (in German)
- Gura Humorului
- 1908 Conference on the Yiddish Language

Fig. 11: *Town with a Jewish Past: The Schools of Czernowitz* (The Museum of Family History)

the Jewish assimilationist ethos that so dominates the popular history of Czer-nowitz to evolve in response to well-known blockages and contradictions. A close look at these digital memorial exchanges, however, shows to what extent they continue to be dominated by an ethos of virtually unbroken assimilation and integration, especially where schooling is concerned. This may be less surprising when we consider three factors that come together here: the positive nostalgia that tends to color childhood memories; the integrationist ideology that structures the genre of school photos; and the conviviality created in social networking spaces.

The ambitious Museum of Family History curated by Steven Lasky²⁴ contains an enormous range of resources attempting to reconstruct the Jewish cultures of Eastern Europe and its lost communities – including films and film clips, photographs, musical and voice recordings, maps, bibliographies, recipes, restaurant menus, reconstructions of buildings and businesses, such as photographic studios, programs from Yiddish theater performances, reviews of literary works, as well as an elaborate cemetery project. Czernowitz is one of only three non-Polish towns in Eastern Europe to which the museum devotes a series of pages where virtual visitors can encounter a rich amount of information from family and public holdings.

Among these is an extensive page devoted to schools which lists the names of a number of inter-war and post-war schools, and a series of class photos some of which are accompanied by the names of select students and teachers, and by the invitation to write to the webmaster with additional information on the institutions and individuals depicted.²⁵ There is also a list of schools for which no photos were available. The inclusion of these pages on schools and school pictures is indicative of the aims of the Museum of Family History's digital archive: to discover and to communicate something of the intimate textures of the familial and communal lives that were displaced or destroyed. In this section, we find the range and multiplicity of schools Jewish children attended and the social connections they forged. We see the kinds of special occasions that warranted being photographed: school excursions, end of year performances, including, for example, Romanian folk dances in full national costume at the Liceul de Fete No.2 public girls' school in 1930s Cernăuți. The images and stories, and the invitations issued to visitors to participate in identifying and supplementing them, give a sense of daily life

24 <<http://museumoffamilyhistory.com/ftp-main.htm>>, 24.12.2014.

25 See "Town with a Jewish Past: The Schools of Czernowitz," <<http://museumoffamilyhistory.com/czernowitz-schools.htm>>, 24.12.2014.

in Cernăuți between the wars that seems immune from the realities of anti-Semitic persecution.

Most of the images and stories about Czernowitz included in the Museum of Family History were reposted from the “Czernowitz Genealogy and History” (czerno.ehpes.com) website. More than the singly curated Museum of Family History, the interactive character of the Czernowitz ehpes site enables a lively connectivity and thus also an effective reanimation of the school images and the lives and communities they represent. That is because the Czerno ehpes website is linked to and emerges from a listserv, set up more than a decade ago, and thus many of the photos were uploaded in response to specific discussions pursued on list exchanges and to questions posed to them by members of the second and third generations. The images provide the occasion for shared recollections among list members born in Cernăuți and facilitate their effort to reconstruct the years of their schooling.

These exchanges enable those of us in subsequent generations to appreciate some small quality of the past we could never otherwise have been able to know, and it also enables us to see which qualities of the past survive in recollection. The correspondence on the listserv, combined with the capabilities of the website and a more informal blog, can enliven past lives and reanimate the civil gaze elicited by class photos in powerful ways. On the Czerno-L listserv, memories and postmemories are not just recalled: they are created collaboratively through a combination of recollection, exchange, correction and imagination.²⁶ The extended discussion stirred up by a question about schools and school pictures is a good example. Images were uploaded, in virtual conversation classmates and teachers were identified collaboratively, schools were located on specific streets, on the right or left side of the street, the evolution of schools under the Romanian and then the Soviet regimes were traced, initial misconceptions were corrected, revised, rethought. What are the school buildings now, what are they called? List members researched the questions and provided information, corrected each other, speculated on why the names were changed and when. One participant provided city directories he had acquired and scanned from 1924, 1927, and 1936 that include the names of teachers and their subjects. A great deal can be deduced from the names – Jewish, German, Romanian, Ukrainian. More transformations were traced into the 1940’s and beyond.

26 They become what media theorist Andrew Hoskins calls “on the fly” memories, constructed and altered even as they emerge connectively. The “on the fly memories” concept derives from “on the fly programming” or “live coding” in which programmers/performers/composers alter the program even as it is running, without stopping or restarting it. See Andrew Hoskins: *Digital Network Memory*. In: Astrid Erll, Ann Rigney (eds.): *Mediation, Remediation, and the Dynamics of Cultural Memory*. Berlin 2009, pp. 91–96.

But the fullest sense of a childhood lived in these moment of radical transition can be found in individual emails, such as those sent by Mordecai about the reopening of school at the end of the war, for example:

Did any of you attend the Jewish school that was opened by the Fascist Romanian authorities, I believe in begin of 1944, in apprehension of the approaching Soviet Army, and at which we attended lessons in Romanian (and Yiddish?)? I believe it was somewhere in an alley branching off the Springbrunnengasse. What do you recall? Do any of you have any info about the background to the opening of this school? I recall my happiness and relief to meet scores Jewish children, of all ages (I was just 11 at the time), and to attend schooling again after over two years of staying at home ... and attending only Hebrew and Tora lessons at the home of a gifted Melamed who endangered his and his family's life by tutoring us. ...

Regards

Mordecai

Or we might go back in time to the 1930's, and Berti Glaubach's emails about the private Elite elementary school he attended in Cernăuți in the late 1930's, and in the responses by Anny Matar, who attended the parallel Meisler school, also private. Each recalls fellow students, teachers, the curriculum, particular incidents. Each is eager to testify to the wartime fates of teachers and students: as Berti Glaubach writes, "we had about 20 pupils in each class. Some 14 or 15 Jews, 6 Christians of whom 4 Romanians and 2 Germans. ...My best friend was of Armenian origin but considered entirely Romanian. "He recalls where his classmates lived, and he attaches a photo of a birthday gathering. A vision of an integrated, multi-cultural school atmosphere, mostly tolerant, emerges, though he also makes sure to name a classmate named Lupu-Strejac who was a "young declared anti-semitic. ... Still I hope there are some alive, specially non-Jews in Europe. ... after so many years could be interesting to hear from anyone." Berti Glaubach ends each of his emails with this kind of future-oriented gesture and hope, reactivating the spirit of social integration that school photos mark. And, after all, why not? In the aftermath of social disintegration, these on-line practices of connective memory could easily lead to such unlikely meetings, online or in person. Even after so many years.

Deutsche Kultur und geistiges Proletariat

Zur Ambivalenz der Czernowitzer Franz-Josephs-Universität (1875–1918)

JEROEN VAN DRUNEN

Die deutschsprachige Franz-Josephs-Universität in Czernowitz gilt in mehrfacher Hinsicht als eines der stärksten institutionellen Symbole in der Bukowina zu Habsburgerzeiten. Wie im Fall anderer Wahrzeichen des ‚Bukowiner Mythos‘ wurde auch die Universität häufig als Kristallisationspunkt von Zivilisation und Toleranz dargestellt. In der Praxis bewegte sich die Universität stets auf einer Gratwanderung zwischen Stolz und Befangenheit, zwischen der Mission, als Fanal der deutschen Kultur zu wirken, sich aber gleichzeitig stets den Respekt als voll entwickelte akademische Anstalt erkämpfen zu müssen, zwischen ihrer Rolle als Erzieherin bäuerlicher Schichten und Urheberin eines geistigen Proletariats, zwischen ihrer Profilierung als multiethnische Oase und Importeurin (und Initiatorin) von nationalistischem Fanatismus.

Gründungsgeschichte

1868 brachte ein Landtagsabgeordneter in der Bukowina den Vorschlag zur Gründung einer vollständigen juristischen Fakultät zur Abstimmung, nachdem das polonisierte Lemberg nicht weiter zur Erziehung junger Bukowiner geeignet erschien. Da es für die meisten Bukowiner Familien finanziell nicht machbar war, ihren Nachwuchs nach Wien zu schicken, waren damit die Möglichkeiten einer akademischen Ausbildung grundsätzlich ausgeschöpft. Auch wenn der Vorschlag kurz darauf fast einstimmig abgelehnt wurde, war damit die Debatte um eine Universitätsgründung in Czernowitz eröffnet.

Letztlich kam die Initiative für den Antrag, der schließlich zur Eröffnung der Czernowitzer Universität 1875 führen sollte, weder aus Wien noch ausschließlich von den deutschsprachigen Bukowinern. Das von Constantin Tomaszczuk, dem ersten Rektor der Universität, vorgelegte Dokument war ein kollektives Vorgehen des Landtages, unterstützt vom Landespräsidenten

Eudoxiu Hurmuzaki¹ und sinnbildlich für das breite Spektrum der Bukowiner Kulturlandschaft:² deutsch-, rumänisch- und ruthenisch-nationale Politiker waren gleichermaßen an der Lobbyarbeit beteiligt.³ Tomaszczuk betonte, die deutsche Wissenschaft habe einen Anspruch auf Universalität, daher strebten auch nichtdeutsche Bukowiner nach einer deutschen (Aus)Bildung. Er erkannte die günstigen Ausgangsbedingungen, die die Bukowina für dieses ehrgeizige Projekt bot: hier würden Staat, Kirche und Nationalitäten harmonisch an der Modernisierung des Kronlandes arbeiten und darüber hinaus habe die Bukowina ein effizientes und angesehenes Priesterseminar und ein gut ausgestattetes theologisches Institut, beide vom vermögenden griechisch-orthodoxen Religionsfonds finanziert. Der lokale Adel und die intellektuelle Oberschicht versicherten, dass die beachtliche Landesbibliothek gut gepflegt und der Bestand stets aktualisiert werde.⁴

Vor Ort löste die Idee in weiten Kreisen Begeisterung aus. Als die Entscheidung auf höchster Ebene getroffen worden war, teilte der Landeschef der kaiserlichen Verwaltung mit, dass zahlreiche lokale Organisationen, wie etwa das erzbischöfliche Konsistorium, der jüdische Kultusvorstand oder der ruthenische Verein „Rada Ruska“ [Ruthenischer Rat] ihn ausdrücklich darum gebeten hatten, dem Kaiser Franz Joseph I. ihren Dank zu übermitteln.⁵

In der kaiserlichen Stiftungsurkunde der Czernowitzer k. u. k. Franz-Josephs-Universität hob der Kaiser hervor, dass die Gründung Höhepunkt der von Joseph II. ein Jahrhundert zuvor begonnenen Bildungsreformen sei. Die Universität sollte neben den Abteilungen für Recht und Philosophie auch aus einer orthodoxen theologischen Fakultät bestehen. Die erforderlichen Mittel

- 1 „Welchen hohen Werth unser Landtag auf die Verbreitung der wissenschaftlichen Ausbildung in unserer Heimath legte, leuchtet aus seinem an die hohe Regierung gestellten Ansinnen hervor, dass die Errichtung einer Universität in Czernowitz angeordnet werden möge.“ Schlussrede des Landeshauptmannes Eudoxius Freiherr von Hurmuzaki in der XIII. Sitzung vom 9. December 1872. In: Ilie Luceac: *Discursurile lui Eudoxiu Hurmuzaki in Dieta Bucovinei. Din viața parlamentară a Bucovinei în cea de a doua jumătate a secolului al XIX-lea* [Reden von Eudoxiu Hurmuzaki im Bukowiner Landtag. Aus dem parlamentarischen Leben der Bukowina in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts]. Bukarest 2007, S. 334.
- 2 Rudolf Wagner: *Vom Halbmond zum Doppeladler. Ausgewählte Beiträge zur Geschichte der Bukowina und der Czernowitzer Universität „Francisco-Josephina“*. Augsburg 1996, S. 219.
- 3 Emanuel Turczynski: *Die politische Kultur der Bukowina. Harmonie ethnischer Kleingruppen*. Stuttgart 1979 (Kaindl-Archiv, 2), S. 8.
- 4 Emanuel Turczynski: *Czernowitz, eine vom Bildungsbürgertum errungene Universität im Dienst staatlicher Bildungs- und Wissenschaftsförderung*. In: Peter Wörster (Hg.): *Universitäten im östlichen Mitteleuropa. Zwischen Kirche, Staat und Nation – Sozialgeschichtliche und politische Entwicklungen*. München 2008, S. 213–215.
- 5 Hieronymus Alesani: Brief an das Landespräsidium. Aktennummer 748, 19. Dezember 1874. In: *Deržavnyj Arhiv Černivec'koï Oblasti* [Staatsarchiv des Czernowitzer Gebietes, i. F. DAČO], Fond [Findbuch] 3, Opyś [Aktenregister] 1, Sprava [Aktenmappe] 3966.

wurden vom Staat zur Verfügung gestellt.⁶ Auf Drängen rumänisch- und ruthenischnationaler Abgeordneter wurden der Universität auch Lehrstühle für rumänische und ruthenische Philologie zuerkannt.⁷ Trotz der akkuraten Vorarbeiten und des ausgewogenen Lehrplans kam es auf der Eröffnungsfeier jedoch zu einer Reihe von Reden, die eine deutsche kulturelle Überlegenheit vermittelten. Der Rektor der Innsbrucker Universität Karl Theodor Inama-Sternegg äußerte die Hoffnung, dass „du [die Universität – Anm. J. v. D.] stets treu bleibst dem Geiste, der dich gegründet: dem deutschen Geiste. Denn in ihm liegt die Pflege der echten Geistesfreiheit und die Pflege der wahren Liebe zu unserem Vaterlande“⁸. Für antisemitische Kreise in Wien stellten die Errichtung einer deutschen Universität und die begleitenden Feierlichkeiten der deutschen Kultur eine Farce dar. In dieser fernen Ecke des Reiches, behaupteten sie, seien die meisten Anhänger dieser Kultur in Wirklichkeit Juden.⁹ Dennoch blieben derartige Dissonanzen meistens im Hintergrund. Dreißig Jahre später erinnerte sich die Wiener und Czernowitzer Presse nostalgisch, wie „mit einem Mal das bis dahin literarisch noch wenig gewürdigte Buchenland im äußersten Osten der Monarchie ein Gegenstand allgemeinen Interesses, nicht bloß in Österreich, sondern in allen deutschen Landen geworden war“¹⁰.

Zweifelhafte Bildungsqualität

Das Semester an der neu gegründeten Einrichtung begann mit einer überschaubaren Anzahl von 188 Studenten,¹¹ und auch während der ersten Dekade ihres Bestehens lag die Studentenzahl nie über 280. Es war ihr in diesem Zeit-

6 Kaiser Franz Joseph I.: Kaiserlicher Stiftbrief. Wien, September 1875. In: Arhivele Naționale ale României [Rumänisches Nationalarchiv, i. F. ANR] (Bukarest), Fond „Guvernământul Bucovinei“ [Landesregierung der Bukowina], Ministerul Culturii și Învățământului [Ministerium für Kultus und Unterricht, i. F. MCI], LXXXV/1.

7 Turczynski: Bildungsbürgertum, S. 214.

8 Matthias Friedwagner: Mommsen und die Czernowitzer Universität. In: *Bukowinaer Rundschau*, 10. Dezember 1903, S. 1f. hier: S. 1.

9 Mariana Hausleitner: Eine wechselvolle Geschichte. Die Bukowina und die Stadt Czernowitz vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. In: Helmut Braun (Hg.): Czernowitz. Die Geschichte einer untergangenen Kulturmetropole. Berlin 2006, S. 40; Die Czernowitzer Feste. In: *Das Vaterland*, 5. Oktober 1875, S. 3.

10 Zitate aus dem *Neuen Wiener Tagblatt*, 3. März 1906, In: Heiteres und Ernstes aus der Bukowina (Czernowitzer Angelegenheiten). In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 6. März 1906, S. 4.

11 Franz-Josephs-Universität (Hg.): Statistische Uebersicht der im Winter-Semester 1875/76 an der Franz-Josephs-Universität zu Czernowitz inscribirten Hörer. Czernowitz 1875. In: DAČO, Fond 3, Opys 1, Sprava 4070.

raum nicht gelungen, die von ihren geistigen Vätern erweckten hohen Erwartungen zu erfüllen. Erst 1909 waren an der Franz-Josephs-Universität mehr als tausend Studenten immatrikuliert.¹² Tutoren und Professoren mussten aus anderen Kronländern angeworben werden und kamen hauptsächlich aus Wien, Innsbruck und Graz.¹³ Das Angebot und die Kombination von Disziplinen stellten hier – im Osten des Habsburgerreiches – ein Novum dar: die erfolgreich ausgehandelten Lehrstühle für rumänische und ruthenische Linguistik mit ihren gut sortierten Sammlungen aktueller Publikationen verliehen der Romanistik und der slawischen Philologie sowie der Geschichtsschreibung Ost- und Südosteuropas neuen Schwung. Prominente Wissenschaftler wie die Ökonomen Joseph A. Schumpeter und Friedrich Kleinwächter begannen ihre Karrieren in Czernowitz. Viele Czernowitzer Gelehrte waren anderen Universitäten als korrespondierende Mitglieder verbunden.¹⁴ Die theologische Abteilung – mit ihren Wurzeln im theologischen Institut der Bukowiner Metropole – zog Studenten aus dem ganzen Habsburgerreich, aber auch aus Rumänien, Serbien und Griechenland an.¹⁵

Trotz dieser Erfolge und positiven Entwicklung ging mit der Franz-Josephs-Universität von Anfang an eine Reihe von Mängeln einher, die nicht behoben werden konnten. Nach einigen Jahren und dem Abklingen der anfänglichen Begeisterung über das neu erworbene Bukowiner Statussymbol wurden die Beschwerden lauter. Am auffälligsten war das Fehlen einer medizinischen Fakultät, so dass diese Bildungsinstitution von vielen Bukowinern nicht als Volluniversität (*Universitas Litterarum*) anerkannt wurde. Man befürchtete daher den Abgang ehrgeiziger Talente aus Czernowitz.¹⁶ Das gegen die Gründung einer medizinischen Fakultät angeführte Argument – die Zahl der Einwohner als auch der Patienten in den allgemeinen Krankenhäusern sei zu niedrig – wurde als nebensächlich abgetan: eine weitaus kleinere Stadt wie Innsbruck habe bereits seit der Gründung über eine Volluniversität verfügt.¹⁷

Im Wiener Reichstag schlug der deutschnationale Abgeordnete Otto Steinwender 1907 sogar vor, die Czernowitzer philosophische Fakultät, die er als „überflüssig“ bezeichnete, zu schließen. Die Umsetzung eines solchen Plans

12 Elmar Lechner: Die ehemalige k.k. Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz. Eine Chronologie und eine Bibliographie. Klagenfurt 2001, S. 6.

13 Emanuel Turczynski: Geschichte der Bukowina in der Neuzeit. Zur Sozial- und Kulturgeschichte einer mitteleuropäisch geprägten Landschaft. Wiesbaden 1993 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 14), S. 156.

14 Turczynski: Bildungsbürgertum, S. 217f.

15 Turczynski: Neuzeit, S. 102.

16 Die wandernde Muse. In: *Bukowinaer Rundschau*, 18. Mai 1884, S. 1f.

17 Die Completierung der Czernowitzer Universität. In: *Czernowitzer Presse*, 1. Januar 1890, S. 1f.

würde die Universität zu einer „bloßen Priester- und Beamtenfabrik“ degradieren, prognostizierte daraufhin die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* und führte weiter aus: „Nimmt man der Bukowina die deutsche Hochschule, dann sprengt man das letzte Verbindungsglied, das sie an Wien, an das Herz des Reiches, fesselt, dann degradiert man unser Land tatsächlich auf das Niveau – Halbasiens.“¹⁸ Die Einrichtung, mit der 32 Jahre zuvor 100 Jahre österreichische Integrationspolitik gekrönt worden war, wurde nun als das einzige verbliebene Symbol der Einheit zwischen Wien und Czernowitz dargestellt.

Die Idee der Verlagerung der Czernowitzer Universität – oder zumindest eines Teils davon – war nicht neu. In den 1880er Jahren hatte eine Gruppe von Professoren in Czernowitz sich aktiv für den Umzug der philosophischen Fakultät nach Brünn eingesetzt, da sie sowohl die akademische Situation als auch die alltäglichen Lebensbedingungen in Czernowitz negativ einstufen.¹⁹ Die österreichischen Behörden hatten jedoch wenig Geduld mit den Klägern und die Landespräsidenten der Bukowina klassifizierten sie in der Regel als verwöhnt und verzogen. Die lokale Presse zeigte hingegen Verständnis für die Beschwerden der akademischen Pioniere in der Bukowina und machte dafür teilweise die sozialen Bedingungen vor Ort verantwortlich.

In einer aktualisierten Auflage seines Klassikers *Aus Halb-Asien* zeigte sich auch Karl Emil Franzos über die Art und Weise, wie sich die Universität entwickelt hatte, enttäuscht. Zunächst hätte die österreichische Regierung nur unzureichende finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt und sich kaum darum bemüht, renommierte Wissenschaftler nach Czernowitz zu holen. Er vermutete sogar, dass es nur noch die Vorgeschichte sei und die von Pracht und Prunk begleitete Universitätsgründung, die die Behörden nun davon abhielten, die Hochschule insgesamt zu schließen.²⁰ Franzos beanstandete, dass die Czernowitzer Universität für den ganzen Osten eine besondere Bedeutung einnehmen würde, wenn die Regierung sie nicht wie ein Stiefkind behandelt und bessere materielle Voraussetzungen sichergestellt hätte. Nun – so Franzos – friste sie „ein armseliges Dasein“²¹. „Strafkolonie“ und „Stiefkind“ waren fortan Kernbegriffe im Bukowina-Wien Diskurs, beschränkten sich aber nicht auf die Hochschule allein.

Die Kritiker ließen dem neuen Institut offensichtlich nicht viel Zeit, um sich einen guten Ruf aufzubauen. Ein gewisser Anteil an Snobismus spielte

18 Die Czernowitzer Universität. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 19. Januar 1907, S. 1f.

19 Andrei Corbea-Hoisie: *La Bucovine. Éléments d'histoire politique et culturelle*. Paris 2004, S. 30.

20 Karl Emil Franzos: *Aus Halb-Asien*. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien. Berlin 1901, S. 244–247.

21 Ebenda, S. XXXIII.

dabei auch eine Rolle: Der österreichisch-amerikanische Ökonom Peter Ferdinand Drucker erinnert sich, dass „even Polish Jewish boys did not go to Czernowitz unless they absolutely had to. They scrounged and finagled to make it to a university in ‚the West‘, such as Vienna or Prague“. Nach Drucker war Czernowitz „unacceptable socially and hardly the right place to launch a career [...]: renowned for the competitive ardour of its students, but shunned by anyone who had the chance to go anyplace else“²².

Doch die Bukowiner Presse sah in der Universität nach wie vor das mutmaßlich stärkste Symbol der österreichischen Kultur in der Bukowina. Und in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zeichnete sich auch eine recht positive Entwicklung ab. Zwar war eine medizinische Fakultät immer noch nicht in Sicht, aber die anderen Abteilungen liefen gut: Die theologische Fakultät mit ihrer orthodoxen Ausrichtung war einzigartig in Österreich und um die Jahrhundertwende hatte es die Philosophische Fakultät geschafft, ihre Lehrkanzel für Geschichte um zwei Lehrstühle zu erweitern. Die Zoologie, Botanik, Physik und Chemie hatten auch außerhalb der Bukowina einen guten Ruf. Das Institut für Chemie verfügte sogar über eine der besten wissenschaftlichen Bibliotheken in Österreich.²³ Eine Stelle in Czernowitz wurde von Wissenschaftlern nicht mehr als eine *capitis deminutio* aufgefasst, was schon eine Trendwende darstellte. Der Makel der ‚Strafkolonie‘ schien zu verblassen.²⁴

Während die Czernowitzer Einrichtung kontinuierlich die Konkurrenz von anderen Universitäten spürte, genoss sie im benachbarten Rumänien höchstes Ansehen. Der mehrmalige rumänische Premierminister und renommierte Akademiker Dimitrie Sturdza erklärte anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Franz-Josephs-Universität im Jahr 1900:

Auf deutschen Universitäten wird allein vom Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung gelehrt. Dies ist der Geist, der diese Anstalten durchweht. Es sind keine Nebenzwecke, die außerhalb der Wissenschaft stehen, und deshalb stehen auch die deutschen Hochschulen auf der höchsten Spitze der menschlichen Kulturanstalten. Als Staatsmann füge ich aber hinzu, dass es für Rumänien hochwichtig ist, daß eine im deutschen Sinne gehaltene [und] organisierte Hochschule so nahe der Grenze Rumäniens fest Wurzeln gefaßt hat. Da die Wissenschaft keine Grenzen kennt und ihre Strahlen weithinaus leuchten, Strahlen, die dem in den Hochschulen gedrillten Menschen den Weg der festen, unausgesetzten Arbeit, Pflicht und Sitte zeigen, freuen wir uns dieser Nachbarschaft.²⁵

22 Peter Ferdinand Drucker: *Adventures of a Bystander*. New York 1979, S. 28.

23 Kulturfragen (II). In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 4. Februar 1906, S. 1f.

24 Ebenda.

25 Lechner: Franz-Josefs-Universität, S. 5.

„Doktorenfabrik“ und „Schöpfer des Nationalismus“

Im Reifeprozess der Franz-Josephs-Universität wurde allerdings bald deutlich, dass die frischgebackenen Akademiker und der lokale Arbeitsmarkt immer schlechter zusammenpassten. Die Verbindung aus einer ständig wachsenden Zahl von Hochschulabsolventen und einer wirtschaftlich schwachen, vorindustriellen Gesellschaft, wurde zunehmend zu einem Problem für die Bukowina. Die Universität – ursprünglich als Vehikel für die Assimilation und Emanzipation konzipiert – produzierte nun allmählich ein ‚geistiges Proletariat‘ und trug nur noch als „Doktorenfabrik“ zur Bukowiner Wirtschaft bei. Da die nationalistischen Kampagnen erfolgreich auf den Bildungserwerb fokussierten, kam es zu noch mehr Hochschulabsolventen und damit zu mehr Frustration und Arbeitslosigkeit. Darüber hinaus verfestigte sich das Gefühl, dass Bukowiner Hochschulabgänger keine Chance hatten, eine akademische Stelle in anderen Teilen Österreichs zu finden, während dies im umgekehrten Fall immer wieder vorkam.

Die Prozesse im Vorfeld der Gründung und die spätere Entwicklung der Universität zeigen ein deutliches Engagement nationaler Gruppen. Von Anfang an hatten rumänischnationale Vertreter sich für rumänischsprachigen Unterricht eingesetzt, konnten dies jedoch nur für die theologische Fakultät erreichen. Die Abmachung implizierte automatisch, dass die Fakultät auch Unterricht in ruthenischer Sprache anbieten musste.²⁶ Ab 1912 hatte Ion Nistor den Lehrstuhl für südosteuropäische Geschichte inne. Er vertrat die politischen Ansichten der rumänischen Nationalisten, unterstrich den „rumänischen Charakter“ der Universität und stellte die Ukrainer als „spätere Eindringlinge“ dar.²⁷ Ab 1899 hatten Führer der ruthenischen Nationalbewegung eine eigene Universität in Lemberg gefordert.²⁸ Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Österreich hatte zu einem deutlichen Anstieg der Zahl ruthenischer Abgeordneten geführt, deren Ambitionen nicht länger ignoriert werden konnten. Der Polnische Club im Reichstag versuchte mit dem Vorschlag, die Franz-Josephs-Universität zu ruthenisieren, die Lemberger Pläne der Ruthenen zu vereiteln. Die Ruthenen wiesen diesen Vorschlag zurück, weil die Umsetzung die lokalen Bukowiner Beziehungen belastet hätte.²⁹

26 Trude Maurer: National oder supranational? Prag und Czernowitz: Zwei deutsche Universitäten in Ostmitteleuropa (1875/1882–1914). In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 49 (2000), H. 3, S. 341–382.

27 Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944. München 2001 (Südosteuropäische Arbeiten, 111), S. 66.

28 Turczynski: *Neuzeit*, S. 174.

29 Hausleitner: Rumänisierung, S. 66; Turczynski: *Neuzeit*, S. 192; ders.: *Kleingruppen*, S. 16.

Die Ablehnung war aber auch von taktischen Erwägungen beeinflusst, da die ruthenische Position im erheblich größeren Galizien stark beeinträchtigt worden wäre.³⁰

Als die nationalen Studentenverbindungen weiter an Einfluss gewannen, wurden ihre Forderungen immer lauter. 1909 gab es schon eine jüdische Lobby für die Anerkennung der jiddischen Sprache und der jüdischen Nationalität, und die überschaubare Zahl polnischsprachiger Studenten forderte einen Lehrstuhl für polnische Sprache und Literatur. Die sich inzwischen als „Ukrainer“ bezeichnenden jungruthenischen Studenten bestanden darauf, mit der Hochschulleitung auf Ukrainisch zu kommunizieren, während Altruthenen eine Abteilung für russischen Sprachunterricht forderten. Diese Entwicklung führte dazu, dass sich der ursprünglich deutsche Charakter der Universität zunehmend in einen deutschen Ethno-Nationalismus wandelte, mit nur einer Handvoll von Studenten sowie einer Mehrheit akademischer Mitarbeiter als ihre Vertreter. Iorga verunglimpfte die Universität als „eine österreichische Universität für Juden, mit einer juristischen Fakultät, woher sich Österreich die Funktionäre, die es braucht, beschafft sowie mehr jüdische Juristen, als das Land benötigt“³¹.

Das Studentenleben an der Czernowitzer Universität war von Beginn an vergleichbar mit anderen österreichischen Universitätsstädten. Es gab scharfe Gegensätze zwischen nationalen Burschenschaften einerseits und Studenten-corps und -verbindungen ohne nationale Zugehörigkeit andererseits.³² Die Zahl der Burschenschaften in Czernowitz wuchs schnell auf fünfundzwanzig an und sie repräsentierten ziemlich genau die verschiedenen nationalen Verzweigungen in der Bukowina. Die Rumänen mit ihrer angeblichen Sympathie für einen Irredentismus – einen Anschluss an das Mutterland – und die Altruthenen mit ihrer Vorliebe für das zaristische Russland waren nicht die einzigen Gruppen, die unter strenger Beobachtung der österreichischen Behörden standen. Den Mitgliedern der deutschen „Arminia“, auch bekannt als ‚Bismarckianer‘, wurde in einem Bericht des Landespräsidenten nachgesagt, dass für sie Deutschland an erster und Österreich nur an zweiter Stelle stünde. Die

30 Der Sturmlauf gegen die Universität. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 4. November 1909, S. 1.

31 Nicolae Iorga: *Neamul românesc din Bucovina* [Das rumänische Volk in der Bukowina]. Bukarest 1905/2006, S. 211f. (Übersetzung aus dem Rumänischen von J. v. D.).

32 Paul Gautsch von Frankenturn: Allerunterthänigster Vortrag des treuehorsaamsten Ministers für Cultus und Unterricht Paul Gautsch von Frankenturn betreffend die Vorkommnisse an der Czernowitzer Universität anlässlich der Verhandlungen der Studentenschaft betreffend die Abhaltung einer Trauerfeier zum Gedächtnisse Seiner K. und K. Hoheit und durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzogs Rudolf. 874: CUM praes, Wien, 15. Mai 1889. In: ANR (Bukarest), Fond ‚Guvernământul Bucovinei‘ MCÎ, XCIII/9.

polnische „Ognisko“ [Feuer] galt als unbedenklich, da sie zwar eine polnisch-nationale, aber auch eindeutig pro-österreichische Einstellung vertrat. Die Jungruthenische „Sojus“ [Union] wurde ähnlich bewertet: treu und „das Heil der Ruthenen“ unter österreichischer Herrschaft suchend.³³

Es wurde kolportiert, dass die getrennten und manchmal antagonistischen Entwicklungen der verschiedenen nationalen Gruppen mit den Prozessen vergleichbar wären, die zur Teilung der Prager Universität geführt hätten.³⁴ Es fällt jedoch auf, dass die Spannungen zwischen den Studentenverbindungen oftmals auf Streitigkeiten basierten, die zwischen verschiedenen Organisationen ein und derselben nationalen Gruppe verliefen. In dieser Hinsicht folgten die Studentenverbindungen dem Muster der lokalen nationalen Politik und jede Bukowiner politische Partei wurde an der Czernowitzer Universität von (mindestens) einer Verbindung vertreten.

Die letzten Tage der Francisco-Josephina

Der Krieausbruch brachte die Aktivitäten der Franz-Josephs-Universität völlig zum Erliegen. Mit Beginn der ersten russischen Invasion in der Bukowina im September 1914 wurde die Universität geschlossen und nur kurzzeitig im Sommer 1916 für zwei Monate wiedereröffnet. Die 77 Professoren und Tutoren der Universität teilten das Schicksal der sonstigen männlichen Bevölkerung des Kronlandes: 35 von ihnen wurden zu den Waffen gerufen, zwei von ihnen starben auf dem Schlachtfeld, andere wurden verletzt oder gerieten in Gefangenschaft. Die meisten anderen hochrangigen Vertreter der Universität dienten in den Kriegsjahren entweder Staat und Kirche oder gingen Tätigkeiten an anderen Universitäten nach. Nur 19 Mitglieder des ursprünglichen Lehrkörpers konnten noch ihren Beruf ausüben, obwohl dies ohne Studenten oder funktionierende akademische Einrichtungen praktisch unmöglich war. Die Studentenschaft kämpfte in nationalen Bataillonen, die sie selbst gebildet hatten, für die Verteidigung der Bukowina. Einige Studenten, die nicht im Kriegseinsatz waren, versuchten ihre Ausbildung an anderen

33 „Der prononzierteste Verein ist die ‚Arminia‘, die Verbindung der rein Deutsch-Nationalen, ihren Mitgliedern geht Deutschland über alles, das Oesterreicherthum kommt erst in zweiter Linie.[...] der Verein ‚Ognisko‘ ist zwar vor Allem polnisch und kultivirt die bekannten polnischen Ideale, allein in zweiter Linie ist er österreichisch, weil es den Polen in Oesterreich eben am besten ergeht. [...] Der Verein ‚Sojusz‘ befindet sich im strengen Gegensatze zu den sogenannten Altruthenen, ist jedoch loyal und sucht das Heil der Ruthenen unter österreichischer Szepter.“ Friedrich Bourguignon: Bericht des Landespräsidenten an den Minister für Cultus und Unterricht. 482 Pr., Czernowitz, 27. März 1889. In: ANR (Bukarest), Fond ‚Guvernământul Bucovinei‘, MCĬ, XCIII/9.

34 Maurer: Prag und Czernowitz, S. 341–382.

Orten in Österreich fortzusetzen, was jedoch oftmals an fehlenden finanziellen Mitteln scheiterte. In Czernowitz wurden Privatsammlungen von Akademikern, die nicht in der Stadt geblieben waren, geplündert und tauchten dann bisweilen auf den lokalen Märkten wieder auf. Russische und österreichische Truppen beschlagnahmten im Wechsel Universitätsgebäude, um sie als Büros, Lazarette oder Offiziersquartiere zu nutzen und beschädigten sie dabei erheblich. Erstaunlicherweise blieb die Universitätsbibliothek im Krieg weitestgehend unversehrt.

Da sie die einzige Ausbildungsstätte für orthodoxe Priester in Österreich gewesen war, wurde nur die theologische Fakultät Anfang 1918 von den Zentralbehörden aufgefordert, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen, um so ein Minimum an qualifizierten Priestern sicherzustellen. Kurz nach Ende der Kampfhandlungen kehrten im September 1918 die meisten wissenschaftlichen Mitarbeiter mit ihren Familien nach Czernowitz zurück und versuchten, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Das österreichisch-ungarische Reich brach im November 1918 zusammen und bald darauf folgte die Annexion der Bukowina an Rumänien. In einer Rede vor seinen Studenten bereitete der Dekan der Philosophischen Fakultät, Eugen Herzog, sein Publikum auf die bevorstehende Schließung der Universität vor. Er betonte noch einmal, wie die Franz-Josephs-Universität zwei Generationen von Intellektuellen ausgebildet und „mit volkstümlichen Kursen Kenntnisse in die weitesten Schichten ausgetragen habe“ und wie ihren Hörsälen jeglicher „knirschender Völker- und Rassenhass“³⁵ fernlag. Er hob hervor, dass Nationalbewegungen unter dem deutschen kulturellen Einfluss erblühen statt untergehen, er beglückwünschte die rumänischen Machthaber zum neuen Nationalstaat und forderte die Bukowiner dazu auf, den interethnischen Frieden auch in Zukunft zu pflegen. In diesem Duktus entsprachen Herzogs Schlussworte der klassischen Abschiedsrede einer zurücktretenden Kolonialmacht.³⁶

Am 15. Juni 1919 berichtete das *Czernowitzer Morgenblatt*, dass alle Professoren in den Ruhestand gezwungen worden seien. Sie wurden zwar gebeten, sich erneut um ihre Stellen zu bewerben, aber nur, wenn sie dazu bereit und in der Lage wären, auf Rumänisch zu unterrichten. Nur vier Professoren stimmten diesen Bedingungen zu. Die anderen verließen Czernowitz im September

35 Eugen Herzog: Der Abschied der deutschen Universität Czernowitz. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung/Czernowitzer Tagblatt*, 5. Februar 1919, S. 1f.

36 Einige neuere – und ganz willkürliche – Beispiele: König Baudouin I. von Belgien im Kongo 1960, in: David van Reybrouck: *Congo: Een Geschiedenis* [Kongo: Eine Geschichte]. Amsterdam 2010, S. 289; Der britische Gouverneur Chris Patten in Hongkong 1997, in: Alan Knight, Yoshiko Nakano (Hgg.): *Reporting Hong Kong: Foreign Media and the Handover*. New York 1999, S. 194ff.

1919. In der gemeinsame Ausgabe *Czernowitzer Allgemeine Zeitung/Czernowitzer Tagblatt* wurde der Abzug der Wissenschaftler bedauert, denn „ob sie nun im Areopag der europäischen Gelehrtenwelt einen oberen oder einen wenig mittleren Rang eingenommen hatten“, stünde doch fest, dass „sie alle ohne Ausnahme mitgetan hatten, dass Czernowitz und die Städte der Bukowina zu den aufgeklärtesten Gemeinden im altösterreichischen Reichsgebiete herangewachsen waren“. Der Redakteur betonte, dass die Hochschullehrer „nicht Germanisatoren, nicht Kritiker des öffentlichen Lebens gewesen wären, sondern Lehrer, die niemals von der erhabenen Warte des Forschers auf die oft so öde Plattform des Politikers hinabgestiegen seien“³⁷. Die Ehefrau eines der abreisenden Professoren notierte in ihr Tagebuch, dass „halb Czernowitz die scheidenden Professoren zum Bahnhof begleitet und winkend auf eine lange Strecke den Bahndamm gesäumt“³⁸ habe.

Bewertung und Fazit

Die Czernowitzer Universität trug von Beginn an – und jenseits einer nationalen Verfasstheit – zur Entwicklung einer provinziellen Identität im Bukowiner Bürgertum bei. Von ihr gingen Impulse zum Aufbau einer eigenen Bukowiner Bildungsschicht aus und zur Rekrutierung westlicher Wissenschaftler. Dies waren auch entscheidende Elemente der Emanzipation von Galizien.³⁹ Die Universität selbst wurde als „Brücke zwischen verschiedenen Ethnien“⁴⁰ aufgefasst.

Die Hintergründe des österreichischen Charakters und der mutmaßlich germanisierenden Wirkung spielten in den Bewertungen nach dem Ende der österreichischen Bukowina oft eine zentrale Rolle. Die Universität war aus Sicht Philipp Menczels „der letzte Ausläufer des Josephinismus in Österreich und wäre an jeder anderen Stelle des weiten Donaureiches ein Anachronismus gewesen“⁴¹; Emanuel Turczynski hob die Bedeutung einer im Wesentlichen

37 Der Abschied der Professoren. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung/Czernowitzer Tagblatt*, 3. September 1919, S. 1.

38 Manfred Rehlinger: Die Begründung der Rechtssoziologie durch Eugen Ehrlich. In: Helmut Schelsky u. a. (Hgg.): *Recht und Gesellschaft: Festschrift für Helmut Schelsky zum 65. Geburtstag*. Berlin 1978, S. 410.

39 Marie Mischler: *Soziale und wirtschaftliche Skizzen aus der Bukowina*. Wien, Leipzig 1893, S. 2.

40 Daniel Hrenciuc: *Societățile culturale ale comunităților polonezilor din Bucovina. Elemente ale consensului multiethnic în spațiul geografic al Bucovinei istorice* [Kulturgesellschaften der polnischen Gemeinden in der Bukowina. Elemente des multiethnischen Konsenses im geografischen Raum der historischen Bukowina]. In: *Analele Bucovinei* 11 (2004), H. 1, S. 120.

41 Philipp Menczel: *Trügerische Lösungen. Erlebnisse und Betrachtungen eines Österreichers*. Stuttgart, Berlin 1932, S. 36.

österreichischen Anstalt mit dem spezifischen Ziel der Stärkung der Beziehungen zwischen Staat und Untertanen hervor. Er schlussfolgerte, dass die Universität kein Elfenbeinturm gewesen sei, sondern im engen Kontakt mit der Bildungsschicht des Landes gestanden habe.⁴² Robert Seton-Watson stellte 1934 mit seiner Sympathie für das ‚nationale Erwachen‘ in der Region fest, dass „die neue Bildungsstätte zu oft von Wien als Instrument zur Osterweiterung der deutschen Kultur betrachtet worden war, und dass Deutsche einen großen Teil der Lehrstühle innegehabt hatten“⁴³. Emanuel Kapri, ein überzeugter Verfechter des deutschen Kulturkolonialismus selbst in post-habsburgischen Zeiten, verglich das *Landl* [Hervorhebung im Original] Bukowina, „das kleinste Kronland und das jüngst erworbene der k. u. k. Monarchie“ mit dem Königreich Rumänien, „das Hauptland der rumänischen Nation“⁴⁴. Er verwies darauf, dass die Universität in Czernowitz nur fünfzehn bzw. elf Jahre nach den Universitäten in Jassy (rum. Iași) und Bukarest (rum. București) gegründet worden war.

Selbst rumänische Nationalisten erkannten den hohen Stellenwert der Universität für das Bildungsniveau der Rumänen an. Sie behaupteten, dass die Czernowitzer Universität der Bukowina unfreiwillig eine Vielzahl rumänischer Intellektuellen verschafft habe, die sich ungehindert von Privilegien und Besitztümern wie die Bojaren ausschließlich der nationalen Idee widmen konnten.⁴⁵ Andere räumten ein, dass die Universität zwar auch auf Initiative von rumänischen Nationalisten der Bukowina gegründet worden war, doch sei deren Einfluss auf ‚die nationale Sache‘ fraglich.⁴⁶ Sowjetukrainische und rumänische nationalistische Quellen aus späteren Jahren argumentierten – aus ihrer ideologischen Sicht verständlich –, dass die Gründung der Universität ausschließlich auf einer bewussten Germanisierungspolitik basierte.⁴⁷ Die rumänischen Quellen aus dieser Zeit tendierten dazu, für die eigenen politischen Ziele vor allem die Schwachpunkte der Hochschule hervorzuheben. Gegenwärtige ukrainische Quellen bestätigen hingegen die zentrale Rolle der

42 Turczynski: Bildungsbürgertum, S. 149–222.

43 Robert William Seton-Watson: *History of the Roumanians. From Roman Times to the Completion of Unity*. Cambridge 1934, S. 559.

44 Emanuel Michael von Kapri: *Buchenland. Ein österreichisches Kronland verschiedener Völkergruppen*. München, Stuttgart 1974, S. 103.

45 Teodor Bălan: *Bucovina în războiul mondial* [Die Bukowina im Weltkrieg]. In: *Codrul Cosminului* [Wald des Cosmin] 6 (1930), S. 6.

46 Viorel Roman: *Bucovina și Basarabia. Omagiu istoricului la 60 de ani* [Die Bukowina und Bessarabien. Tribut an die Geschichte nach 60 Jahren]. Bukarest 2002, S. 29.

47 Vasyľ Mefodijovyč Botušans'kyj u. a.: *Narysy z istorii Pivničnoï Bukovyny* [Aufsätze über die Geschichte der nördlichen Bukowina]. Kiew 1980, S. 153; Ion Nistor: *Istoria Bucovinei* [Geschichte der Bukowina]. București 1991, S. 212.

Universität für die ruthenische (ukrainische) Emanzipationsbewegung.⁴⁸ Darüber hinaus stellen ukrainische Quellen fest, dass aus Sicht der ruthenischen Nationalbewegung nur eine deutsche Universität in der Lage gewesen wäre, die gegen die Ruthenen gerichteten Assimilationsbestrebungen der Rumänen und anderer Nationalitäten abzuwehren.

Die Franz-Josephs-Universität hat nicht nur Nationalisten ‚produziert‘, sondern auch importiert. Der deutsche Nationalismus und der politische Antisemitismus waren in der Bukowina eng mit den Professoren, die diese Einflüsse aus Wien und anderen österreichischen Städten eingeführt hatten, verknüpft.⁴⁹ Da eine Reihe von Universitätsprofessoren auch als Journalisten tätig war – eine gängige Praxis in jenen Tagen –, konnten sie ihre Ansichten ohne größere Schwierigkeiten verbreiten.⁵⁰ Vor diesem Hintergrund hinterließ die Universität – die in vielerlei Hinsicht eine Bukowiner Identität definiert hat – ein zweideutiges Erbe: Sie sollte vereinigen und nationale Unterschiede ausgleichen, erwies sich aber auch als ein Motor der nationalistischen Segregation. Und auch ihr Ziel, den Bukowinern den Zugang zur Bildung zu erleichtern, hatte einen Nebeneffekt: Ein angesehener Hochschulabschluss wirkte verlockend, führte aber auch zu Arbeitslosigkeit und einen Fachkräftemangel – insbesondere an qualifizierten Handwerkern. Die Kluft zwischen Absicht und Wirkung bleibt somit ein faszinierender Aspekt der kurzen, aber wechselvollen Geschichte der Franz-Josephs-Universität.

48 I. M. Nowosiwsky: Bukovinian Ukrainians. A historical background and their self-determination in 1918. New York 1970, S. 64.

49 Mayer Ebner: Der Antisemitismus in der Bukowina. In: *Czernowitzer Tagblatt*, 14. Februar 1909, S. 1f.

50 Turczynski: Bildungsbürgertum, S. 224.

Historiker der Universität Czernowitz als Wissenschaftler und Politiker

Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor

MARIANA HAUSLEITNER

Zur Fragestellung des Vergleichs

Vermutlich hat jeder Historiker, der sich mit der Geschichte der Bukowina beschäftigt, Schriften von Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor einmal in Händen gehalten. Obwohl diese Quellen teilweise schon über einhundert Jahre alt sind, findet man darin immer noch etwas Interessantes für die heutige Forschung. Beide Akteure haben sich intensiv mit ethnischen Fragen beschäftigt und auch ihr politisches Engagement sieht auf den ersten Blick ähnlich aus. Im Weiteren werden Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede skizziert, wobei folgende Frage im Mittelpunkt steht: Wie hat sich die Zeitenwende von 1918 auf ihr Schaffen ausgewirkt?

Da bei beiden Historikern die wissenschaftlichen und politischen Anliegen nicht zu trennen sind, habe ich ihre Tätigkeit jeweils in drei Lebensabschnitte unterteilt:

1. Die ersten Jahre, in denen sich ihre Forschungsinteressen herausgebildet haben.
2. Die nationalen Anliegen, die sie in der mittleren Lebensphase verteidigten.
3. Ihre Forschungsschwerpunkte im letzten Lebensabschnitt, der bei Kaindl viel kürzer war, weil er bereits mit 64 Jahren starb, während Nistor 86 Jahre alt wurde.

Die vielfältigen Aktivitäten von Raimund Friedrich Kaindl

Herausbildung der Forschungsinteressen bis 1904

Kaindl wurde 1866 in Czernowitz geboren, sein Vater war Lehrer und Unternehmer.¹ Durch die finanzielle Absicherung konnte er nach Abschluss des

¹ Sein Großvater war als Bäckermeister aus Niederösterreich in die Bukowina eingewandert. Vgl. Heinrich Kipper: Raimund Friedrich Kaindl 1888 bis 1918. 30 Jahre karpatendeutsche Arbeit. Lemberg 1918, S. 6.

Gymnasiums zwischen 1885 und 1891 die Franz-Josephs-Universität in Czernowitz besuchen. Er entschied sich für das Fach Geschichte, für das es damals drei Lehrstühle gab: Alte, Allgemeine und Österreichische Geschichte. An der Philosophischen und Juristischen Fakultät studierten Rumänen, Juden, Deutsche und Ukrainer, während es an der Theologischen Fakultät zu 81 % Rumänen waren.² In Czernowitz hatten die Professoren damals viel Raum, um ihre Forschung mit der Lehre zu verbinden, denn die Zahl der Studierenden stieg nur sehr langsam an: 1899 waren es 379 und 1907/1908 erst 834.³

Kaindl wurde besonders vom Südtiroler Professor Ferdinand Ziegler von Blumenthal geprägt, der ihn zur Beschäftigung mit den östlichen Provinzen des Habsburgerreiches inspirierte.⁴ Er legte 1891 die Prüfung als Mittelschullehrer ab, begann aber danach gleich mit seinem Promotionsprojekt. Zwischen 1891 und 1893 war Kaindl außerordentliches Mitglied am Institut für österreichische Geschichte der Universität Wien, wo er von Professor Konstantin Jiriček gefördert wurde, der den slawischen Raum erforschte. Kaindls Doktorarbeit war eine Quellenstudie zur böhmischen Religionsgeschichte. Dazu hatte ihn der aus Mähren stammende Johann Loserth angeregt, der Allgemeine Geschichte in Czernowitz lehrte und besonders über die Reformation und Gegenreformation in den österreichischen Ländern forschte.

In den Jahren 1893/1894 arbeitete Kaindl an der Habilitationsschrift *Beiträge zur älteren ungarischen Geschichte*. Das Thema des Vortrags im Rahmen des Verfahrens zur Habilitation lautete: „Die Erwerbung der Bukowina durch Österreich“. Schon 1901 begann Kaindl in Czernowitz mit der Lehre als außerordentlicher Professor und 1904 erhielt er den Lehrstuhl für österreichische Geschichte als Nachfolger von Ziegler von Blumenthal.

Bereits als Student publizierte Kaindl viele Aufsätze zuerst in der Czernowitzer Presse und danach in renommierten Fachzeitschriften wie den *Mittei-*

2 Zur Entwicklung der Universität vgl. Mariana Hausleitner: Die Universität Czernowitz als kulturelles Zentrum. Von der österreichischen zur rumänischen Zeit. In: Mira Miladinović Zalaznik, Maria Sass, Stefan Sienerth (Hgg.): Literarische Zentrenbildung in Ostmittel- und Südosteuropa. München 2010, S. 290–309.

3 Vasyľ Botušans'kyj, Halyna Čajka: Die Studenten der Universität Czernowitz zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie (1875–1918). In: Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka (Hgg.): Glanz und Elend der Peripherie: 120 Jahre Universität Czernowitz. Bern 1998, S. 148 und S. 153.

4 Ziegler hatte vor allem über Siebenbürgen gearbeitet, wo er zwischen 1856 und 1875 an der Rechtsakademie in Hermannstadt lehrte. Er verfasste auch Studien zur Geschichte der Bukowina. Über dessen Werk siehe Kurt Scharr: „Vom Standpunkt des Österreichers und Historikers“. Leben und Werk des Ferdinand Ziegler von Blumenthal (1829–1906). In: Andrei Corbea-Hoisie, Sigurd Paul Scheichl (Hgg.): Kulturen an ‚Peripherien‘ Mitteleuropas (am Beispiel der Bukowina und Tirols). Jassy und Konstanz 2015 (Jassyer Beiträge zur Germanistik, 18), S. 237–264.

lungen der *Anthropologischen Gesellschaft* aus Wien und der Berliner *Zeitschrift für Volkskunde*. Seine Schwerpunkte waren damals die Geschichte der Bukowina und die Kulturen ihrer vielen Ethnien. Hier seien von den frühen Schriften nur die *Geschichte der Stadt Czernowitz* (1888),⁵ die *Geschichte der Bukowina* (1896)⁶ und *Das Entstehen und die Entwicklung der Lippowaner-Kolonien in der Bukowina* (1896) erwähnt. Er las auch rumänische Quellen und welche in slawischen Sprachen. Besonders interessierten ihn in jenen Jahren die Ruthenen, wie damals die Habsburger Ukrainer bezeichnet wurden. In der Freizeit durchwanderte er deren Dörfer und notierte auch Volkslieder, Sagen und Märchen. Bei dieser Feldforschung lernte er den Geistlichen Olexandr Manastyr's'kyj kennen, der ihm seine Aufzeichnungen überließ. Unter dem Namen der beiden erschienen in Czernowitz 1889 und 1890 die zwei Teile der ersten Ausgabe des Buches *Die Ruthenen in der Bukowina*.⁷ Anhand dieses Buches lässt sich gut aufzeigen, wie Kaindl seinen Forschungsansatz entwickelte. Er verfuhr anders als Ion Nistor, der in vielen Schriften den Ruthenen als späte Zuwanderer aus dem 18. Jahrhundert die „Bodenständigkeit“ absprach. Kaindl widmete nur ein kurzes Einleitungskapitel der Herkunft der Bevölkerungsgruppen. Er betont, dass im Raum zwischen den Flüssen Dnjestr, Pruth und Sereth seit dem 5. Jahrhundert Slawen siedelten. Durch die Wandervölker sei es zu vielen Assimilationsprozessen gekommen. Die Walachen als Vorfahren der Rumänen würden dort in den Chroniken erst ab dem 10. Jahrhundert in größeren Gruppen erwähnt, sie hätten sich dann von ihrem Stammgebiet südlich der Donau nordwärts ausgebreitet und Fürstentümer gegründet.⁸ Den Zuzug vieler Ruthenen aus Galizien in die Bukowina seit dem 18. Jahrhundert erklärt Kaindl mit dem Druck der katholischen Kirche und den umfangreicheren Arbeitsleistungen (Robot) der abhängigen Bauern für polnische Grundherren. Die Rumänen seien besonders im Norden der Bukowina durch die Ruthenen assimiliert worden, da sie dieselben Arbeitsformen hatten. Sie hätten sich auch mehrheitlich der orthodoxen Religion angeschlossen, obwohl

5 Kaindls Schrift *Zur Geschichte der Stadt Czernowitz und ihrer Umgebung* kam danach noch in weiteren Ausgaben 1903 und 1908 heraus. Vgl. Oleksandr Masan: Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart. In: Harald Heppner (Hg.): Czernowitz. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Stadt. Köln u. a. 2000, S. 29.

6 Von Kaindls *Geschichte der Bukowina* kamen 1896, 1898 und 1903 weitere Auflagen heraus.

7 Die zweite Ausgabe von *Die Ruthenen in der Bukowina* erschien 1902 in München.

8 Viele österreichische und ungarische Historiker vertraten damals und auch später die Theorie von der Ethnogenese der Rumänen südlich der Donau. Rumänische Historiker bekämpften sie heftig und behaupteten, dass die Rumänen direkte Nachkommen der römischen Siedler auf dem Gebiet Siebenbürgens und des Altreiches seien. Vgl. Lucian Boia: Geschichte und Mythos. Über die Gegenwart des Vergangenen in der rumänischen Geschichte. Köln 2003.

viele in Galizien zur griechisch-katholischen Kirche gehört hatten. Ausführlich beschäftigte sich Kaindl mit den Arbeitsformen und Rechtsvorstellungen der Ruthenen. Er schilderte anschaulich ihr Brauchtum von der Wiege bis zum Grab, ebenso die wichtigsten Feste. Einige Volksmärchen und Sagen runden das Bild ab.⁹

Den Ruthenen, die im bergigen Nordwesten der Bukowina und angrenzenden Gebieten lebten, widmete Kaindl die 1894 in Wien publizierte Studie *Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung*. Besonders dieses Werk, das wissenschaftliches Neuland betrat, wurde in ukrainischen Kreisen sehr gelobt. Kaindl wurde zum Ehrenmitglied der ukrainischen Ševsčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg ernannt.¹⁰ Viele wertvolle Informationen über die sozialen Beziehungen der ruthenischen und rumänischen Bauern enthielten auch die Schriften *Die Bukowina in den Jahren 1848 und 1849* (1899) und das umfangreiche Buch *Das Untertanswesen in der Bukowina* (1899).¹¹ Kaindl veröffentlichte 1895 eine illustrierte *Landeskunde der Bukowina*, er setzte sich für eine ethnographische Abteilung im Landesmuseum ein und war an archäologischen Ausgrabungen beteiligt. Er verfasste in diesen Jahren auch viele Zeitungsartikel zu kulturellen Fragen. In einigen Beiträgen wandte er sich gegen Karl Emil Franzos, der in der österreichischen Presse die Bukowina als rückständiges Gebiet „Halbasien“ beschrieben hatte.¹²

Kaindls Einsatz für die Karpatendeutschen

In den elf Jahren seiner Professur in Czernowitz seit 1904 stellte Kaindl die deutschen Bevölkerungsgruppen in Ostmitteleuropa in den Mittelpunkt, nachdem er bereits 1902 in Innsbruck das umfangreiche Buch *Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Österreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen* publiziert hatte. Darin beschäftigte er sich auch mit der Zuwanderung von Rumänen, Ruthenen, Armeniern,

9 Eine ukrainisch-deutsche Neuausgabe erschien unter dem Titel: Raimund Friedrich Kaindl, Alexander Manastyrski: Die Ruthenen in der Bukowina. Černivci 2007.

10 Oleksandr Masan: Czernowitz als regionales Zentrum. In: Heppner: Czernowitz, S. 161 und S. 212.

11 Zur Beschreibung der sozialen Strukturen griffen viele Historiker auf Kaindl zurück, vgl. zum Beispiel: Keith Hitchins: Die Rumänen in der Bukowina. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 3: Die Völker des Reiches. Wien 1980, S. 613–625, hier: S. 618.

12 Jeroen van Drunen: „A Sanguin Bunch“. Regional Identification in Habsburg Bukovina, 1774–1919. Amsterdam 2015, S. 465–467.

Polen, Juden und Roma/Zigeunern. Ausgiebig untersuchte er die Arbeitsformen und ethnische Zusammensetzung vieler Kolonien.¹³

Durch die Feldforschung verfeinerte er seine ethnographischen Untersuchungsmethoden immer mehr. In der Schrift *Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode* (1903) begründete er, warum deren Fragestellungen auch für Historiker von zentraler Bedeutung seien. Ihre Methoden seien besonders wichtig, wenn es um die Erforschung von bäuerlichen Bevölkerungsgruppen gehe.¹⁴ Diesen theoretischen Ansatz trug er 1912 in seiner Inaugurationsrede bei der Wahl zum Rektor der Universität vor. Er sah als Hauptaufgabe der modernen Geschichte, die „Entwicklung der Menschen in ihrer Betätigung als gesellschaftliche Wesen“¹⁵ zu untersuchen. Um das Typische herauszuarbeiten, müsse sich der Historiker mit der Völkerpsychologie beschäftigen. Da der Volkskundler außer den Volksbräuchen auch die materielle Kultur über Haus, Hof, Geräte, Kleidung und Lebensweise ermittle, liefere er dem Historiker wichtige Ergänzungen zum Quellenstudium.¹⁶

Diesen breiten methodischen Ansatz brachte Kaindl in sein Hauptwerk *Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern* ein, dessen drei Bände zwischen 1907 und 1911 erschienen. Im Teil zur Bukowina konnte Kaindl auf seine vielen Vorarbeiten zur Ansiedlung, Wirtschaftsgeschichte und kulturellen Entwicklung zurückgreifen. Bei der Darstellung der Deutschen aus Galizien, Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien wertete Kaindl ebenfalls nicht nur umfangreiche Quellen aus vielen Archiven aus, sondern schilderte auch die Arbeitsformen und Volksbräuche. Diese Schrift war lange Zeit das wichtigste Standardwerk zu den deutschen Minderheiten.¹⁷ Da das Werk sehr umfangreich war, druckte es der Verlag ohne Angaben der Quellen.¹⁸

13 Raimund Friedrich Kaindl: Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Österreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen. Innsbruck 1902.

14 Kipper: Kaindl, S. 9.

15 Zit. nach Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte und Volkskunde. In: Rudolf Wagner. Vom Halbmond zum Doppeladler. Ausgewählte Beiträge zur Geschichte der Bukowina und der Czernowitzer Universität „Francisco-Josephina“. Augsburg 1996, S. 264–295, hier: S. 267.

16 Ebenda, S. 268.

17 Hugo Weczerka: Die „Francisco-Josephina“ in Czernowitz. Eine Universität am Ostrand der Habsburgermonarchie. In: Victoria Popovici, Wolfgang Dahmen, Johannes Kramer (Hgg.): Gelebte Multikulturalität. Czernowitz und die Bukowina. Frankfurt/M. 2010, S. 67–86, hier: S. 80.

18 Das Werk erschien in der renommierten Reihe zur Allgemeinen Staatengeschichte, die Karl Lamprecht in Gotha herausgab. Da es 1.300 Seiten umfasste, wurde es ohne wissenschaftlichen Apparat gedruckt. Vgl. Rudolf Wagner: Raimund Friedrich Kaindl – der Karpatendeutsche. In: *Kaindl-Archiv* 9 (1992), S. 3–10, hier: S. 7.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit betrachtete Kaindl als „Schutzarbeit“, er wollte die typischen Charakterzüge der Deutschen herausarbeiten, um ihr Gemeinschaftsgefühl zu stärken. Er arbeitete schon als Student aktiv im „Verein der christlichen Deutschen“ mit, den einige Hochschullehrer 1897 gegründet hatten.¹⁹ Kaindl gab seit 1899 das Vereinsblatt *Bukowiner Bote* heraus und saß 1906 im Gemeinderat von Czernowitz. Zwischen 1911 und 1915 war er Obmann des Vereins und bemühte sich besonders Jugendliche einzubeziehen. Es wurden Gymnastikgruppen eingerichtet und eine Fußballmannschaft aufgestellt. Der Verein gründete in Czernowitz ein Schülerheim, um deutschen Jugendlichen vom Land den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen, und er organisierte Stipendien für Studierende.²⁰ In ländlichen Gemeinden wurden Volksbüchereien eingerichtet und ein Netz von Vertriebsgenossenschaften aufgebaut. Da die Bauern die Vorteile dieser Vernetzung schnell erkannten, wuchs die Anzahl der Vereinsmitglieder von 4.500 im Jahr 1907 auf 10.000 Mitglieder bis 1913.²¹

Kaindl knüpfte während seiner Forschungsreisen viele Kontakte mit deutschen Vereinen in den Karpatenländern. Auf seine Initiative hin fand im Juli 1911 das erste Treffen der Karpatendeutschen in Czernowitz statt, es folgten die Treffen von 1912 im slawonischen Ruma, 1913 in Wien und 1914 in Bielitz [poln. Bielsko] in Galizien.²² Kaindl sah besonders die Deutschen in Ungarn, die nur wenige eigene Schulen hatten, durch die Magyarisierung bedroht. In diesem Sinne äußerte er sich in der populärwissenschaftlichen Schrift *Geschichte der Deutschen in Ungarn* (1912).

19 Diesen Verein hatten 1897 einige Hochschullehrer gegründet, darunter Theodor Gartner und Rudolf Scharitzer. Vgl. Emanuel Turczynski: Vereine, Interessenverbände und Parteien in der Bukowina. In: Helmut Rumpler, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918: Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. 1. Teilband: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. Wien 2006, S. 859–908, hier: S. 881.

20 Kipper: Kaindl, S. 11; Sergij Osatschuk: Die Czernowitzer Franz-Josephs-Universität 1875–1914 im Kontext der Nationalbewegungen. In: *Danubiana Carpatica. Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas* 1 (2007), S. 163–178, hier: S. 175.

21 Alfred Ableitinger: Nationale Auseinandersetzungen in der Bukowina vor 1914. Ihre Spezifika in den Nationalitätenkonflikten Cisleithaniens. In: Bukowina Zentrum, Österreich-Kooperation (Hgg.): Minikosmos Bukowina. Kulturleistung eines Landstrichs. Czernowitz 2006, S. 271–329, hier: S. 291.

22 Sergij Osatschuk: Das Deutsche Haus. In: Raimund Lang, Sergij Osatschuk (Hgg.): Hundert Jahre „Deutsches Haus“ in Czernowitz. Eine Jubiläumsschrift. Innsbruck 2010 (Czernowitzer kleine Schriften, 24), S. 27; Emanuel Turczynski: Geschichte der Bukowina in der Neuzeit. Zur Sozial- und Kulturgeschichte einer mitteleuropäisch geprägten Landschaft. Wiesbaden 1993, S. 198.

Trotz Kaindls Einsatz für die Deutschen kritisierten deutsche Christlich-Soziale seine Position als „judenliberalen Freisinn“²³. Antisemitismus war damals außer bei Deutschen auch bei vielen Rumänen verbreitet.²⁴ In Kaindls Schriften sind wenige Vorurteile gegen Juden zu finden. Er wandte sich an der Universität gegen nationalistische Agitation, die von diversen Studentengruppen und einigen Professoren getragen wurde. Er wirkte 1910/11 als Dekan der Philosophischen Fakultät, 1912/13 als Rektor und durch dieses Amt 1912 auch als Abgeordneter im Landtag.²⁵ In seiner Fakultät griffen damals national orientierte Jungruthenen den russophilen Professor Wladimir Milkowicz an, der seit 1898 außerordentlicher und seit 1909 ordentlicher Professor für osteuropäische Geschichte war. Sie forderten eine Professur für ukrainische Geschichte.²⁶ Rumänische Studenten verlangten einen Lehrstuhl für rumänische Geschichte. Die Forderung der Rumänen griffen im Landtag Aurel von Onciul und andere auf. Die Wiener Behörden bewilligten 1912 eine neue Lehrkanzel für südosteuropäische Geschichte. Den Lehrstuhl erhielt Ion Nistor, Kaindl hatte einen anderen Rumänen unterstützt.²⁷

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war die Bukowina durch die Nähe der russischen Grenze stark gefährdet. Kaindl veranlasste als Prorektor noch Bergungsarbeiten an der Universität und verließ im September 1914 Czernowitz. In Wien organisierte er eine Flüchtlingshilfe, er saß im Fürsorgeausschuss der Deutschen aus Galizien und der Bukowina. Nachdem er 1915 nach Graz berufen wurde, wirkte er im Fürsorgeausschuss für Kriegsflüchtlinge in der Steiermark.²⁸

Kaindls Wirken als Ordinarius in Graz 1915–1930

Während der Kriegsjahre beschäftigte sich Kaindl weiterhin mit der Geschichte der Deutschen in Ostmitteleuropa und verfasste die Schriften: *Deutsche Sied-*

23 Zit. nach Emanuel Türczynski: Die Bukowina. In: Isabel Röskau-Rydel (Hg.): Galizien, Bukowina, Moldau. Berlin 1999, S. 260.

24 Zum Beispiel beim Abgeordneten Aurel von Onciul, vgl. Andrei Corbea-Hoisie: „Wie die Juden Gewalt schreien“: Aurel Onciul und die antisemitische Wende in der Bukowiner Öffentlichkeit nach 1907. In: *East Central Europe* 39 (2012), H. 1, S. 13–60.

25 Mihai-Ştefan Ceaşu: Parlamentarism, partide şi elita politică în Bucovina habsburgică 1848–1918 [Parlamentarismus, Parteien und die politische Elite in der Habsburger Bukowina 1848–1918]. Iaşi 2004, S. 495.

26 Černivec'kyj universytet 1875–1995 [Die Czernowitzer Universität]. Černivci 1995, S. 57. Milkowicz soll sich während des Krieges nach Russland abgesetzt haben. Vgl. Svjatoslav Pacholkiv: Emanzipation durch Bildung: Entwicklung und gesellschaftliche Rolle der ukrainischen Intelligenz im habsburgischen Galizien (1890–1914). München 2002, S. 208.

27 Stelian Neagoe: Ion Nistor. In: Ion Nistor: Istoria Bucovinei [Geschichte der Bukowina]. Bucureşti 1991, S. IX.

28 Dafür wurde er auch ausgezeichnet. Vgl. Kipper: Kaindl, S. 9 und S. 12.

lung im Osten (1915), *Die Deutschen in Osteuropa* (1916), *Deutsche Ansiedlung und deutsche Kulturarbeit an der unteren Donau* (Prag 1917) und *Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpatenländern* (Leipzig 1917). Er hatte auch die sich verändernden Nachbarschaftsbeziehungen unter den anderen Ethnien im Blick, wie etwa die Broschüre *Polen und die polnisch-ruthenische Frage* (1916 und 2. Aufl. 1918) dokumentiert.

Kaindl benannte die Gefahr, dass die Volkszählung von 1910 viele schwelende Konflikte verdeckt hätte, weil etwa in der Bukowina die Bürgermeister oft Bauern mit der Sprache der Ortsmehrheit eingetragen hätten. Die Juden seien nicht als Nationalität anerkannt worden, damit sie sich als Deutschsprachige eintragen. Doch hätten einige aus Protest dann andere Umgangssprachen angegeben. Von den 96.000 Deutschsprachigen seien nur etwa 72.000 Christen.²⁹ Neben seiner Forschung und Lehre verfasste Kaindl weiterhin journalistische Beiträge, in denen er öfters literarische Werke von Deutschen im Osten vorstellte.³⁰ Er schrieb auch zwei historische Romane: *Die Tochter des Erbvogts* (1914) und *Lose der Liebe* (1926).

Nach dem Ersten Weltkrieg reiste er wieder zu den Deutschen in Südosteuropa und schilderte ihre schwierige Lage in den Staaten, die Teile des Habsburgerreiches inkorporiert hatten, so etwa *Bei den deutschen Brüdern in Rumänien* (1924) und *Die Deutschen in Südslawien* (1926).³¹ Kaindl untersuchte nun vor allem die Ursachen des Zerfalls des Habsburgerreiches und wandte sich gegen die geringe Unterstützung für die auswärtigen Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Im Buch *Österreich, Preußen, Deutschland. Deutsche Geschichte in großdeutscher Betrachtung* (1926) verortete er den Beginn der Schwächung des Deutschtums bereits 1848, als der großdeutsche Gedanke gescheitert sei. Verhängnisvoll für die deutschen Minderheiten im Osten sei die Isolierung Österreichs 1866 und besonders der Dualismus gewesen. Da keine Föderation in Mitteleuropa entstanden sei, wollten viele Ethnien 1918 die Monarchie verlassen. Seit dem Zerfall sei Österreich zu klein, um wirtschaftlich weiter bestehen zu können, der Ausweg sei nur der Anschluss an Deutschland. Wenn die Siegermächte diesen verhinderten, würde sich durch die Verarmung der Bevölkerung der Bolschewismus in Mitteleuropa ausbreiten. Da Deutschland keine Kolonien habe, müsste es langfristig einen wirtschaftlichen Ver-

29 Raimund Friedrich Kaindl: Die ethnographische Zusammensetzung der Bevölkerung in der Bukowina. In: Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt. Gotha 1915, S. 298–301.

30 In der *Bukowinaer Rundschau* hatte Kaindl eine monatliche Rubrik zur Vorstellung neuer Bücher. Vgl. Ion Lihaciu: Czernowitz 1848–1918. Das kulturelle Leben einer Provinzmetropole. Kaiserslautern, Mehlingen 2012, S. 154.

31 Turczynski: Bukowina, S. 444.

bund mit den Staaten in Südosteuropa schließen, denn diese Agrarländer benötigten auch den Austausch mit den deutschen Industriegebieten.³²

Obwohl Kaindl die realen Probleme ansprach, wurde sein Buch von Zeitgenossen heftig kritisiert. Beim Historikertag in Graz 1927 lehnte es die Mehrheit der Kollegen als unwissenschaftlich ab. Es wurde als politische Streitschrift abqualifiziert, die mit einer sehr schmalen Quellenbasis operiere. Ein wichtiger Grund dieser Kritik war aber, dass er Preußen für den Niedergang der Deutschen im Osten verantwortlich machte.³³

1930 starb Kaindl verbittert im Alter von 64 Jahren. Seine Schriften wurden danach nur noch von jenen Historikern und Ethnologen wahrgenommen, die sich mit der Bukowina beschäftigten.³⁴ Er hatte sich mit den neuen Strukturen nach dem Ersten Weltkrieg nicht abfinden können. Ganz anders sah die Karriere von Ion Nistor aus, dessen rasanter Aufstieg gerade aufgrund des Zusammenbruchs des Habsburgerreiches möglich wurde.

Ion Nistor: Der wichtigste rumänische Historiker und Politiker der Bukowina

Nistors Start in die Wissenschaft

Der 1877 in Ober Wikov (rum. Vicovul de Sus) geborene Ion Iancu Nistor wuchs in einer Bauernfamilie mit zwölf Geschwistern auf. Durch Nachhilfestunden und Stipendien finanzierte er sich die Zeit am Gymnasium in Radautz (rum. Rădăuți) und das Studium in Czernowitz. Zwischen 1897 und 1902 studierte er Geschichte zuerst noch bei Ferdinand Zieglauer von Blumenthal und in den letzten Jahren auch bei Kaindl. Als besonders wichtig bezeichnet er später die Veranstaltungen zur rumänischen Sprache und Literatur bei Ion Gheorghe Sbiera. Ab dem 3. Studienjahr gab er einige Unterrichtsstunden am Staatsgym-

32 Raimund Friedrich Kaindl: Österreich, Preußen, Deutschland. Deutsche Geschichte in großdeutscher Beleuchtung. Wien, Leipzig 1926, S. 318f.

33 Seine Polemik gegen die preußische Engstirnigkeit bei der kleindeutschen Lösung verärgerte jene Historiker, die in der Tradition von Droysen, Sybel und Treitschke standen. Unter Kaindls Kritikern waren Ritter von Srbik und Hans Steinacher. Vgl. Alexander Pinwinkler: Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930). Geschichte und Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik. In: Karel Hruza (Hg.): Österreichische Historiker 1900–1945. Bd. 1. Wien u. a. 2008, S. 125–154; hier: S. 142–145.

34 Ein Doktorand widmete sich Kaindls historischen Werken: Alexander Blase: Raimund Friedrich Kaindl. Leben und Werk 1866–1930, Wiesbaden 1962. Seine politischen Verdienste unterstrich 1966 sein Schwiegersohn: Anton Adalbert Klein: Raimund Friedrich Kaindl. Leben und Werk. In: *Kaindl-Archiv* 8 (1990/91), S. 37–42. Zur neueren Einschätzung seines Wirkens vgl. Hauke Focko Fooker: Raimund Friedrich Kaindl als Erforscher der Deutschen in den Karpatenländern und Repräsentant großdeutscher Geschichtsschreibung. Lüneburg 1996.

nasium in Czernowitz. 1903 schloss er die Lehrerprüfung für Geschichte und Geografie ab. Zwischen 1904 und 1908 arbeitete er zuerst am griechisch-orthodoxen Gymnasium in Suczawa (rum. Suceava), dann an der Oberrealschule in Czernowitz. 1908 schaffte er den Sprung nach Wien zu einem Aufbaustudium am Institut für österreichische Geschichte. Indem er Doktorand von Konstantin Jiriček wurde, umging er Kaindl als Doktorvater, der den Dakoromanismus ablehnte. Der Titel der 1909 abgeschlossenen Doktorarbeit lautete *Die moldauischen Ansprüche auf Pokutien (1388–1547)*. Darin wandte er sich gegen Schriften von Ukrainern wie Myron Korduba, der dieses Gebiet als ukrainisches mit Hinweis auf die ruthenische Bevölkerung beansprucht hatte. Im Anschluss arbeitete Nistor an der Habilitationsschrift *Die auswärtigen Handelsbeziehungen der Moldau im XIV.–XVI. Jahrhundert*, die 1911 in Gotha erschien. Für diese Schrift hatte er in den Archiven Rumäniens geforscht und das Ergebnis wurde dort von den national orientierten Professoren Ioan Bogdan, Nicolae Iorga und Alexandru D. Xenopol sehr gelobt. Nistors Argumentation, dass die Bukowina zu Unrecht von der Moldau abgetrennt worden sei, kam in Rumänien gut an und der Autor erhielt eine Auszeichnung der Rumänischen Akademie.³⁵

Als Privatdozent startete er in Wien im Wintersemester 1911/12 seine erste Vorlesung zum Thema „Der Platz der Rumänen in der südosteuropäischen Geschichte“. Seine rumänischen Unterstützer im Reichsrat setzten sich dafür ein, dass für ihn ein neuer Lehrstuhl in Czernowitz geschaffen wurde. Unter ihnen waren die Abgeordneten Aurel von Onciul und Constantin Isopescul-Grecul.³⁶ Nach der Antrittsvorlesung als außerordentlicher Professor für südosteuropäische Geschichte im Oktober 1912 widmete sich Nistor fast ausschließlich den Rumänen (Moldauern). Der rote Faden seiner Schriften war weiterhin die Abwehr ruthenischer Ansprüche auf Partizipation, wobei er auf deren späten Zuzug in die Bukowina im 18. Jahrhundert verwies. In seiner 1912 publizierten Schrift *Zur Geschichte des Schulwesens in der Bukowina* behauptet er, dass die Wiener Behörden die Zuwanderung der Ruthenen gefördert hätten; daher sei ihre Anzahl in den Volkszählungen zwischen 1880 und 1910 so stark angewachsen. In der rumänischen Ausgabe von 1914 spitzte er seine These weiter zu: angeblich habe die Verhinderung von rumänischen Schulen zur Assimilation vieler Rumänen geführt. Besonders in der Schrift *Legăturile noastre cu Ardealul* [Unsere Beziehungen zu Siebenbürgen] von 1914 betonte er die Einheit aller Rumänen.³⁷

35 Ovidiu Vuia: Profesorul Ion Nistor [Professor Ion Nistor]. Bruxelles 1987, S. 20.

36 Constantin Ungureanu: Bucovina în perioada stăpânirii austriece (1774–1918): aspecte etnodemografice și confesionale [Die Bukowina in der Zeit der österreichischen Herrschaft (1774–1918): Ethnodemographische und konfessionelle Aspekte]. Chișinău 2003, S. 226.

37 Vuia: Profesorul, S. 22.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war Nistor nur in kleinen rumänischen Zirkeln von Intellektuellen tätig. Als Student trat er in die „Societatea Academică Junimea“ [Gesellschaft Akademische Jugend] ein und wurde 1898/99 ihr Vorsitzender. Er gab zusammen mit George Tofan das Vereinsblatt *Junimea Literară* [Literarische Jugend] zwischen 1909 und 1914 heraus.³⁸ Er pflegte gute Kontakte zur „Liga culturală“ [Kulturliga] von Nicolae Iorga in Bukarest, die in ihren Sommerkursen unter auswärtigen Rumänen Irredentismus und Antisemitismus verbreitete. Nistor wurde durch Iorgas Unterstützung 1912 korrespondierendes Mitglied der Rumänischen Akademie der Wissenschaften und 1915 Vollmitglied.³⁹

Im Juli 1914 verließ Nistor die Bukowina und baute in Bukarest das „Comitetul bucovinenilor“ [Komitee der Bukowiner] auf. Mit George Tofan und Teodor V. Stefanelli warb er in der *Revista Bucovinei* [Zeitschrift der Bukowina] für den Kriegseintritt Rumäniens gegen die Mittelmächte.⁴⁰ Dieses Ziel verband ihn mit Ion I. C. Brătianu, dem Führer der Nationalliberalen Partei. Bis August 1916 verhandelte die rumänische Regierung über die Habsburger Gebiete, die sie als Kompensation für den Kriegseintritt erwerben wollte.⁴¹ Da Russland die Bukowina bereits okkupiert hatte und als ihr Gebiet beanspruchte, verfasste Nistor Schriften, in denen er deren großen slawischen Bevölkerungsanteil in Abrede stellte.⁴²

In dem 1916 publizierten Buch *Istoria bisericii din Bucovina* [Geschichte der Kirche in der Bukowina] kritisierte er heftig den orthodoxen Bischof Eugen Hakman/Evgenij Gakman (1793–1873), weil er die ruthenische Sprache in die Priesterausbildung eingeführt und Gelder des Religionsfonds auch für ruthenische Schulen bewilligt hatte. Durch seine Förderung seien Ruthenen massenhaft in das Konsistorium eingedrungen und hätten immer mehr Stellen als Geistliche beansprucht. Nachdem die Wiener Behörde 1913 einen Ruthenen zum Archimandrit (Generalvikar) bestimmt hatte, sah Nistor die „nationale Rolle“ der orthodoxen Kirche für die Rumänen in Gefahr.⁴³ Diese zweitwöch-

38 Ioan Cocuz, Matei Hulubei: *Presa românească în Bucovina 1809–1944* [Die rumänische Presse in der Bukowina 1809–1944]. Bacău 1991, S. 55.

39 Paul E. Michelson: Ion I. Nistor in Romanian Politics, Scholarship and Culture 1919–1933. In: *Codrul Cosminului* 17 (2011), H. 1, S. 117–148, hier: S. 118.

40 Teodor Bălan: *Bucovina și războiul mondial* [Die Bukowina und der Weltkrieg]. Cernăuți 1929, S. 95.

41 Turczynski: *Geschichte der Bukowina*, S. 214.

42 Es handelte sich um *Raportul numeric între Români și Ruteni pe vremea ocupării* [Das Zahlenverhältnis zwischen Rumänen und Ruthenen zur Zeit der Okkupation] (1914) und *Românii și rutenii. Studiu istoric și statistic* [Rumänen und Ruthenen. Historische und statistische Studie] (1915).

43 Ion Nistor: *Istoria bisericii din Bucovina* [Geschichte der Kirche in der Bukowina]. București 2004, S. 106 und S. 174.

tigste Position nach dem Erzbischof erlangte Olexandr Manastyr'skyj, mit dem Kaindl für das Buch *Die Ruthenen in der Bukowina* zusammengearbeitet hatte.

Kurz nach Rumäniens Kriegseintritt besetzten deutsche Truppen die Walachei und Nistor floh im November 1916 wie die rumänische Regierung nach Jassy (rum. Iași.). Seit Juli 1917 vermittelte er mit Unterstützung der Regierung Rumäniens in Odessa einer Gruppe von Rumänen aus Bessarabien nationales Denken. Nach dem Sieg der Bolschewisten im Herbst 1917 zog er nach Kischinew (rum. Chișinău) und warb dort Freiwillige für die Armee Rumäniens.⁴⁴ In dieser Zeit hielt er den Vortrag „Unsere Rechte auf Chotin“, in dem er mit Hinweis auf die moldauischen Fürsten, die die dortige Festung im Mittelalter erbaut hatten, dieses Gebiet zum „rumänischen Land“ erklärte, obwohl dort vor allem Slawen und Juden lebten.⁴⁵

Nistors rasanter Aufstieg als Politiker 1918 bis 1939

Rumänien schloss Anfang 1918 einen Sonderfrieden mit den Mittelmächten und verhandelte über einen separaten Friedensvertrag. Nistor publizierte daher in deutscher Sprache das Buch *Der nationale Kampf in der Bukowina*. Darin kritisierte er erneut die angebliche Slawisierungspolitik der Wiener Behörden und wandte sich gegen ruthenische Ansprüche auf Teile der Bukowina.⁴⁶ Als sich Anfang November 1918 das österreichische Heer aufzulösen begann, stellte sich die Frage der Zugehörigkeit der Bukowiner Gebiete sehr konkret. Eine militärische Einheit des Ukrainischen Nationalrats (Rada) aus Lemberg (ukr. L'viv) nahm Czernowitz am 6. November ein. Ihr Führer verhandelte mit dem rumänischen Abgeordneten des Reichsrats Aurel von Onciul über die Zweiteilung der Bukowina. Daraufhin appellierten einige nicht gewählte Rumänen zusammen mit Iancu von Flondor an die Regierung Rumäniens um Unterstützung gegen angebliche bolschewistische Banden. Die Armee Rumäniens marschierte am 11. November in Czernowitz ein und internierte Aurel von Onciul. Die militärische Einheit der Rada zog sich kampfflos vor der Übermacht zurück. Nun übernahm Flondor die Führung der Rumänen, während Nistor sich noch im fernen Bukarest befand. Dennoch gelang es ihm nach kurzer Zeit, Flondor auszubooten.⁴⁷

44 Aus dem Material für diese Vorträge entstand 1923 Nistors Buch *Istoria Basarabiei* [Geschichte Bessarabiens]. Eine Neuauflage wurde 1991 in Bukarest gedruckt.

45 Ion I. Nistor: *Drepturile noastre asupra Hotinului* [Unsere Rechte auf Chotin]. Chișinău 1918.

46 Ion Nistor: *Der nationale Kampf in der Bukowina*, mit besonderer Berücksichtigung der Rumänen und Ruthenen. București 1918, S. 217.

47 Teodor Bălan: *Rolul lui Vasile Bodnărescu în preajma Unirii* [Die Rolle von Vasile Bodnărescu im Umfeld der Vereinigung]. Cernăuți 1938, S. 3–44; Mariana Hausleitner:

Flondor organisierte eine Versammlung mit einigen ausgewählten Rumänen am 15./28. November 1918 (es galten noch zwei verschiedene Kalender), die den bedingungslosen Anschluss an das Königreich Rumänien proklamierte. An dieser angeblichen „Konstituante“ nahmen keine Abgeordneten der Ukrainer und Juden teil. Die Deutschen machten ihre Teilnahme von einigen Bedingungen abhängig, wie etwa die Beibehaltung der deutschsprachigen Universität.⁴⁸ Zu dieser Versammlung war Nistor aus Bukarest gemeinsam mit etwa einhundert Bukowiner Freiwilligen aus der Armee Rumäniens angereist.⁴⁹ Viele von ihnen gelangten in die neuen Leitungspositionen. Nistor gehörte der Delegation an, die im Dezember 1918 König Ferdinand I. das Anschlussersuchen überbrachte.⁵⁰

Bei der Pariser Friedenskonferenz erhoben Vertreter der Ukrainer Anfang 1919 Anspruch auf den Norden der Bukowina, wo mehrheitlich Ukrainer lebten. Gegen sie wandte sich Nistor vehement. In der Bukowina verhaftete die Militärverwaltung diejenigen Ukrainer, die zu demonstrativen Aktionen aufriefen. Im Juni 1919 wurde Rumänien die gesamte Bukowina zugesprochen. Nistor kritisierte auch den von den Großmächten initiierten Minderheitenschutzvertrag, durch den die Gleichberechtigung der 30 % Nichtrumänen in Großrumänien abgesichert werden sollte.⁵¹

Als Vertreter der Bukowina im Kronrat nahm Nistor darauf Einfluss, welche Vereine verboten und wie Zeitungen zensiert wurden.⁵² Auf diese Weise konnte er die Position von Iancu von Flondor untergraben, der zu Kompromissen mit den Vertretern der Nichtrumänen bereit war, die 60 % der Bukowiner Bevölkerung stellten. Im April 1919 trat Flondor aus der Übergangsregierung aus, nachdem er im *Glasul Bucovinei* [Stimme der Bukowina], der Zeitung der Anhänger Nistors, heftig angegriffen worden war.⁵³ Flondor

Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944. München 2001 (Südosteuropäische Arbeiten, 111), S. 93–101.

48 Sergij Osatschuk: Die soziale Dynamik und die politischen Orientierungen der Bukowina-Deutschen. In: Popovici, Dahmen, Kramer: Gelebte Multikulturalität, S. 39–53, hier: S. 39.

49 Ovidiu Bogzan: Ion I. Nistor. Preliminarii monografice (2) [Ion I. Nistor. Monographische Präliminarien]. In: *Revista istorică* 5 (1994), H. 3–4, S. 345–357, hier: S. 346.

50 Ioan Căpreanu: Mișcarea culturală a românilor din Bucovina pentru unitate națională și statală (1848–1918) [Die kulturelle Bewegung der Rumänen in der Bukowina für nationale und staatliche Einheit (1848–1918)]. Iași 1999, S. 204; Stelian Neagoe: Istoria Unirii Românilor [Geschichte der Vereinigung der Rumänen]. București 1993, S. 315f.

51 V. Fl. Dobrinescu: România și sistemul tratatelor de pace de la Paris (1919–1923) [Rumänien und das System der Friedensverträge von Paris (1919–1923)]. Iași 1993, S. 57.

52 Markus Winkler: Jüdische Identitäten im kommunikativen Raum. Presse, Sprache und Theater in Czernowitz bis 1923. Bremen 2007, S. 117f.

53 Zur Hetze gegen die Vertreter der Ukrainer und Flondor, der als Freund der Juden dargestellt wurde, zeugen Briefe an Nistor von seinen Unterstützern. Vgl. Dragoș Olaru:

gründete ein eigenes Blatt (*Bucovina*), in dem kritisiert wurde, dass die rumänische Armee mittels Kriegsrecht die Tätigkeit aller politischen Vereine mit Ausnahme der Partei Nistors behindere.⁵⁴ Die Zensur unterband bald Kritik an Nistors Politik.⁵⁵ Wegen der Übergriffe verweigerten die Partei Flondors, der Deutsche Nationalrat und die damals starke Sozialdemokratie bei den ersten gesamt rumänischen Wahlen im November 1919 ihre Teilnahme.⁵⁶ So erlangte die „Demokratische Partei der Einheit“ von Nistor eine Stimmenmehrheit in der Bukowina. Im Januar 1923 fusionierte diese Partei mit den seit 1922 regierenden Nationalliberalen. Durch Flondors Rücktritt konnte Nistor seine Machtposition ungehindert ausbauen. Da er anders als der Großgrundbesitzer Flondor nicht über eigene Mittel verfügte, bemühte er sich darum, Flondors Ende 1918 veranlasste Übereignung aller Institutionen des Religionsfonds an den Erzbischof rückgängig zu machen. Er stellte die umfangreichen Mittel des Religionsfonds unter seine Aufsicht als oberster staatlicher Vertreter. In seiner Schrift *Istoria Fondului bisericesc din Bucovina* [Geschichte des Religionsfonds in der Bukowina] argumentierte er 1921, dass der rumänische König rechtlich an die Stelle des österreichischen Kaisers getreten sei. Der Ministerrat beschloss aber 1922 die erneute Unterstellung des Religionsfonds unter die Aufsicht des Erzbischofs.⁵⁷

Nistors wichtigstes Anliegen war seit 1919 die schnelle Rumänisierung der Bukowina, die er als Kampf gegen die Überreste der Fremdherrschaft legitiimierte. Er organisierte im Januar 1919 eine Versammlung der rumänischen Professoren von der Czernowitzer Universität, bei der die Ausschaltung aller nichtrumänischen Professoren beschlossen wurde.⁵⁸ Um dies zu erreichen,

Scrisori către Ion Iancu Nistor [Briefe an Ion Iancu Nistor]. In: *Glasul Bucovinei* 1 (1994), H. 1, S. 102–111.

54 Vgl. Radu Economu: Iancu Flondor. In: *Glasul Bucovinei* 1 (1994), H. 3, S. 39–45, hier: S. 41.

55 Markus Winkler: Legea presei și cenzura în Monarhia habsburgică și în România. Studiu de caz: Bucovina [Das Pressegesetz und die Zensur in der Habsburgermonarchie und Rumänien: Fallbeispiel Bukowina]. In: Andrei Corbea-Hoisie, Ion Lihaciu, Markus Winkler (Hgg.): Prolegomene la un dicționar al presei de limba germană din Bucovina istorică (1848–1940) [Studien zu einem Lexikon der deutschsprachigen Presse in der Bukowina (1848–1940)]. Iași 2012, S. 79–105, hier: S. 93.

56 Hildrun Glass: Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien. München 1996 (Südosteuropäische Arbeiten, 98), S. 76.

57 Sorin-Toader Clipa: Fondul bisericesc al Bucovinei și lichidarea lui (1948–1949) [Der Religionsfonds und seine Liquidierung]. Suceava 2006, S. 65.

58 Marin Popescu-Spineni: Din învățământul superior în Bucovina 1875–1930 [Hochschulbildung in der Bukowina 1875–1930]. In: ders.: Instituții de înaltă cultură. Învățământul superior [Die höheren Bildungsinstitutionen. Hochschulbildung]. Văleni de Munte 1932, S. 172–191, hier: S. 186.

wurde die sofortige Einführung der rumänischen Vortragssprache verfügt.⁵⁹ Daraufhin verließen 31 der 35 aus allen Teilen der Monarchie berufenen Professoren im September 1919 mit einem Sonderzug die Bukowina. Viele ihrer ehemaligen Studenten begleiteten sie zum Bahnhof.⁶⁰ In Anwesenheit von König Ferdinand I. wurde im Oktober 1920 die nach ihm benannte Universität „Ferdinanda“ eröffnet. Der Lehrstuhl für ukrainische Sprache und Literatur wurde abgeschafft und es studierten nur noch wenige Ukrainer.⁶¹ Dagegen stieg die Anzahl der rumänischen Studenten schnell an, die bei der Vergabe von Stipendien und Wohnheimplätzen bevorzugt wurden.⁶² Viele ukrainische Volksschulen wurden in rumänische Schulen transformiert, wogegen die Vertreter der Ukrainer und Sozialdemokraten protestierten. Sie forderten bis 1920 ein Plebiszit in der Nordbukowina, um eine stärkere Berücksichtigung der Nichtrumänen zu erlangen.⁶³

Die Nationalliberale Partei, deren Führung Nistor angehörte, verfolgte eine zentralistische Politik. Die durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Großreichen geprägten Besonderheiten in den neu angeschlossenen Gebieten wurden mit erheblichem Druck eingeebnet. Nichtrumänische Angestellte und Lehrer mussten Sprachprüfungen ablegen und wurden bei unzureichenden Ergebnissen entlassen. Angeblich zur Vereinheitlichung des Schulwesens nahmen in der Bukowina auswärtige Professoren die Abschlussprüfung der Gymnasiasten ab und ließen besonders viele Nichtrumänen durchfallen. In Czernowitz wurde 1926 ein jüdischer Schüler von einem Rechtsradikalen erschossen, weil er sich bei einem ungerechten Prüfer beschwert hatte und es zu einer Rangelei gekommen war. Besonders empört reagierten deutschsprachige Zeitungen in Czernowitz auf den Freispruch des Mörders.⁶⁴ Die jüdischen, deutschen und ukrainischen Abgeordneten aus der Bukowina protestierten 1926 gemeinsam gegen den versteckten Numerus clausus.

59 Irina Livezeanu: *Cultural Politics in Greater Romania: Regionalism, National Building, and Ethnic Struggle, 1918–1930*. Ithaca, London 1995, S. 231.

60 Wladimir Sapolowski: Czernowitzer Francisco Josefina (Kriegsjahre 1914–1918). In: Bukowina Zentrum, Österreich-Kooperation: *Minikosmos Bukowina*, S. 238f.

61 Im Wintersemester 1933/34 studierten 1.186 Rumänen, 18 Ukrainer und der Rest andere. Vgl. Emanuel Turczynski: *Kontinuität und Wandel. Die Universität Czernowitz, ihre Professoren und Studenten in der Zwischenkriegszeit*. In: Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka (Hgg.): *Die Bukowina. Vergangenheit und Gegenwart*. Bern 1995, S. 135–154, hier: S. 143.

62 Zur Stipendienvergabe vgl. *Anuarul Universității Regele Ferdinand 1924/25* [Jahrbuch der Universität König Ferdinand 1924/25]. Cernăuți 1925, S. 119.

63 Daniel Hrenciu: *Integrarea minorităților naționale din Bucovina în România Mare: Abordarea național-liberală* [Integration der nationalen Minderheiten der Bukowina in Großrumänien]. In: *Analele Bucovinei* 13 (2006), H. 1, S. 55–75, hier: S. 68–71.

64 Hausleitner: Rumänisierung, S. 166f. und S. 190; Ioana Rostog: *Czernowitzer Morgenblatt. Eine Monografie*. Suceava 2008, S. 152.

Nistors Einfluss auf die Innenpolitik wuchs beständig: zwischen 1922 und 1926 wirkte er als Staatssekretär und 1927/1928 als Minister für öffentliche Aufgaben. Von Oktober 1934 bis September 1935 war er Arbeitsminister; in dieser Zeit wurde ein Dekret erlassen, das Privatbetrieben vorschrieb, einen bestimmten Anteil von Rumänen einzustellen.⁶⁵ Die deutschsprachige Presse aus Czernowitz kritisierte, dass nun Kommissionen den Anteil der Christen in den Belegschaften überprüften und die Entlassung von Juden verlangten, die rumänische Staatsbürger waren.⁶⁶ Nistor wollte mit dem „Gesetz zum Schutz der nationalen Arbeit“ die Vorherrschaft der Rumänen sichern und dem „Nationalismus der Faust“ zuvorkommen.⁶⁷ Das von ihm propagierte Ziel der Schaffung einer starken rumänischen Mittelschicht zeigte geringe Fortschritte, dagegen schritt die zunehmende Marginalisierung von Nichtrumänen in der Wirtschaft schnell voran. Von September 1935 bis August 1936 war Nistor Minister für Arbeit, Gesundheit und Sozialschutz, er dekretierte eine besondere Förderung für Rumänen im Handel.

Eine Ursache für die Ausschlusspolitik waren die Forderungen von rumänischen Jugendlichen, die besonders in den Jahren der Weltwirtschaftskrise immer vehementer rechtsradikale Positionen vertraten. Der Hintergrund war, dass seit den 1920er Jahren die Anzahl der Studierenden schnell angewachsen war und viele nach dem Abschluss keine Stellen fanden. So hatte sich in Czernowitz zwischen 1920 und 1933 die Hörerzahl verdoppelt.⁶⁸ Doch fast alle staatlichen Stellen waren durch die Rumänisierung nach 1919 mit relativ jungen Rumänen besetzt worden, so dass auch in den Jahren nach der Krise viele Absolventen arbeitslos blieben. Um die unzufriedenen Jugendlichen vor der Agitation der Eisernen Garde fern zu halten, wurden eine vormilitärische Ausbildung und Arbeitseinsätze zum Allgemeinwohl organisiert. Diese Maßnahmen begründete Nistor im Parlament im Februar 1937 folgendermaßen: „Es darf nicht vergessen werden: wenn der Staat diese Kanalisierung der jugendlichen Intelligenz und Energie nicht selbst aufgreift, riskieren wir, dass andere dies mit anderen Zielen tun.“⁶⁹

65 Das Gesetz scheiterte wegen der Proteste der Nichtrumänen. Vgl. Dietmar Müller: Staatsbürger auf Widerruf. Juden und Muslime als Alteritätspartner im rumänischen und serbischen Nationscode. Ethnonationale Staatsbürgerkonzepte 1878–1941. Wiesbaden 2005, S. 405.

66 Wir Fremden. In: *Der Tag*, 31. März 1935.

67 Wahrer Nationalismus ist die Förderung des rumänischen Elements. Minister Dr. Nistors Rede beim Bezirkskongress in Câmpulung. In: *Der Tag*, 24. April 1935.

68 Im Winter 1920/21 waren es 1.573 und 1933/34 bereits 3.247 Studierende. Vgl. Masan: Czernowitz als regionales Zentrum, S. 159.

69 Zit. nach Hans-Christian Maner: Parlamentarismus in Rumänien (1930–1940). Demokratie im autoritären Umfeld. München 1997, S. 334.

Doch die Jugend strömte weiterhin zur Eisernen Garde und Politiker der Mitte wie Nistor übernahmen immer mehr Programmpunkte der Rechtsradikalen. Die Garde hatte auch unter den Professoren der Czernowitzer Universität einige Unterstützer, die den Ausschluss aller Juden aus dem staatlichen Bildungswesen und den Führungspositionen in der Wirtschaft forderten.⁷⁰ Eine recht große Gruppe von Rumänen wollte nicht nur die Juden, sondern auch die letzten Ukrainer aus der Czernowitzer Universität herausdrängen. So verlangte 1934 ein Student die Entfernung der „vereiterten Geschwüre“⁷¹. Nistor musste als Rektor 1937 wegen tätlicher Ausschreitungen die Universität vorübergehend schließen. Aufgrund der Verhaftung Corneliu Codreanus, des Führers der Eisernen Garde, kam es laufend zu Protestaktionen von Studenten.⁷² Anlässlich der Eröffnung des Studienjahres im Oktober 1938 versuchte Nistor die Rechten damit zu besänftigen, dass trotz hohen Anteils der Juden an der Czernowitzer Bevölkerung nur mehr 188 Juden unter den insgesamt 2.630 Studierenden seien.⁷³ Ein bei dieser Feier anwesender Studentenvertreter verlangte die Freilassung Codreanus. Die Anhänger der Garde demonstrierten in der Stadt, einige Studenten wurden verhaftet.⁷⁴ Im November 1938 wurden neun Brände bei Czernowitzer Juden gelegt.⁷⁵

In den von Nistor zwischen 1923 und 1937 herausgegebenen Zeitschriften *Junimea Literară* und *Codrul Cosminului* [Wald des Cosmin] ging es zwar vor allem um rumänische Kultur und Geschichte, doch es mangelte nicht an Angriffen auf Nichtrumänen. Nistor selbst publizierte weiterhin viele Schriften, in denen er mittels einer düsteren Darstellung der österreichischen Herrschaft die Maßnahmen zur Zwangsrumänisierung als notwendige Emanzipations-

70 Besonders aktiv war Professor Traian Brăileanu, der dem Senat der Garde angehörte. Bereits 1928 hatte er in einem Buch die Integration der Juden kritisiert, seit 1935 forderte er in der Zeitschrift *Insemnări sociologice* [Soziologische Aufzeichnungen] den Ausschluss der Juden aus der rumänischen Gesellschaft. Vgl. Traian Brăileanu: *Politica* [Politik]. Cernăuți 1928; Armin Heinen: *Legiunea „Arhangelul Mihail“*. O contribuție la problema fascismului internațional [Die Legion „Erzengel Michael“. Ein Beitrag zum Problem des internationalen Faschismus]. București 1999, S. 169–172.

71 Der Autor Dragoș Vitencu führte lange Zeit die *Junimea*. Er forderte den Ausschluss aller Ukrainer und Juden. Vgl. Dragoș Vitencu: „Cînd dai nas lui Ivan...“ Un tratat despre ucrainomanie [„Wenn du Ivan die Naseinhältst...“ Eine Abhandlung über die Ukrainomanie]. Cernăuți 1934, S. 78.

72 Hausleitner: Rumänisierung, S. 304–306.

73 Deržavnyj Arhiv Černivec’koï Oblasti [Staatsarchiv des Czernowitzer Gebietes], Fond 988 (Ion Nistor), 1, Blatt 41.

74 Dan Jumară: Programul societăților culturale academice în perioada interbelică [Das Programm der akademischen Kulturgesellschaften in der Zwischenkriegszeit]. In: *Analele Bucovinei* 7 (2000), H. 1, S. 157–167, hier: S. 166.

75 Nicolae Ciachir: *Din istoria Bucovinei (1775–1944)* [Aus der Geschichte der Bukowina]. București 1993, S. 114.

schritte legitimierte. So wiederholte er etwa 1934 in seinem Buch *Problema ucraineană în lumina istoriei* [Das ukrainische Problem aus historischer Sicht] seine These, dass in der Bukowina und Bessarabien bis zum 17. Jahrhundert nur Moldauer gelebt hätten, die Ukrainer seien erst danach zugezogen. Er kritisierte Kaindls Ausführungen von der frühen Besiedlung durch Slawen. Vor allem unterstrich er seine eigenen Verdienste im Kampf um die Bukowina. Im November 1918 hätten die Ukrainer ihren Traum von einer Großukraine unter Führung von Erzherzog Wilhelm Franz von Habsburg, dem Kommandeur der Ukrainischen Legion, durchsetzen wollen. Dreist behauptete Nistor, dass sich die Ukrainer bei der angeblichen „Konstituante“ im November 1918 der Stimme enthalten hätten, obwohl alle ukrainischen Abgeordneten geflohen oder von der Armee Rumäniens verhaftet worden waren.⁷⁶ 1928 und 1938 gab er Publikationen zu den Jubiläen des Anschlusses an Rumänien heraus, die aus der Sicht jener Rumänen geschrieben sind, die für den bedingungslosen Anschluss an Rumänien waren.⁷⁷ In der Schrift *La Bessarabie et la Bucovine* (1937) pries er die Erfolge der Rumänisierung, 1939 erschien die rumänische Ausgabe.

Trotz seiner jahrzehntelangen Parteitätigkeit passte sich Nistor nach dem Verbot der Parteien dem autoritären Regime von Carol II. an. In einem historischen Beitrag brachte er die Passage unter: „Die neue rumänische Verfassung hat den politischen Kämpfen ein Ende gesetzt, welche die Bürger in ihrer gewinnbringenden Arbeit störten und welche den normalen Gang der nationalen Konsolidierung hemmten.“⁷⁸ So gelang es ihm, zwischen November 1939 und Mai 1940 Kultus- und Kunstminister und danach bis Juli 1940 Staatssekretär ohne Amtsbereich zu werden. Unter der Regierung von Gheorghe Tătărescu wurde etwa der Hälfte der Juden Rumäniens die Staatsbürgerschaft entzogen und eine Annäherung an das Deutsche Reich angestrebt.⁷⁹ Nistor publizierte 1939 den Beitrag „Die rumänisch-ukrainischen Beziehungen in ihrem geschichtlichen Werdegang“ in den Münchner *Südostdeutschen Forschungen*, die vor allem nationalsozialistische Konzepte propagierten.⁸⁰

Nach dem sowjetischen Ultimatum und der Abtrennung der Nordbukowina im Juni 1940 wirkte Nistor noch ein Jahr als Professor an der Universität

76 Ion I. Nistor: *Problema ucraineană în lumina istoriei* [Das ukrainische Problem im Licht der Geschichte]. Rădăuți 1997, S. 72–75, S. 84, S. 183 und S. 207–212.

77 Ion I. Nistor: *Unirea Bucovinei. Studiu și documente* [Die Vereinigung der Bukowina. Studie und Dokumente]. București 1928; Ion I. Nistor (Hg.): *Amintiri răzlețe din timpul Unirii* [Einzelne Erinnerungen aus der Zeit der Vereinigung]. Cernăuți 1938.

78 Ion I. Nistor: *Die Vereinigung der Bukowina mit Rumänien*. București 1940, S. 62.

79 Das Ausbürgerungsgesetz hatte bereits die Regierung Gogas im Januar 1938 erlassen. Zur Anzahl der staatenlosen Juden vgl. Müller: *Staatsbürger*, S. 458.

80 Ion Nistor: *Die rumänisch-ukrainischen Beziehungen in ihrem geschichtlichen Werdegang*. In: *Südostdeutsche Forschungen* 4 (1939), H. 3, S. 229–242.

Bukarest und ab 1943 als Kustode in der Akademiebibliothek. 1940 verlangte er in deutscher Sprache eine Revidierung der von der Sowjetunion durchgesetzten Demarkationslinie, durch die viele Rumänen von Rumänien abgetrennt worden waren.⁸¹ Nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch, durch den Nordsiebenbürgen Ungarn zugesprochen wurde, verfasste er 1941 *Românii în Transdanuvia* [Die Rumänen in Transdanubien]. In dieser und weiteren Schriften unterstrich er die römische Herkunft der Rumänen und die Kontinuität ihrer Siedlungen in Siebenbürgen, wodurch er die Ungarn zu späten Eindringlingen erklärte.⁸²

Nachdem die rumänische Armee gemeinsam mit der Wehrmacht die Sowjetunion angegriffen hatte, wurde der Ton des inzwischen pensionierten Professors schärfer. In der Zeitung *Bucovina* begründete er die Fortsetzung des Feldzuges jenseits der Flüsse Dnjestr und Südlicher Bug mit der Befreiung von Rumänen, die dort als Kolonisten seit dem 18. Jahrhundert lebten. Den Kriegszug erklärte er zum Befreiungsakt der dortigen Rumänen.⁸³ Mit geopolitischen Ideen legitimierte er auch die Herrschaft im rumänischen Besatzungsgebiet Transnistrien.⁸⁴ Da im September 1941 Sprecher der Ukrainer in einer Denkschrift bei den deutschen Behörden gegen die Behandlung einer Million Slawen in der zurückeroberten Nordbukowina und in Bessarabien protestierten, verfasste er eine deutsche Entgegnung. Deren Behauptung, dass es etwa keine ukrainischen Schulen gäbe, erklärte er zu „Lügen“. Die Rumänen würden den Kampf um ihre Rechte bis zum „vollständigen Sieg“ fortsetzen.⁸⁵ Wie der aussehen sollte, formulierte er in einer Broschüre von 1943: Er verlangte die Umsiedlung von fast einer Million Slawen. Der Boden in der Bukowina solle den Rumänen gehören, denn die Slawen seien „in den rumänischen Volksraum viel später eingesprengte Fremdkörper“⁸⁶. Als sich 1944 ein Sieg der Alliierten abzeichnete, verfasste Nistor eine französischsprachige Schrift zu den großrumänischen Anliegen.⁸⁷

81 Nistor: Vereinigung der Bukowina mit Rumänien, S. 67.

82 Nicolae Stoicescu: Istorical Ion I. Nistor [Der Historiker Ion I. Nistor]. In: *Revista de istorie* 29 (1976), H. 12, S. 1967–1978, hier: S. 1971.

83 Ion Nistor: De ce luptăm dincolo de Dnistru [Warum kämpfen wir jenseits des Dnjestr]. In: *Bucovina*, 4. Oktober 1941.

84 Ion Nistor: Aspecte geopolitice și culturale în Transnistria [Geopolitische und kulturelle Aspekte in Transnistrien]. București 1942.

85 Ion Nistor: Antwort an die ukrainische Denkschrift. Bukarest 1942, S. 17 und S. 20.

86 Zit. nach Ion I. Nistor: Die Herkunft der im rumänischen Bodenraum ansässigen Ukrainer. Bukarest 1943, S. 50.

87 Ion Nistor: L'origine des Ukrainiens de Roumanie. București 1944.

Nistors Schaffen in der letzten Lebensphase 1945 bis 1962

Zwischen August 1944 und Ende 1947 regierten in Rumänien Koalitionsregierungen, in denen die Nationalliberalen vertreten waren. Daher konnte Nistor noch als Kustode in der Akademiebibliothek wirken, erst 1948 entfernten ihn die Kommunisten.⁸⁸ Bis 1950 publizierte er unverfängliche Beiträge in den *Analele Academiei Române* [Annalen der Rumänischen Akademie], wie etwa über orientalische Manuskripte.⁸⁹ Zwischen 1950 und 1955 war er im Gefängnis Sighet inhaftiert, wo ohne Prozess auch viele andere ehemalige Politiker der bürgerlichen Parteien einsaßen. Nach der Amnestie von 1955 lebte er bei seiner Tochter und schrieb an seinem Hauptwerk *Istoria Românilor* [Geschichte der Rumänen]. Er hatte damit bereits 1942 begonnen, es blieb unvollendet. Teile davon wurden nach 1990 veröffentlicht, so etwa die *Geschichte der Bukowina*. Der 1991 gewählte Titel ist irreführend, denn Nistor beschränkte sich auf die Geschichte der dortigen Rumänen. Die etwa 60 % Nichtrumänen tauchen darin nur am Rande als Störfaktoren der Entwicklung der Rumänen auf.⁹⁰

Fazit des Vergleichs

Zusammenfassend sei hervorgehoben, dass beide Historiker stark, aber auf unterschiedliche Weise, von der Habsburger Zeit geprägt waren. Besonders zu Beginn seiner Karriere betonte Kaindl die Vielfalt der Völker in der Bukowina. Auch während der zweiten Phase, in der er vor allem über die Deutschen in den Karpatenländern forschte, interessierten ihn deren Beziehungen zu den nichtdeutschen Nachbarn. Da für ihn die Lage der auswärtigen Deutschen wichtig war, beschäftigten ihn in der letzten Phase die Gründe, warum sich deren Lage nach der Zeitenwende von 1918 so verschlechtert hatte.

Bei Nistor standen von Beginn an durchgehend die Rumänen im Mittelpunkt seines Interesses. Anders als Kaindl, den auch die Abhängigkeitsbeziehungen der Bauern interessierten, thematisierte Nistor die Lebensbedingungen der Rumänen selten. Ihm ging es vor allem um die Bedeutung der moldauischen Fürsten im Mittelalter und die aus ihren Eroberungen abgeleiteten Ansprüche auf „rumänischen Boden“. Durch diesen Ansatz wird er früh von Nationalisten aus Rumänien unterstützt. Nach dem Ersten Weltkrieg

88 Stelian Neagoe: Ion Nistor. In: Ion Nistor: *Istoria Basarabiei* [Geschichte Bessarabiens]. București 1991, S. XXXV.

89 Bogzan: Nistor, S. 355.

90 So werden etwa die Czernowitzer Juden unter dem pejorativen Begriff „jidani“ dafür verantwortlich gemacht, dass im Jahr 1875 Deutsch als Vortragssprache an der Universität festgelegt worden war. Vgl. Nistor: *Istoria Bucovinei*, S. 223–226.

dienten seine Theorien zur Legitimierung der Rumänisierungspolitik und ermöglichten Nistor eine erstaunliche Karriere als Politiker.

Abschließend soll kurz erörtert werden, ob diese Konzentration auf die Entwicklung der eigenen ethnischen Gruppe kennzeichnend für die Debatten an der Czernowitzer Universität vor dem Ersten Weltkrieg war. Es gab auch andere Denkansätze, aber nicht bei Historikern. In den Jahren, die den Ansatz von Kaindl und Nistor prägten, lehrte der 1862 in Czernowitz geborene Eugen Ehrlich römisches Recht in Czernowitz. Sein Hauptwerk *Grundlegung der Soziologie des Rechts* erschien 1913 in Leipzig. Hier können seine juristischen Schriften nicht thematisiert werden, es soll nur hervorgehoben werden, dass er sich durch die Hinwendung zum Gewohnheitsrecht besonders mit den sozialen Abhängigkeiten der Bauern und ihren Folgen auseinandersetzte.⁹¹ Als getaufter Jude war ihm die Entwicklung seiner Herkunftsgruppe wichtig, doch er stellte diese in einen breiten gesellschaftlichen Rahmen. 1909 hielt er einen Vortrag zur Sozialpolitik im österreichischen Osten, in dem er besonders auf die Notwendigkeit einer umfassenden Agrarreform und den Ausbau des Genossenschaftswesens hinwies. Er plädierte dafür, dass die Lehrer und Pfarrer in der Bukowina zu sozialpolitischen Aufgaben herangezogen werden sollten. Ihn beunruhigte, dass Juden durch die Modernisierung in vielen Berufen überflüssig würden. Nur wenige hätten Berufe mit Perspektive. Daher würden viele Juden ihre Söhne zum Studium schicken, was aber für viele kein Ausweg sei, da es bereits genügend Anwälte und Lehrer in der Bukowina gäbe. Nur die Förderung der Großindustrie könnte einen Ausweg schaffen, damit die Juden in zwanzig oder dreißig Jahren nicht in eine Katastrophe schlittern.⁹² Die von ihm prognostizierte Katastrophe erlebte Ehrlich nicht mehr. Obwohl er vor dem Ersten Weltkrieg internationale Anerkennung genoss und zu Gastvorlesungen in die USA eingeladen worden war, endete seine Karriere abrupt.⁹³ Sein Antrag auf Weiterbeschäftigung an der Czernowitzer Universität wurde 1921 endgültig abgelehnt, nachdem rechte Studenten gegen ihn protestiert hatten.⁹⁴ In Nistors Zeitung *Glasul Bucovinei* war davor eine Hetzkampagne

91 Eugen Ehrlich: Die Tatsachen des Gewohnheitsrechts. Inaugurationsrede als Rektor 1906. Abdruck in: Wagner: Halbmond, S. 296–323.

92 Der Vortrag erschien in der vierten Auflage im renommierten Verlag Duncker & Humblot: Eugen Ehrlich: Die Aufgaben der Sozialpolitik im österreichischen Osten (Juden- und Bauernfrage). München, Leipzig 1916, S. 5, S. 15, S. 26 und S. 40.

93 Manfred Reh binder: Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Franz-Josephs-Universität in Czernowitz. In: Ștefan Purici (Hg.): Procese politice, sociale, culturale și economice în Bucovina [Politische, soziale, kulturelle und ökonomische Prozesse in der Bukowina]. Suceava 2002, S. 120f.

94 Ivan Hrycenko u. a.: Die Professoren der juridischen Fakultät in Czernowitz. In: Slawinski, Strelka: Glanz und Elend der Peripherie, S. 115.

gegen ihn inszeniert worden.⁹⁵ Ehrlich war eines der vielen Opfer der Rumänisierungspolitik, er starb 1922 verarmt und krank mit 60 Jahren. Durch die Zeitenwende von 1918 errangen nur nationalorientierte Rumänen wie Nistor einen Karrieresprung. Für Deutsche und deutschsprachige Juden war es viel schwieriger, sich mit den neuen Verhältnissen abzufinden. Heute ist Eugen Ehrlich unter Rechtshistorikern international geschätzt, Kaindl und Nistor kennen nur jene Historiker, die sich mit dem Südosten Europas beschäftigen. Einige Schriften von Kaindl wurden im ukrainischen Czernowitz neu aufgelegt,⁹⁶ die von Nistor in Rumänen.⁹⁷

95 Lucian Nastaș (Hg.): *Antisemitismul universitar în România (1919–1939). Mărturii documentare* [Der universitäre Antisemitismus in Rumänien (1919–1939). Dokumentarische Zeugnisse]. Cluj-Napoca 2011, S. 44–46; ders.: Die Unmöglichkeit des Andersseins. Überlegungen zum universitären Antisemitismus in Rumänien 1920–1940. In: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte*. Bd. 4. Stuttgart 2001, S. 54–67, hier: S. 57.

96 In Czernowitz erschienen in deutsch-ukrainischen Ausgaben von Kaindl: *Geschichte von Czernowitz* (2005), *Unser Heimatland Bukowina* (2006) und *Die Ruthenen in der Bukowina* (2007). Anmerkungen zu diesen Editionen vgl. Kurt Scharr: Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918. Wien u. a. 2010, S. 62f.

97 Einige Bücher Nistors wurden in Rumänien ohne kritische Anmerkungen neu aufgelegt: *Istoria Basarabiei* [Geschichte Bessarabiens] 1923 und 1991, *Istoria Bisericii din Bucovina* [Geschichte der Kirche in der Bukowina] 1916 und 2004. Die Ende der 1950er Jahre verfasste *Istoria Bucovinei* erschien als Erstauflage 1991.

Nationalisierung, Segregation und Exklusion in der Bukowina

Der (Allgemeine) Deutsche Schulverein und die Rumänische Kulturliga im Vergleich

BENJAMIN M. GRILJ

In den vergangenen zwanzig Jahren rückte die Bukowina zunehmend in den Blickpunkt der internationalen Forschung, allen voran der Literatur- und Kulturwissenschaften. Auffällig ist dabei, dass bisweilen die Mythen und Bilder einer Region, in der „Menschen und Bücher“¹ „viersprachig verbrüdet“² lebten, unkritisch reflektiert werden und ein offenes Bildungssystem, das allen Volksgruppen zugänglich gewesen sei und eine hohe soziale Mobilität ermöglicht habe, als ein zentraler Katalysator der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung aufgefasst wird. Jedoch zeigt sich, wie in anderen sozialhistorischen Feldern, dass mit zunehmender Liberalisierung des Systems, im konkreten Fall des Bildungssystems, Nationalismen immer stärker um sich greifen, was segregationistische bis irredentistische Strömungen in Gang bringt und schließlich zu exkludierenden Strategien führt.

Der vorliegende Text ist Zwischenergebnis eines Forschungsprojekts, das sich mit dem Antisemitismus in der Bukowina im Spannungsfeld von Macht und Identität auseinandersetzt. Die beiden hier vorgestellten Vereine – Der (Allgemeine) Deutsche Schulverein und die Rumänische Kulturliga – wurden aufgrund folgender Gemeinsamkeiten als Untersuchungsgegenstand ausgewählt:

- Beide Vereine wurden in den jeweiligen politischen Zentren gegründet, agieren aber primär in der Peripherie;
- sie verstehen sich als Bewahrer und Speerspitze eines jeweiligen „Kulturkampfes“ und radikalisierten sich zunehmend;

1 Paul Celan: Gesammelte Werke. Bd. 3. Frankfurt/M. 1986, S. 185.

2 Rose Ausländer: Bukowina II. In: Peter Rychlo (Hg.): Rose Ausländer. Phönixzeit, Gedichte und Prosa. Černivci 2011, S. 132.

- sie weisen im Zuge dieser Radikalisierung antisemitische Tendenzen auf und vertreten teilweise eine biologistische, sozialdarwinistische Rassentheorie.

Sie wurden auch ausgewählt – und dies bezieht sich auf einen größeren Forschungskontext –, um zwei ethnisch unterschiedliche Varianten des Antisemitismus in der Region zu validieren und zu vergleichen. Die Autonomie der Zweigvereine war wesentlich größer als erwartet, so dass die eben getroffene Klassifizierung der Stammvereine nicht zwangsläufig für deren regionale Ableger gilt. Eine (ideologisch autonome) Geschichte der beiden Vereine in der Bukowina fehlt bis heute.

In diesem Beitrag folgt einer Begriffsklärung ein Überblick über die Bildungslandschaft der österreichischen Bukowina und die Integration der einzelnen Volksgruppen in dieses System. Daran anschließend werden der (Allgemeine) Deutsche Schulverein und die Rumänische Kulturliga vorgestellt und schließlich reüssierend miteinander verglichen.

Begriffsbestimmungen

Antisemitismus: Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts taucht der Begriff „Antisemitismus“ auf, was eine qualitative Zäsur der Judenfeindschaft darstellt. Eine religiöse Komponente rückt zunehmend in den Hintergrund, weil sich der moderne Antisemitismus primär gegen ein emanzipiertes Judentum und die Entwicklungen der Moderne (beispielsweise Kapitalismus, Sozialismus, Liberalismus, Demokratie etc.) richtet.³ Statt auf religiösen Animositäten basiert er auf vermeintlich sachlichen, gar wissenschaftlichen Argumenten und versteht sich als ausgereifte Ideologie.⁴ Der Antisemitismus ist in dieser Hinsicht

eine verbreitete latente Struktur feindlicher Einstellungen gegenüber den Juden als einem Kollektiv, die sich in Individuen als Haltung, in der Kultur als Mythologisierung, Ideologie, Volkstum und Symbolik und in den Handlungen als soziale und legale Diskriminierung, politische Mobilisierung, kollektive und staatliche Gewalt [darstellen].⁵

3 Werner Bergmann: Geschichte des Antisemitismus. München 2002, S. 42ff.

4 Shulamit Volkov: Anti-Semitism. In: Neil J. Smelser, Paul B. Baltes (Hgg.): International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences. Bd. 1. Amsterdam 2001, S. 542.

5 Helen Fein: Dimensions of Antisemitism: Attitudes, Collective Accusations and Actions. In: dies. (Hg.): The persisting question. Berlin, New York 1987, S. 67, zit. aus: Marija Vučeska: Antisemitismus in Südosteuropa. Defizite und Herausforderungen eines vernachlässigten Forschungsgegenstandes. In: *Südosteuropäische Hefte* 2 (2013), H. 1, S. 11–18, hier: S. 15.

Rassismus: Wie auch der „Antisemitismus“ ist der Begriff „Rassismus“ relativ neu. Er hat seinen Ursprung in der Aufklärung, ist jedoch weder räumlich noch zeitlich stringent. Der hier verwendete Rassismus-Begriff basiert auf der folgenden Kategorisierung Christian Geulens:

Der Rassismus ist zunächst nichts anderes als eine „Lehre“ von den Menschenrassen, von ihrem Verhältnis zueinander und zur Menschheit als Ganzem, von ihrem jeweiligen Charakter, von ihrem verschiedenen Wert und vor allem von ihrem ewigen Kampf. [...] Sein Hauptthema ist der Kampf als „Rasse“ imaginer Gemeinschaften um Selbstbehauptung, Geltung, Überleben und Überlegenheit. Und die Lösung, die er der jeweils bevorzugten Gemeinschaft anbietet, das Rezept gleichsam, mit dem diese den Kampf für sich entscheiden kann, ist – die Übertreibung.

Die Hypostasierung des Eigenen durch Diffamierung und Ausgrenzung des Anderen, Fremden; die übertreibende Umwandlung kollektiver Differenz in Hierarchien des „Überlegenen“ und „Minderwertigen“; kollektive Anfeindung bis zum Vertreibungs- oder gar Vernichtungswillen [...]. Bevorzugt in Reaktionen auf [...] Verunsicherungen verspricht der Rassismus Ordnung und Übertreibung. Er verspricht, Zugehörigkeit durch die praktische Verwirklichung „natürlicher“ Verhältnisse zu stabilisieren.⁶

Biologismus: Auch „Biologismus“ ist ein junger Begriff, der erstmals 1911 von Heinrich Rickert verwendet wurde,⁷ um die gesamte Wirklichkeit mit Hilfe von naturwissenschaftlich-biologischen Theorien zu erklären, was vor allem in Hinblick auf psychische und soziale Entwicklungen eine unzureichende Interpretation der biologischen Forschung und Theorien darstellt. Es handelt sich um eine deterministische und teleologische Reduktion auf naturwissenschaftliche Erklärungen, womit diese Behauptungen dem ontischen, methodologischen und epistemologischen Reduktionismus zugeordnet werden müssen. So wie Antisemitismus und Rassismus beruft sich auch der Biologismus auf wissenschaftliche Erkenntnisse, die aber allein schon methodisch inkommensurabel sind. Die Grenzen zu den anderen beiden Theorien sind fließend, da der Biologismus häufig als ideologisches Erklärungsmodell herangezogen wird, um soziale Ungleichheit, Ausbeutung, Unterdrückung etc. zu rechtfertigen.⁸

6 Christian Geulen: Geschichte des Rassismus. München 2007, S. 9f.

7 Gunter Mann: Biologismus – Vorstufen und Elemente einer Medizin im Nationalsozialismus. In: Johanna Bleker, Norbert Jachertz (Hgg.): Medizin im „Dritten Reich“. Köln 1993, S. 25–35, hier: S. 25.

8 Vgl. Ingo Harms: Biologismus. Zur Theorie und Praxis einer wirkmächtigen Ideologie. Oldenburg 2011, S. 123f.

Volksgruppe: Obwohl „Volksgruppe“ bzw. „Volksstamm“ *verba legis* des österreichischen Rechtes waren und sind, fehlt eine eindeutige Definition. Erstmals taucht der Rechtsbegriff in der Pillersdorfschen Verfassung von 1848 auf,⁹ in der alle Volksstämme als Einheit von Nationalität und (landesüblicher) Sprache bezeichnet werden. Auch wenn die folgenden Verfassungen nur wenig beibehalten sollten, blieb diese Bestimmung trotz eines Urteils des Reichsgerichts, das die Praktikabilität der Formulierung negierte, bestehen.¹⁰ Erstens gilt eine problematische Gleichsetzung von Sprache und Nationalität, die nicht global behauptet werden kann. Zweitens ist die Sprachpolitik und -frage legal nicht ausreichend bestimmt; die Erweiterung „landesüblich“ vergrößert das Problemfeld, da sie die Arbitrarität begünstigt, was sich beispielsweise an den fragwürdigen Einteilungen von Jiddisch als Lokal- oder gar Mischsprache zeigte. Diese Problematik kann in diesem Beitrag aber nicht näher ausgeführt werden, weswegen die Bezeichnungen Volksstamm oder -gruppe entsprechend dem österreichischen Zensus verwendet werden.

Ausgangssituation des Schulwesens in der Bukowina

Die ersten Berichte über die Bukowina erwähnen lediglich drei Schulen,¹¹ die aber keine besondere Strahl- und Wirkungskraft erzeugten, weil selbst Adel und Klerus nur mäßig lesen und schreiben konnten. Fürst Constantin Mavrocordat erließ ein Dekret, das zumindest den Klerus zur marginalen Bildung verpflichtete, woraufhin kleinere Klosterschulen entstanden.¹² Landesverweser Gabriel Splény stellte diesen Schulen kein gutes Zeugnis aus, indem er bereits 1774 neue Schulen forderte, da die vorhandenen qualitativ nicht den

⁹ Staatsgrundgesetz vom 25. April 1848, §4.

¹⁰ Vgl. Erwin Melchiar: Die Rechtslage der Nationalitäten in Zisleithanien nach der Dezember-Verfassung von 1867 im Lichte der Judikatur des Reichsgerichtes (1869–1918). In: Anton Vantuch, Ludovít Holotík (Hgg.): Der Österreichisch-Ungarische Ausgleich 1867. Bratislava 1971, S. 451–474, hier: S. 454.

¹¹ Alexander der Gute (Alexandru cel Bun) initiierte an der Metropole in Suczawa eine Schule für Kleriker und hohe Adelige. Heraklides Despota gründete 1561/62 ebenfalls in Suczawa eine höhere Bildungsanstalt wie auch Vasile Lupu (von 1634 bis 1653 Wojwode des Fürstentums Moldau) eine lateinische Schule in Jassy (rum. Iași). Vgl. Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte der Bukowina von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Kulturverhältnisse. Bd. 1. Czernowitz 1904, S. 100. Prokopowitsch hingegen spricht von sechs Schulen. Vgl. Erich Prokopowitsch: Die Entwicklung des Schulwesens in der Bukowina. In: Franz Lang (Hg.): Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina. München 1961, S. 269–319, hier: S. 269.

¹² Kaindl: Bukowina, Bd. 2, S. 43f.

¹³ Johann Polek: General Splény's Beschreibung der Bukowina [Nachdruck]. Černivci 1995, S. 32f.

Anforderungen zur Erziehung künftiger österreichischer Beamter entsprachen.¹³ In der Folge entstanden lateinische Schulen in Czernowitz und Suczawa (rum. Suceava), ein Konvikt in Czernowitz sowie mehrere Lese-, Schreib- und Rechenschulen. Splénys Nachfolger Karl Freiherr von Enzenberg setzte diese Anstrengungen fort, verankerte die Schulen rechtlich und war damit für die folgende Entwicklung verantwortlich. Die Dimensionen zeigen sich deutlich beispielsweise an den Zahlen der Volksschulen: 1817 gab es 20, 1914 bereits 564 Volksschulen.¹⁴

Um die Fehler aus Galizien und Siebenbürgen mit der Priorisierung einer „Lokalsprache“ nicht zu wiederholen, agierte die österreichische Herrschaft in der Bukowina äußerst vorsichtig,¹⁵ so dass Deutsch, Rumänisch (bzw. Walachisch und Moldauisch), Ruthenisch (bzw. Ukrainisch), Polnisch und Ungarisch als Sprachen zugelassen waren.¹⁶ Ab Mitte des 19. Jahrhunderts spiegelte sich die liberale Gesetzgebung im Schulwesen wider und die Gymnasien wurden sukzessiv multilingual. Mit zunehmender Nationalisierung und vor allem mit den Bemühungen rund um den „Bukowinaer Ausgleich“ (1910) wurden die Rufe nach „Nationalschulen“ immer lauter¹⁷ und schließlich auch umgesetzt.

Am Ende der österreichischen Herrschaft existierten in der Bukowina eine Universität mit drei Fakultäten, 14 öffentliche und private Knabengymnasien,¹⁸ ein Mädchen-reformrealgymnasium, vier Mädchenmittelschulen, zwei Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, eine Staatsgewerbeschule, neun Fachschulen, zwei Realschulen, eine Hebammenschule und 564 Volksschulen.¹⁹ Aus dem ehemaligen Entwicklungsland Bukowina wurde in knapp 150 Jahren das Kronland mit der höchsten Gymnasialdichte und dem höchsten

14 Hannelore Burger: Mehrsprachigkeit und Unterrichtswesen in der Bukowina 1869–1918. In: Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka (Hgg.): Die Bukowina. Vergangenheit und Gegenwart. Bern 1995, S. 93–128, hier: S. 99.

15 Emanuel Turczynski: Von der Aufklärung zum Frühliberalismus: Politische Trägergruppen und deren Forderungskatalog in Rumänien. München 1985, S. 35.

16 59 gemischtsprachige, 27 deutsch, 20 deutsch-utraquistisch, 126 rumänisch, 150 ukrainisch, drei ungarisch und eine polnisch. In: Burger: Mehrsprachigkeit, S. 101.

17 Ernest Gellner: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991, S. 56.

18 Die Zahl ist nicht unumstritten, was aber auch mit der unterschiedlichen Benennung zusammenhängen dürfte. Ungureanu benennt 13. Vgl. Constantin Ungureanu: Învățământul primar din Bucovina (1774–1918) [Das Volksschulwesen in der Bukowina]. Chișinău 2007. Bei einem Vergleich des Wohnungsanzeigers zwischen 1899 und 1909 weist dieser insgesamt 22 „Mittelschulen“ aus. Darunter werden teilweise Gymnasien ebenso subsumiert wie Fortbildungs- und andere höhere Schulen. Vgl. Isidor Nussbaum: Allgemeiner Wohnungsanzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adressbuch für die Landeshauptstadt Czernowitz und die Vororte. Czernowitz (1899–1909).

19 Prokopowitsch: Schulwesen, S. 312.

Hochschüleranteil nach Mähren und Wien.²⁰ Doch dürfen diese Zahlen nicht über die Heterogenität hinwegtäuschen.

Die Volksgruppen und ihre Integration in das Schulsystem

Bereits am Anfang der österreichischen Herrschaft stellte sich die Orthodoxie und damit vor allem die rumänische Bevölkerung – aus Misstrauen und Sorge um die eigene Position – gegen das (neue) Schulsystem, so dass der Anteil rumänischer Schüler gering war. Aufgrund von Differenzen beim Schulgeld und der Unterordnung unter den Lemberger römisch-katholischen Domscholaster Joseph Spandau wurde die Situation nicht einfacher und konnte erst schrittweise überwunden werden. Vor allem versöhnte die aktive Gründung rumänischsprachiger Schulen durch die österreichischen Behörden die unterschiedlichen Positionen.²¹

Die Evangelischen Gemeinden engagierten sich stark als autonome Schulgründerinnen, was aus drei Motiven zu erklären ist: Erstens war das Interesse des katholischen Hauses Habsburg an evangelischen Schulen gering; zweitens war die Antipathie Josephs II. gegenüber der Religion und ihren Institutionen offensichtlich und drittens entstanden die evangelischen Schulen außerhalb geschlossener Siedlungsgebiete. Die liberale Konstitution und das folgende liberale Schulgesetz integrierten diese Schulen, knapp hundert Jahre nach deren Gründung, in ein größeres System.²²

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts verweigerte sich die jüdische Bevölkerung größtenteils dem staatlichen Schulsystem, weil dieses nicht den jüdisch-orthodoxen Vorstellungen entsprach, weder Hebräisch noch Jiddisch als Sprachen akzeptierte und den differenten Wochenrhythmus und Festkalender ignorierte. Wegen der verpflichtenden „Chadarim-Schulen“ (Chadarim, Plural von Cheder) war die Analphabetenrate jedoch gering. Mit der Gründung deutsch-jüdischer Normalschulen konnte diese Gruppe integriert werden und verblieb im Schulsystem, auch wenn die deutsch-jüdischen Einrichtungen schnell wieder verschwanden.²³ Der Cheder existierte jedoch weiterhin parallel dazu und in Czernowitz gab es darüber hinaus eine private vierklassige deutsch-israelitische Knaben- und Mädchenschule.²⁴

20 Burger: Mehrsprachigkeit, S. 114.

21 Prokopowitsch: Schulwesen, S. 273ff.

22 Franz Adolf Wickenhauser: Die deutschen Siedlungen in der Bukowina. Bd. 1. Czernowitz 1888, S. 5f.

23 Samuel Josef Schulsohn: Die Geschichte der Juden in der Bukowina unter der österreichischen Verwaltung 1774–1918. Wien 1927, S. 11.

24 Isidor Nussbaum: Kalender, Termin- und Vormerkbuch. Dr. Nussbaum's [sic] Wohnungs-Anzeiger. Schematismus, Verzeichnis der protokollierten Firmen, sowie Handels- und Gewerbe-Adressen. Czernowitz 1899.

Die Ruthenen sind zu Beginn nicht als Gruppe im Schulsystem präsent, was mehreren Faktoren geschuldet ist: So waren die meisten Ruthenen besitzlose Bauern, die in den Statistiken auf Grund ihres orthodoxen Bekenntnisses häufig als Rumänen (bzw. als Moldauer oder gar als Walachen) geführt wurden. Zusätzlich verhinderten fehlende Gruppenidentität und Bildung ein Auftreten als geschlossene Fraktion.²⁵ Die ersten Nationalisierungsprozesse der Ruthenen in der Bukowina gehen zeitlich mit der Gründung ruthenischsprachiger Volks- und Mittelschulen einher.

Die quantitativ kleinen Gruppen polnischer, ungarischer und armenischer Bukowinaer hatten als Händler Einfluss und verstanden diesen – im Gegensatz zu den Ruthenen – einzusetzen. Im Schulsystem ist dieser Einfluss jedoch nicht spürbar.

Zusammenfassend kann festhalten werden, dass die unterschiedlichen Volksgruppen in der Bukowina dem Schulsystem anfangs zögernd bis ablehnend gegenüberstanden und sich erst durch das aktive Agieren des Staates und entsprechende Angebote integrierten. Als direkte Konsequenz kam es allerdings zum Paradoxon, dass mit höherer eigensprachlicher Bildung Nationalismen immer stärker wurden. Die Integration unterschiedlicher Sprachen in das System führte unter anderem also nicht zum gewünschten Ziel des „homo bucovinensis“²⁶, sondern zu sprachlicher und konfessioneller Segregation. Einzelne ethnische Gruppen fürchteten, von den Ansprüchen der jeweils anderen überrollt zu werden, und gründeten als Reaktion national(istisch)e Schul- und Bildungsvereine. Auf diese soll hier am Beispiel des (Allgemeinen) Deutschen Schulvereines und der Rumänischen Kulturliga komparatistisch eingegangen werden.

Der Deutsche Schulverein (DSV)

Basis des DSV war der 1867 in Wien gegründete „Deutsche Verein“, der sich vor allem in den deutschen Sprachinseln Mitteleuropas, entlang direkter Sprachgrenzen und in Wien engagierte, um einer angeblichen Gefährdung des Deutschtums entgegenzutreten. In der Anfangszeit handelt es sich zwar sicher um Chauvinismus, aber nicht um Rassismus. Dies ändert sich mit der ideologischen Kooptierung des Alpenvereins und der Südtirol-Frage, so dass Akteure

25 Philipp Ther: Die Nationsbildung in multinationalen Imperien als Herausforderung der Nationalismusforschung. In: Andreas Kappeler (Hg.): *Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung*. Köln 2011, S. 37–49.

26 Diese Wendung geht zurück auf Hans Prelitsch: *Homo bucovinensis*. In: *Brücke zum Westen* 3 (1954), S. 9–12.

wie Georg von Schönerer, Karl Lueger²⁷ und Engelbert Pernerstorfer gewonnen werden konnten. Letzterer war ein bekennender Antisemit, schlagender Burschenschafter und deutschnationaler Sozialist.²⁸ Er forderte die Gründung deutschsprachiger Schulen in Südtirol und gründete dazu im Mai 1880 den überregionalen und offiziell apolitischen „Deutschen Schulverein“. Binnen kürzester Zeit stiegen die Mitgliederzahlen exorbitant – von 130 (Mai 1880) auf 22.000 (Dezember 1880).²⁹ Aufgrund des raschen Wachstums wurde auf der ersten Hauptversammlung die Möglichkeit von Zweigvereinen beschlossen und es entstanden in den folgenden Jahren (bis 1886) 980 Ortsgruppen.

Die Sprache des Vereins radikalisierte sich zunehmend. Es wurde über die „slawische Gefahr“, die Gefahr aus dem (bzw. im) Osten, über Abwehrkampf, Sprachenkampf, Terrorismus von Seiten der Slawen und über die Bedrohung oder Gefährdung von Ortschaften, Schutzgebieten usw. geschrieben. Trotz des offenen Rassismus und der Beteiligung wortführender Antisemiten engagierten sich auch immer mehr Juden im DSV sowie der DSV in Schulen lokaler israelitischer Kultusgemeinden, was zum Bruch mit der Gruppe um Schönerer führte.³⁰

Auf die anfänglich liberale Gegenbewegung folgten erst Resignation und dann immer mehr Zugeständnisse gegenüber dem deutschnationalen Lager, so dass schon 1886 der „Vorwurf der Judenfreundlichkeit“³¹ offiziell zurückgewiesen wurde. Ab diesem Zeitpunkt wird die Situation nahezu unüberschaubar. Einzelne Ortsgruppen agieren völlig diametral: es gibt Gruppen, die sogenannte „Arierparagrafen“³² in ihre Satzungen aufnehmen, und andere, die ausschließlich israelitische Schulen unterstützen.³³ Der DSV kann jedoch „im Prinzipiellen nicht als besonders judenfreundlich“ eingeordnet werden, weil er „einerseits antisemitische Strömungen unterstützte, andererseits nichts gegen

27 Lueger stand in gutem Kontakt auch zur Rumänischen Kulturliga und Nicola Iorga. Siehe Nicholas M. Nagy-Talavera: *The Green Shirts and the Others: A History of Fascism in Hungary and Romania*. Stanford 1970, S. 19.

28 Helge Dvorak: Engelbert Pernerstorfer – Burschenschafter und Sozialdemokrat. In: Österreichischer Verein für Studentengeschichte (Hg.): *Die Vorträge der 11. österreichischen Studentenhistorikertagung*, Linz 1994. Wien 1994 (Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte, 23), S. 55–63, hier: S. 55.

29 Monika Streitmann: *Der Deutsche Schulverein vor dem Hintergrund der österreichischen Innenpolitik 1880–1918*. Wien 1984 (Diss.), S. 51ff.

30 Paul Molisch: *Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich*. Jena 1926, S. 139.

31 Streitmann: *Deutscher Schulverein*, S. 99.

32 Ebenda, S. 103.

33 Hugo Gold (Hg.): *Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart*. Ein Sammelwerk. Brünn 1929, S. 154.

jüdisches Geld in der Vereinskassa einzuwenden hatte“³⁴. Es ist offensichtlich, dass Ortgruppen, die sich näher am Zentrum Wien befanden, wesentlich liberaler waren. Die Vereinsleitung selbst war es jedoch nicht.

Kurz nach der Gründung des DSV entstand in Berlin der „Allgemeine Deutsche Schul-Verein“. Dieser wurde später – mit zeitlichen Überlappungen – vom „Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“ und dem „allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland“ abgelöst. Ideologisch und strukturell sind keine Unterschiede zum DSV festzustellen. Was finanzielle Mittel und das Arbeitsgebiet betrifft, unterscheiden sie sich jedoch drastisch voneinander. Der in Deutschland gegründete Verein verfügte über wesentlich mehr Kapital und agierte weltweit. Bei vielen auf dem Territorium der Habsburgermonarchie agierenden Ortsgruppen ist nicht eindeutig zu bestimmen, ob sie sich zum österreichischen oder deutschen Schulverein zugehörig fühlten; häufig wurden sie von beiden unterstützt. In der Bukowina tauchen sowohl der „Deutsche Schulverein“ als auch der „Allgemeine Deutsche Schulverein“ auf, wobei die beteiligten Personen und die Räumlichkeiten kongruent waren.³⁵ Da sich die wenigen Quellenhinweise allerdings auf den DSV beziehen, folgt der Beitrag primär dieser Linie.

Der DSV versteht sich nicht als Lehrerverein, denn sein „Ziel ist *hauptsächlich* die *Schule*, jedoch nicht allein durch die Schule, überall dort helfend einzugreifen, wo der *deutschen Nationalität* [...] *Gefahr* droht. [...] Nur in diesem Sinne wirkt unser Verein, er ist zur *Abwehr*, nicht zum *Angriff* geschaffen“³⁶. Der martialische Abwehrkampf wurde mit vielerlei Waffen geführt: sei es mit finanzieller oder personeller Unterstützung bestehender Schulen, dem Bau und der Unterhaltung neuer Schulen, der Entsendung von Lehrern, der Gründung von Kindergärten, Bibliotheken, Gesangsgruppen, karitativen Aktionen, Kinder-Sommerlagern, etc. So groß die ideologischen Differenzen einzelner Ortsgruppen waren, so sehr waren es auch die durchgeführten Akti-

34 Ruth Kestenberg-Gladstein: Jews between Czechs and Germans in the Historic Lands, 1848–1918. In: The Society for the History of Czechoslovak Jews (Hg.): The Jews of Czechoslovakia: Historical Studies and Surveys. Bd. 1. Philadelphia 1968, S. 21–71, hier: S. 50.

35 Bei beiden ist der Obmann Univ.-Prof. Dr. Theodor Gartner, der Schriftführer Stefan Wolf und der Schatzmeister Romuald Schally. In: Isidor Nussbaum: Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adressbuch für die Landeshauptstadt Czernowitz und die Vororte. Czernowitz 1900, S. 176f. Theodor Gartner wird später auch Obmann des „Vereins der christlichen Deutschen in der Bukowina“. Vgl. Alfred Kohlruf: Unser Verein. In: Kalender für die Bukowina. Czernowitz 1903, S. 48.

36 Hervorhebungen im Original. In: Mitteilungen des allgemeinen Deutschen Schul-Vereins zur Erhaltung des Deutschtumes im Ausland. Berlin 1890/91, S. 42.

onen; die Schule als Vermittlerin der „deutschen Sprache und Gesinnung“³⁷ ist dabei die einzige Gemeinsamkeit.

Die Geschichte des DSV in der Bukowina ist schwer zu erfassen, da Aktenslage und Literatur dünn sind und sich auch widersprechen. Allein die Anfänge zu eruieren, ist nicht eindeutig möglich, was ungewöhnlich ist, weil in anderen Regionen jede Aktion des DSV in den *Mitteilungen des Deutschen Schul-Vereines* detailliert beschrieben wurde, um die Verwendung finanzieller Mittel zu belegen und die geographische Ausbreitung – und damit die Bedeutung des Vereines – anzuzeigen.

Die erste Ortsgruppe in Czernowitz wurde laut Turczynski 1881 gegründet.³⁸ Dies bestätigt auch ein Vereinsregister in Nussbaum's [sic] *Wohnungs-Anzeiger*. Demnach wurde 1881 eine Herren- und 1884 eine Frauenortsgruppe gegründet.³⁹ Raimund Friedrich Kaindl hingegen stellt fest, dass sich der Wiener Hauptverein ab 1882 in der Bukowina engagiert habe.⁴⁰ Jedoch nennt keiner der drei Verfasser seine Quellen und auch die Vereinszeitung gibt keinerlei Hinweise. Ein weiterer möglicher zeitlicher Beginn des Vereins könnte mit der Unterstützung der „Akademischen Lesehalle“ 1882 zusammenhängen, um die Übernahme durch rumänische Studenten zu verhindern.⁴¹ Doch ist allein schon die Jahresangabe fragwürdig, da sich die „Akademische Lesehalle“ bereits 1877 mit der Verbindung „Dacia“ zum „Club der deutschen Studenten“ zusammengeschlossen hatte, aus dem 1879/80 die deutschnationale Burschenschaft „Arminia“ hervorging.⁴² Die offiziellen Vereinsorgane des Vereins bestimmen einen Zeitraum zwischen 1900 und 1910 als Beginn und bleiben auch darüber hinaus vage: So wird erwähnt, dass es in armen Gebirgsgegenden „noch und noch Aufgaben der Schutzarbeit zu leisten“⁴³ gäbe und

37 Ebenda.

38 Emanuel Turczynski: Vereine, Interessenverbände und Parteien in der Bukowina. In: Helmut Rumpler, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918: Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. 1. Teilband: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. Wien 2006, S. 859–908, hier: S. 876.

39 Isidor Nussbaum: Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adressbuch für die Landeshauptstadt Czernowitz und die Vororte. Czernowitz 1899, S. 178. In der Ausgabe des *Wohnungs-Anzeigers* von 1900 (S. 176f.) wird das Gründungsjahr der Frauenortsgruppe jedoch auf das Jahr 1881 datiert.

40 Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern. Gotha 1911, S. 401.

41 Siegfried Grünhaus: Jubiläums-Festschrift der „Akademischen Lesehalle“. Czernowitz 1900, S. 13.

42 Turczynski: Vereine, S. 873; ders.: Geschichte der Bukowina in der Neuzeit: Zur Sozial- und Kulturgeschichte einer mitteleuropäisch geprägten Landschaft. Wiesbaden 1993 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 24), S. 169.

43 Hans Gerstner: Der Deutsche Schulverein von 1880 bis 1938. In: Otto Rothe (Hg.): 100 Jahre deutsche Schutzarbeit: Festschrift zum 100. Jahrestag der Gründung des Deutschen Schulvereines. Wien 1980, S. 114.

dass Schulen und Lehrer unterstützt werden – allerdings in einem Nebensatz, in dem sowohl die Bukowina als auch Bosnien behandelt werden.⁴⁴

Am 18. April 1904 wurde in Czernowitz der Gauverband XVIII Gau „Buchenland“ des Deutschen Schulvereins offiziell gegründet, der sich aus 23 Ortsgruppen⁴⁵ zusammensetzte, über die de facto nichts bekannt ist.⁴⁶ Aufgelistet sind die folgenden regionalen Ableger: Ortsgruppe Czernowitz, Freie Ortsgruppe Czernowitz, Akademische Ortsgruppe Czernowitz, Buchenhain, Gurahumora, Freie Ortsgruppe Gurahumora, Illeschestie, Freie Ortsgruppe Illeschestie, Solka, Dornavatra, Kimpolung, Freie Ortsgruppe Kimpolung, Deutsch-Satulmare, Freie Ortsgruppe Deutsch-Satulmare, Radautz, Freie Ortsgruppe Radautz, Sereth, Freie Ortsgruppe Sereth, Tereblestie, Storozy-netz, Neu Itzkany, Suczawa, Freie Ortsgruppe Suczawa.

Aus dieser Liste lässt sich auf den ersten Blick eine Konzentration auf die Südbukowina konstatieren. Bei einer weiteren Analyse stechen drei Punkte besonders hervor, die – bis auf Czernowitz, Suczawa und Radautz – für alle Gemeinden gelten. Erstens handelte es sich um Ortschaften, die einen großen Anteil deutschsprachiger Bewohner hatten, der aber stark zurückging. Am Beispiel Kimpolung (rum. Câmpulung): 5.534 Bewohner (im Jahr 1880), davon 1.667 Deutschsprachige (30,12 %); 8.028 Bewohner (im Jahr 1910), davon 1.559 Deutschsprachige (19,41 %).⁴⁷ Zweitens sind es genau die Gemeinden, in denen die schon erwähnten protestantischen Schulen gegründet worden waren, die schließlich vom Staat übernommen wurden. Durch den Rückgang der deutschsprachigen Bevölkerung wurden sie entweder utraquistisch oder vollständig rumänischsprachig.⁴⁸ Und drittens gab es in allen Gemeinden römisch-katholische und/oder evangelische Kirchen, die aber durch den zahlenmäßigen Rückgang von Gläubigen an Bedeutung verloren und häufig von eigenständigen Pfarreien zu Kaplaneien degradiert wurden.⁴⁹ Diese (demographische) Entwicklung und die damit einhergehende Furcht vor einem wei-

44 Karl Vormeng: Geschichte des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Berlin 1900, S. 35.

45 Bei Nussbaum findet sich in der Ausgabe von 1900 die Zahl 29. In: Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, S. 90.

46 Deržavnyj Arhiv Cernivec'koï Oblasti [Staatsarchiv des Czernowitzer Gebietes, i. F. DAČO], Fond [Findbuch] 12, Opys [Aktenregister] 2, Sprava [Aktenmappe] 27190.

47 K. K. statistische Central-Commission (Hg.): Special-Orts-Repertorien der im österreichischen Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Bd. 13: Bukowina. Wien 1894, S. 6; K. K. statistische Zentralkommission (Hg.): Gemeindelexikon der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Bd. 13: Bukowina. Wien 1907, S. 26.

48 Prokopowitsch: Schulwesen, S. 309.

49 Martin Macko: Das Engagement der Redemptoristen in den östlichen und südlichen Kronländern der Monarchie 1848–1918. Wien 2012 (Diss.), S. 224ff.

teren Verlust des deutschen Einflusses waren Gründe dafür, dass gerade in dieser Region der Bukowina Schulvereine entstanden sind.

Um die Jahrhundertwende entstehen deutsche Schülerheime, beginnt der Aufbau des Deutschen Hauses Czernowitz, wird ein deutsches Volkslesebuch herausgegeben und es werden Volksbildungsvorträge, Sonnwendfeiern und gesellige Zusammenkünfte veranstaltet, die allerdings vom „Verein der Christlichen Deutschen“⁵⁰ organisiert wurden.⁵¹ Zwischen diesem Verein und dem DSV gab es personelle Überschneidungen, wie beispielsweise Alois Lebouton⁵² und Karl Lamp⁵³, so dass sogar angegeben wird, dass der DSV 1897 „in den Verein der Christlichen Deutschen umbenannt wurde, um dadurch die deutschsprechenden Juden [...] auszuschließen“⁵⁴, was sich auf Basis der Aktenlage nicht bestätigen lässt. Der „Verein der Christlichen Deutschen“ sprach allein schon mit dem gewählten Namen antisemitische Ressentiments an,⁵⁵ was für den DSV in der Bukowina nicht galt, weil dieser laut Statut niemanden exkludierte.⁵⁶ Und dies scheint kein bloßer „Papierparagraph“ gewesen zu sein, da mehrere Quellen nahelegen, dass bekannte Persönlichkeiten des jüdischen Lebens aktiv beteiligt waren (beispielsweise Wilhelm Tittinger).⁵⁷

Die Geschichte des Deutschen Schulvereins in der Bukowina ist aufgrund der dünnen Quellenlage relativ undurchsichtig und nicht einmal in Ansätzen aufgearbeitet. Eine ethnische oder konfessionelle Einschränkung scheint nicht bestanden zu haben und im Gegensatz zum Hauptverein kann nicht einmal eine sprachliche Segregation festgestellt werden.

50 Laut Nussbaum wurde der Verein 1896 als „Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina zur Förderung des Stammesbewusstseins der geistigen und wirtschaftlichen Werthes [sic] in der Bukowina“ gegründet. In: Nussbaum: Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger (1898), S. 65. Laut Eigenbeschreibung erfolgte die Gründung am „Palmsonntag 1897“. Kohlruß: Unser Verein, S. 47.

51 Emanuel Turczynski: Das Deutschtum der Bukowina in der Landes- und Staatspolitik von der Ära Taaffe bis zur Umsiedlung 1940. In: Lang: Buchenland, S. 108–130, hier: S. 112.

52 Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 5 (Lieferung 21). Wien 1970, S. 67.

53 Ferdinand Schmid (Hg.): Österreichisches Verwaltungsarchiv. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner. Bd. 4. Wien 1907, S. 286f.

54 Willi Kosiul: Die Bukowina und ihre Buchenlanddeutschen. Bd. 1. Oberding 2011, S. 486.

55 Ganz offen antisemitisch sind sie in ihren Schriften, wie beispielsweise im *Deutschen Kalender für die Bukowina* und auch in der Vereinszeitung *Bukowiner Bote*.

56 DACO, Fond 12, Opys 2, Sprava 27190/3 (Satzungen des Deutschen Schulvereins).

57 Vgl. u. a. Ein Aufruf des jüdischen Landtagsklubs in der Bukowina. *Neue National-Zeitung* 18 (1914); Leon Chasanowitsch, Leo Motzkin (Hgg.): Die Judenfrage der Gegenwart. Stockholm 1919, S. 58.

Die Rumänische Kulturliga

Bevor auf die Rumänische Kulturliga eingegangen wird, soll die Ausgangssituation in der Bukowina und in Siebenbürgen kurz thematisiert werden. Die rumänische Bevölkerung der Bukowina war keine homogene Gruppe:⁵⁸ Es gab Bojaren, Großgrundbesitzer und einen Klerus, die sich aktiv am politischen und gesellschaftlichen Leben beteiligten; auf der anderen Seite stand eine Mehrheit der Bauern, die keinen Einfluss ausübten. Parallel zur eigensprachlichen Bildung entwickelte sich ein Bürgertum, das um Einfluss kämpfte, wobei regionale Interessen wie der Sprachenstreit in der Metropole und die Verwaltung der Güter des Religionsfonds im Vordergrund standen.⁵⁹ Diesem Bürgertum fehlte jedoch die Basis, was an der Kurzlebigkeit rumänischer Zeitschriften, Zeitschriften und Parteien deutlich wird.⁶⁰ Im Umfeld der Revolution von 1848 kommt es zu ersten Kontakten zwischen den Rumänen in der Bukowina und Siebenbürgen, von wo die Vorstellung eines „Dako-Romanismus“ importiert wird. Dieser, auf die Orthodoxie übertragen, führt zur Definition einer rein rumänischen Kirche.⁶¹ Hiermit verbinden sich zwei Stränge, die in der Folge prägend sein sollten: Der erste gegen das System, der anfangs eine Neustrukturierung der Kronländer fordert und sich später – mehr oder minder stark – gegen die Fremdherrschaft Habsburgs wendet. Und ein zweiter gegen die als Fremde bestimmten anderen Volksgruppen: zuerst antiruthenisch und dann zunehmend antisemitisch.

Erst mit der Gründung der Universität und der Burschenschaft „Arborosa“ [Buchenhain] 1875 tauchen exkludierende Positionen kanalisiert auf. Es zeigt sich ein offener Rassismus, der unter anderem im Kontext des gesellschaftlichen Aufstiegs gesehen werden muss. Anfangs richtet sich die „Arborosa“ gegen ruthenische Kommilitonen, der einzigen Konkurrenz an der theologischen Fakultät.⁶² Nachdem in den 1880er Jahren die erste Generation das Studium abgeschlossen hatte, werden die mittlerweile in „Junimea“ (Die Jun-

58 Turczysnki: Bukowina, S. 162.

59 Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944. München 2001 (Südosteuropäische Arbeiten, 111), S. 51.

60 Andrei Corbea-Hoisie, Ion Lihaciu, Markus Winkler (Hgg.): Prolegomene la un dicționar al presei de limbă germană din Bucovina istorică (1848–1940) [Studien zu einem Lexikon der deutschsprachigen Presse in der Bukowina (1848–1940)]. Jassy 2013.

61 Hausleitner: Rumänisierung, S. 52.

62 Svjatoslav Pacholkiv: Emanzipation durch Bildung: Entwicklung und gesellschaftliche Rolle der ukrainischen Intelligenz im habsburgischen Galizien (1890–1914). Wien 2002, S. 201ff.

gen) umbenannten⁶³ Burschenschafter zunehmend antisemitisch,⁶⁴ auch weil sich ihre Konkurrenzsituation geändert hatte. Nun streiten sie sich mit jüdischen Absolventen um Lehr- und Verwaltungsstellen. Der Einfluss des rumänischen „Altreichs“⁶⁵ darf dabei nicht übersehen werden, weil es von dort eine finanzielle Unterstützung gab⁶⁶ und eine stark antisemitische rumänische Verfassung von 1866, die als ideologischer Überbau diente.⁶⁷

Parteipolitisch muss zwischen zwei Richtungen unterschieden werden. Es gab zum einen die „Demokratische Bauernpartei“ von Aurel Ritter von Onciul,⁶⁸ die Teil des überparteilichen und -konfessionellen „Freisinniger Verbandes“ war. Und zum anderen die Rumänische Nationalpartei, aus der in der Folge der „Klub der nationalen Rumänen“ hervorging, der rassistische Ressentiments schürte, wobei vor allem die jungen Anhänger um Ion Nistor, George Tofan und Iorgu Tomu hervortraten.⁶⁹

Siebenbürgen wurde nach dem Ausgleich 1867 Budapest unterstellt, worauf eine Magyarisierungswelle folgte: Wahlrecht und -kataster wurden zu Gunsten der Ungarn reformiert und das Ungarische als alleinige Amts- und Bildungssprache festgelegt.⁷⁰ Die Rumänen konnten zu diesem Zeitpunkt nicht auf staatliche Hilfe hoffen, da das Altreich gerade um seine Unabhängigkeit kämpfte. Träger des Nationalgedankens waren vor allem Studenten – Begründer der Gesellschaft „Rumänische Irredenta“, die im Januar 1882 in den Ver-

63 Mariana Hausleitner: Eine wechselvolle Geschichte. Die Bukowina und die Stadt Czernowitz vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. In: Helmut Braun (Hg.): Czernowitz: Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole. Berlin 2006, S. 40.

64 Turczynski: Bukowina, S. 179.

65 Regatul Vechi oder Regat.

66 Hausleitner: Bukowina und die Stadt Czernowitz, S. 40.

67 Mariana Hausleitner: Nation und Nationalismus in Rumänien 1866–2008. In: Wilfried Heller, Mihaela Narcisa (Hgg.): Am östlichen Rand der europäischen Union. Geopolitische, ethnische und nationale sowie ökonomische und soziale Probleme und ihre Folgen für die Grenzraumbevölkerung. Potsdam 2009, S. 73–87, hier: S. 74ff.

68 Diese strikt wirkende Zweiteilung hat zum Teil sehr fließende Übergänge und auch das Handeln einzelner Persönlichkeiten weist keinerlei Stringenz auf. Onciul agiert beispielsweise in seiner Anfangsphase sehr liberal, radikalisiert sich jedoch in zunehmendem Maße, so dass er sich spätestens nach dem Bruch des Freisinnigen Verbandes teilweise auch offen antisemitisch zeigt. Jedoch scheinen diese Äußerungen vor allem einem Populismus geschuldet. Vgl. u. a. Andrei Corbea-Hoisie: „Wie die Juden Gewalt schreien“: Aurel Onciul und die antisemitische Wende in der Bukowiner Öffentlichkeit nach 1907. In: *East Central Europe* 39 (2012), H. 1, S. 13–60.

69 Prokopowitsch: Nationalbewegung, S. 118.

70 Vgl. Gerald Volkmer: Die Siebenbürgische Frage in den diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien 1878–1916. In: Ferenc Glatz (Hg.): *Begegnungen*. Budapest 2011 (Schriftreihe des Europa Institut Budapest, 11), S. 351–360.

ein „Karpaten“ überführt wurde.⁷¹ Dieser forderte offen einen Anschluss Siebenbürgens an das Regat. Doch fehlten sowohl eine gesellschaftliche Basis als auch diplomatischer Rückhalt, so dass der anfängliche Elan bald abebbte.⁷² Im Anschluss an antiungarische Demonstrationen in Bukarest kam es dort zum Jahreswechsel 1890/91 zur Gründung der „Liga pentru unitatea culturală a tuturor românilor“ [Liga für die kulturelle Einheit sämtlicher Rumänen]⁷³ – im Folgenden Kulturliga genannt –, die sich zu diesem Zeitpunkt primär an die europäische Studentenschaft wandte, um international auf die Unterdrückung in Siebenbürgen aufmerksam zu machen.

In der Anfangsphase war die Kulturliga politisch stark divergent: So fanden sich Kreise, die eine Zugehörigkeit zu einer – umzugestaltenden – k.u.k. Monarchie forderten, und andere, die ein autonomes, territorial und ethnisch geschlossenes Rumänien anstrebten. Die Gräben waren so tief, dass beispielsweise das Gründungsmitglied Dimitrie Sturdza öffentlich feststellte: „Die rumänische Irredenta ist eine Erfindung der Feinde unseres Volkes; andererseits sind die ganz vereinzelt Leute, die sich damit abgeben, entweder bezahlt, oder ganz unzurechnungsfähig und albern.“⁷⁴ Doch ist es die untätige Wiener Politik, die das Vertrauen in eine dynastische Lösung erschütterte und damit irredentistische Strömungen anheizte. Da die ungarische Regierung die Kulturliga in Siebenbürgen mit Prozessen überhäuft,⁷⁵ arbeitete diese im Wesentlichen verdeckt, was dazu führte, dass gemäßigte Kreise immer stärker an Einfluss verloren. Die Aufgaben der Kulturliga bestanden darin, rumänische Schulbücher, Zeitungen und Landkarten zu drucken und nach Siebenbürgen zu schmuggeln, sowie Schulen und Kirchen finanziell und personell zu unter-

71 Petre Dan: *Asociații, cluburi, ligi, societăți: Dicționar cronologic* [Vereine, Klubs, Ligen, Verbände. Chronologisches Wörterbuch]. Bukarest 1983, S. 171f.

72 Gábor Barta, Béla Köpeczi (Hgg.): *Kurze Geschichte Siebenbürgens*. Budapest 1990, S. 615.

73 Unterschiedliche Quellen nennen andere Namen und Gründungstage: So schreibt z. B. Teslaru vom 27. Oktober 1890, Theodorescu vom 17. Dezember (und nennt sie „Liga Culturală“), der heutige Verein „Liga pentru unitatea culturală a Românilor“ bestimmt den 15. Dezember (vgl. *Arhivele Naționale ale României* [Rumänisches Nationalarchiv], Bukarest, Nr. Inventar: 1115, Inventar Liga Pentru Unitatea Culturală a Românilor, tuturor Românilor 1891–1948 [Inventar der Liga für die kulturelle Einheit der Rumänen, aller Rumänen], S. 2/1). Müller verwendet denselben Namen und Berindei „kulturelle Liga für die Einheit der Rumänen“ etc. Die einzelnen Quellennachweise finden sich in den folgenden Anmerkungen (Anm. 77, 79 und 99) außer Alina Teslaru-Born: *Ideen und Projekte zur Föderalisierung des Habsburgischen Reiches unter besonderer Berücksichtigung Siebenbürgens 1848–1918* (Phil. Diss.). Frankfurt/M. 2005, S. 309.

74 Zit. nach Eugen Brote: *Die rumänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn*. Berlin 1895, S. 118.

75 Ebenda, S. 395ff.

stützen.⁷⁶ Die finanziellen Mittel kamen vor allem aus dem Altreich, aber auch aus den neu gegründeten Dependancen in Zentraleuropa.⁷⁷

Mit den innenpolitischen Verschiebungen Budapests kurz vor der Jahrhundertwende kam es zu Zugeständnissen an die einzelnen Volksgruppen, womit die verdeckt operierende Kulturliga in Siebenbürgen an den Rand der Bedeutungslosigkeit gedrängt wurde.⁷⁸ Jedoch war eine Radikalisierung im Altreich festzustellen, vorangetrieben durch Nicolae Iorga.⁷⁹ Iorga, damals ein junger und bereits nicht unumstrittener Historiker, engagierte sich ab 1899 als rechter Journalist und kam mit populistischen und hetzerischen Artikeln zu Ansehen, Netzwerken und Vermögen.⁸⁰ Seine Hauptanliegen waren „gegen jegliche Tendenzen dessen, was er als Imitation fremder Kulturen definierte“⁸¹ und für eine Schaffung eines ethnisch homogenen Rumäniens aufzutreten.⁸² Ab 1906 richtete er sich vehement gegen die Führung der Kulturliga, bis der Vorstand zurücktrat, Iorga de facto die Macht übernahm und den Verein irredentistisch und antisemitisch aufstellte.⁸³

So unterschiedlich die Ausgangssituationen in der Bukowina und in Siebenbürgen auch waren, so setzten sich da wie dort radikale Positionen durch. Die Kulturliga unterstützte in der Bukowina die Rumänische Nationalpartei, forderte die Befreiung von Habsburg und kämpfte gegen die „Verjudung“.⁸⁴ Als Verein wurde sie hier nicht gegründet, da schon im Vorfeld ein Verbot aus drei Gründen erwartet worden war: Erstens war Onciul als politischer Gegner einer der Berater Franz Ferdinands, zweitens rechneten sie mit einer negativen Presse und drittens fürchteten sie juristische Attacken wie in Siebenbürgen.⁸⁵

76 Ebenda, S. 121.

77 Barbu Theodorescu: *Date istorice din viața Ligii Culturale* [Geschichtliche Daten zur Kulturliga]. Bukarest 1930, S. 458.

78 Barta: *Geschichte Siebenbürgens*, S. 620ff.

79 Dietmar Müller: „Nationalisierte“ Zivilgesellschaft. Ungleiche Staatsbürger in Rumänien, 1890–1910. In: Arnd Bauernkämper (Hg.): *Die Praxis der Zivilgesellschaft: Akteure, Handeln und Strukturen im internationalen Vergleich*. Frankfurt/M. 2003, S. 231–249, hier: S. 241.

80 William O. Oldson: *The Historical and Nationalistic Thought of Nicolae Iorga*. New York 1973.

81 Dietmar Müller: *Staatsbürger auf Widerruf: Juden und Muslime als Alteritätspartner im rumänischen und serbischen Nationscode. Ethnonationale Staatsbürgerschaftskonzepte 1878–1941*. Wiesbaden 2005, S. 158.

82 Nicolae Iorga: *Die Geschichte des rumänischen Volkes*. Bd. 2. Gotha 1905, S. 207ff.

83 Müller: *Staatsbürger*, S. 160f.

84 Hausleitner: *Rumänisierung*, S. 57.

85 Mihai-Ștefan Ceaușu: *Die Bukowiner Rumänen zwischen 1914 und 1918: vom Loyalismus zum Irredentismus*. In: *AIIIX – Anuarul. Institutului de Istorie „A.D. Xenopol“* 43/44 (2006/07), S. 139–150.

Ein gravierender Moment war das 400-Jahr-Jubiläum Stefan cel Mares 1904 in Putna und Suczawa, bei dem Iorga offen einen Anschluss der Bukowina forderte und deswegen von den österreichischen Behörden mit einem Einreiseverbot belegt wurde.⁸⁶ Vom Verbot berichteten die zeitgenössischen Medien nicht, jedoch wurden großzügige Spenden der Kulturliga an das rumänischsprachige, christlich-orthodoxe Knabeninternat Radautz hervorgehoben.⁸⁷ Iorga nutzte das Verbot geschickt propagandistisch aus und versuchte es in eine Staatsaffäre umzufunktionieren, was aber misslang.⁸⁸

In der von ihm gegründeten Zeitung *Neamul Românesc* [Das rumänische Volk], die schrittweise zum Organ der Kulturliga wurde, hetzte Iorga vor allem gegen die Juden, die er für die Zerstörung der altrumänischen Gesellschaft, für Korruption und Manipulation sowie für die Verarmung der Massen verantwortlich machte.⁸⁹ Dies fand seinen Höhepunkt in den Bauernaufständen 1907, in deren Folge es zu Pogromen kam, wodurch sich die Wahrnehmung der Kulturliga sowohl in der Bukowina⁹⁰ als auch international⁹¹ änderte. War sie zu Beginn eine Organisation mit berechtigten Interessen zum Schutze der rumänischen Sprache und Kultur in Siebenbürgen, so wurde sie nun ein lautstarkes Glied eines antisemitischen Staates.⁹² Iorga verknüpfte sein rassistisches Weltbild immer stärker mit dem Irredentismus und kam zur Parole: „Rumänien den Rumänen, nur den Rumänen und allen Rumänen.“ Mit diesen plumpen Aussagen schaffte er einen innenpolitischen Aufstieg zum Parlamentarier und übernahm in direkter Folge offiziell die Kulturliga.⁹³

Die österreichischen Behörden, die einen offenen Konflikt mit Bukarest vermeiden wollten, griffen nach 1909 nicht mehr in die rumänischen Aktivitäten ein. Die Kulturliga lud von nun an vor allem Lehrer, Professoren, Schüler und Studenten zu nationalistischen Sommerlagern ein⁹⁴ und bot zahlreichen

86 Erich Prokopowitsch: Die rumänische Nationalbewegung in der Bukowina und der Dako-Romanismus. Wien 1965, S. 117ff.

87 Die Stefanfeier in Putna. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 14. Juli 1904, S. 2; Das Stefansfest in Putna. In: *Bukowinaer Rundschau*, 19. Juli 1904, S. 2.

88 Prokopowitsch: Nationalbewegung, S. 119

89 Dietmar Müller: Nicolae Iorga. In: Wolfgang Benz (Hg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2: Personen. Berlin 2009, S. 394f.

90 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 18. März bis 4. Mai 1907.

91 Vgl. *Neue Freie Presse*, *Berliner Tagblatt*, *Neues Wiener Tagblatt*, *Wiener Allgemeine Zeitung*, *Illustriertes Wien Extrablatt* zwischen dem 28. März und 5. April 1907.

92 Vgl. u. a. Jean Vecsler: Zur Geschichte der Juden Rumäniens. In: *Esra. Monatsschrift des jüdischen Akademikers* 1 (1919/20), H. 3, S. 78–84; Die rumänische Kulturliga. *Laibacher Zeitung*, 10. April 1914, S. 1.

93 Müller: „Nationalisierte“ Zivilgesellschaft, S. 242.

94 William O. Oldson: Nicolae Iorga: The Romanian Nationalist as Historian. In: *East European Quarterly* 6 (1973), H. 4, S. 473–486, hier: S. 477.

Bukowinern publizistischen Raum, allen voran George Tofan und Ion Nistor.⁹⁵ Tofan war zu diesem Zeitpunkt schon offen rassistisch und drängte alle Nicht-Rumänen aus dem Lehrerverein. Nistor, Redakteur der von der Kulturliga unterstützten⁹⁶ *Junimea Literara* [Literarische Jugend], publizierte Texte Iorgas und des irredentistischen Dichters Octavian Goga; an Nistors raschen Berufung 1912 an die Universität Czernowitz war die Kulturliga ebenfalls nicht unbeteiligt.⁹⁷ Tofan und Nistor bereiteten dem Antisemitismus und Dako-Romanismus in der Bukowina den Boden, der vor allem von Studenten und der Orthodoxie übernommen wurde.⁹⁸ Es muss jedoch konstatiert werden, dass diese Strömungen vor dem Ersten Weltkrieg zwar das intellektuelle Klima und die Kulturlandschaft vergifteten, politisch aber kaum Auswirkungen hatten. Weder die Großgrundbesitzer, also die entscheidenden politischen Vertreter der Rumänen, noch die Bauernschaft, also das Gros der rumänischen Bevölkerung, konnten gewonnen werden.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verschwand die Kulturliga zugunsten der „Liga für die politische Einheit aller Rumänen“.⁹⁹

Vergleich

Sowohl der Deutsche Schulverein als auch die Rumänische Kulturliga wurden im jeweiligen Zentrum gegründet, obwohl das Hauptaugenmerk der Peripherie galt. Beide sind von Anfang an darauf ausgerichtet, überregional zu agieren, wobei hier zwei deutliche Unterschiede auftreten. Der Schulverein gewährt den einzelnen Ortsgruppen Autonomie, was unterschiedliche Ausrichtungen und Klientel bedingen. Werden in Wien entlang der südlichen Sprachgrenze und in fast allen deutschen Sprachinseln der Monarchie deutsch-nationale und stark antisemitische Kreise angesprochen, so sind die Träger im österreichisch-mährischen Grenzgebiet und in der Bukowina bürgerlich, liberal und sogar jüdisch. Der definierte Handlungsbereich ist das gesamte Territorium der Monarchie, wenngleich Sprachgrenzen und -inseln im Vorder-

⁹⁵ Hausleitner: Rumänisierung, S. 58.

⁹⁶ Ioan Cocuz: *Partidele politice românești din Bucovina 1862–1914* [Die politischen rumänischen Parteien in der Bukowina 1862–1914]. Suceava 2003, S. 163.

⁹⁷ Paul E. Michelson: Ion I. Nistor and the Development of Romanian Historiography in Bucovina to the Union of 1918. In: *Codrul Cosminului* [Wald des Cosmin] 16 (2010), H. 1, S. 59–81, hier: S. 70ff.

⁹⁸ Prokopowitsch: Nationalbewegung, S. 122.

⁹⁹ Dan Berindei: Bukarest – Hauptstadt der rumänischen Nation. In: Harald Heppner (Hg.): *Hauptstädte in Südosteuropa: Geschichte, Funktion, nationale Symbolkraft*. Wien 1994, S. 37–53, hier: S. 51.

grund stehen. Die rumänische Kulturliga ist ein stark zentralistisch agierender Verein, so dass es rasch zu Flügelkämpfen zwischen Siebenbürgen und Bukarest, aber auch zwischen den rumänischen Studentenverbindungen in ganz Europa kommt. Die Zentrale setzt sich durch, was zu grundlegenden Veränderungen führt: Die Kulturliga wird zu einem wesentlichen Träger des Dako-Romanismus mit antisemitischer Agitation und verschiebt ihren Aktionsradius auf alle außer-rumänischen Gebiete. Damit verliert sie einen Großteil ihrer demokratischen und liberalen Mitglieder.

Gemein ist beiden Organisationen, dass sie ihr Hauptaugenmerk auf Schule und generell Ausbildung legen, was zur Gründung bzw. Unterstützung von eigensprachlichen Schulen, zur Publikation unzähliger Schulbücher und zur Entsendung von Lehrern führt. Beim Deutschen Schulverein verweisen einige Quellen auf eine direkte Unterstützung einzelner Schulen in der Bukowina, was bei der Rumänischen Kulturliga nicht festgestellt werden kann.

Der Deutsche Schulverein ist offiziell apolitisch und nicht-konfessionell, wenngleich es – wie schon ausgeführt – regional große Differenzen gibt. Die große Klammer ist die deutsche Sprache. Die Rumänische Kulturliga versteht sich als Repräsentanz des Rumänentums und damit als orthodox. Sie ist von Anfang an nicht politisch, allerdings nicht apolitisch, weil die aktuelle Politik sehr wohl bestimmend ist. Auf Basis des Dako-Romanismus geht sie von einem biologischen, sozialdarwinistischen Volksbegriff aus und ist klar segregationistisch eingestellt. Für den Deutschen Schulverein kann dies nicht generell behauptet werden, wenngleich es auf eine Vielzahl der Ortsgruppen zutrifft.

Für die Bukowina muss festgehalten werden, dass die Geschichte beider Organisationen nur rudimentär aufgearbeitet worden ist, so dass es viele widersprüchliche Informationen gibt. Für den Schulverein können, jedenfalls beim jetzigen Informationsstand, keine Nationalisierungstendenzen konstatiert werden, weil sein Ziel allein die Förderung der deutschen Sprache war. Das darf in diesem Kontext auch nicht kolonialistisch verstanden werden, da Deutsch als *lingua franca* größtenteils akzeptiert war. Eine ethnische oder religiöse Differenzierung wurde nicht vom Schulverein, sondern den deutschnationalen Burschenschaften und dem „Verein der Christlichen Deutschen“ vorangetrieben. Der Schulverein war juristisch verankert, womit er sich der Landesverfassung unterordnen musste. Die Rumänische Kulturliga hingegen war nicht offiziell in der Bukowina registriert, was unter anderem auch mit der Ablehnung der k.u.k. Monarchie erklärt werden kann. Der später von den Serben kultivierte Begriff des „Völkerkerkers Habsburg“ wurde von Mitgliedern der Kulturliga rezipiert, weil sie ein territorial und ethnisch geschlossenes Rumänien anstrebten. Entsprechend exklusiv agier-

ten sie gegenüber den anderen Volksgruppen. Akzeptierten sie diese anfangs noch als geduldete Fremde, so forderten sie später – mehr oder minder offen – ihre Vertreibung. Die Hauptattacken richteten sie gegen die jüdische Bevölkerung. Auffällig ist, dass die meisten Aktionen der Kulturliga propagandistisch-populistischer Natur waren, während die Statuten klar einen Bildungsauftrag forderten.

The Education of a People

The Case of Bukovina Jewry

DAVID RECHTER

In October 1996, Tony Blair, then Labour Party leader and soon to be Prime Minister of Great Britain, proclaimed: “Ask me my three main priorities for government, and I will tell you: education, education, education”.¹ Blair’s epizeuxis alluded to a common real estate mantra that stipulated the three crucial elements in purchasing property: “location, location, location”. Both of these – education and location – were formative agents in the making of Bukovina Jewry, with location the more obvious and more widely acknowledged. The perception that Bukovina was on the periphery of the Habsburg lands, and therefore of civilisation itself, was a feature of discussion about the region throughout the Austrian period. From the perspective of western and northern Europe, Bukovina was irredeemably remote. Remoteness, however, also offered opportunity: the chance to create a society relatively unconstrained by the weight of tradition. Remoteness was also a matter of perspective. As the Galician Jewish writer Joseph Roth observed, “the essence of Austria is not the centre, but the periphery”.²

Having carved out a new province from a small area of the north-western region of the Ottoman principality of Moldavia in the mid-1770s, the Austrians imported novel political and cultural norms. In this era of enlightened absolutism, the Austrian authorities were inclined to view Bukovina as almost a ‘tabula rasa’, an opportunity for creative state-building and a chance to bring the benefits of modern civilisation to an unfortunately backwards land. Two strands converged in this civilising mission. On the one hand was the Enlightenment’s caustic view of eastern Europe as primitive and alien, a view which functioned as an ideal foil for the self-perception of western Europeans as modern and advanced. On the other hand was a venerable tradition of anti-

1 See, for example, the book by Blair’s one-time policy advisor, Andrew Adonis: *Education, Education, Education: Reforming England’s Schools*. London 2012.

2 Fritz Hackert (ed.): *Joseph Roth. Werke. Vol. 6: Romane und Erzählungen 1936–1940*. Köln 1991, p. 235.

Jewish hostility, a tradition which saw the Jews also as primitive and alien, as a problem requiring a solution. For at least the first half-century of Austrian rule, the government and its provincial officials regarded the Jews as the representatives par excellence of the backwards and barbaric nature of Bukovina and of its much larger neighbour Galicia, an equally new acquisition.

The Emperor Joseph II, for example, travelling in Galicia in 1783, supposedly commented that he now understood why one of his many titles was ‘King of Jerusalem’. He thought the Jews insular, separatist, poor and unproductive.³ Most of his officials were of a similar opinion. Heinrich Alphons Traunpaur, who spent eight years in Galicia, wrote that Galician Jews were “indisputably the filthiest, most ignorant, most superstitious, poorest [and] most numerous of this unfortunate... nation”⁴. Ion Budai-Deleanu, who studied law in Vienna and worked as a translator and clerk in the judiciary in Lemberg, believed the Jews in Bukovina to be the ‘secret enemy’ of the state. Thoroughly dishonest and untrustworthy, they concealed their true numbers, controlled the black market, bribed and corrupted officials, and peddled liquor to the peasantry: “Woe betide the land”, he declared, “in which the Jews gain the upper hand!”⁵ Attitudes such as these were common currency in the Austrian administration, flowing back and forth between the higher and lower echelons.

For the Austrians, the Jews acted as a lightning rod for a larger sense of unease about their new provinces: both were shabby, disorganised, eastern and uncivilised. Bukovina attracted as much, if not more, opprobrium in this respect than Galicia. General Gabriel Splény von Miháldi, for example, the first Austrian governor of Bukovina, thought the “lazy and ignorant” locals more “barbarian” than European. For Splény, a Hungarian of Protestant background, both clergy and peasantry were “addicted to drink”, while neither nobles nor priests were educated. Roads were poorly maintained, often deteriorating into bogs and swamps; disease was rife, security poor, “highway robbery and murder” were daily occurrences. The prime responsibility for this deplorable state of affairs, said Splény, could be laid at the door of the “despotic” Turkish regime.⁶ Even from Lemberg, Bukovina could appear deeply uninviting. In early 1787, a Moravian

3 Joseph Karniel: *Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II.* Gerlingen 1985, pp. 285–289. For Joseph’s impressions, see also Johann Polek: *Joseph’s II. Reisen nach Galizien und der Bukowina und ihre Bedeutung für letztere Provinz.* Czernowitz 1895.

4 Wolfgang Häusler: *Das galizische Judentum in der Habsburgermonarchie: Im Lichte der zeitgenössischen Publizistik und Reiseliteratur von 1772–1848.* München 1979, p. 29.

5 Ion Budai-Deleanu: *Kurzgefasste Bemerkungen über die Bukowina.* In: Ion Nistor: *Românii și rutenii în Bucovina [Rumanians and Ruthenians in Bucovina].* Bucharest 1915 [reprint]. Iași 2001, pp. 177–178.

6 Johann Polek: *General Splény’s Beschreibung der Bukowina.* Czernowitz 1893, pp. 32–35, 48–49, 153. Austrian responses to Galicia were similar: see Franz Szabo: *Austria’s First Impres-*

newspaper correspondent in the Galician capital observed mockingly that in Bukovina people lived “either in subterranean holes or together with their cattle... The monarch wants to transform these animals in human form into true humans”⁷.

A century later, the rhetoric of Austrian officialdom had changed to a degree. In a government-sponsored volume, part of a series designed to demonstrate that the monarchy's heterogeneity was not incompatible with unity, Bukovina was painted as an “asiatic” wasteland guided by Austria towards “European civilization”.⁸ So successful had this guidance been that another quasi-official contemporary text was able proudly to trumpet Bukovina as the “jewel in the imperial crown”.⁹ With regard to the Jews of Bukovina, the rhetoric of transformation was even less restrained. One writer noted in 1907 that, such was the degree of independence and respect that Jews enjoyed in Bukovina, the province was sometimes called “Palestine”¹⁰. Jewish influence dominated much of public life, noted a prominent Czernowitz journalist: “in no other large city in Austria, in Europe, or even across the Atlantic, do the Jews enjoy anything like the same social, economic, and political status”. This was, he wrote, the “El-Dorado of diaspora Jewry”, a sentiment widely echoed.¹¹

Even allowing for hyperbole, it is certainly the case that Jews had become a successful minority, whether measured by their collective political influence, social status, economic power or cultural weight. Bukovina had the highest proportion of Jewish population of any Austrian crownland – almost 13 percent, numbering a little over 100,000 just prior to the First World War. At the same time, Czernowitz had the highest proportion of Jewish population of any

sions of Ethnic Relations in Galicia: the Case of Governor Anton von Pergen. In: Polin 12 (1999), ed. Israel Bartal and Antony Polonsky, pp. 49–60.

7 Cited in Ferdinand von Ziegler: *Geschichtliche Bilder aus der Bukowina zur Zeit der österreichischen Militärverwaltung*. Vol. 7. Czernowitz, 1900, p. 4.

8 Hubert Wiglitzky: *Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr*. In: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Bukowina*. Wien 1899, p. 517. On this series, see Regina Bendix: *Ethnology, Cultural Reification, and the Dynamics of Difference in the Kronprinzenwerk*. In: Nancy M. Wingfield (ed.): *Creating the Other: Ethnic Conflict and Nationalism in Habsburg Central Europe*. Oxford 2003, pp. 149–166.

9 *Die Bukowina. Eine allgemeine Heimatkunde verfasst anlässlich des 50jährigen glorreichen Regierungsjubiläums... durch die k.k. Gendarmerie des Landes-Gendarmerie-Commandos Nr. 13*. Czernowitz 1899, p. 5.

10 *Jüdische Zeitung*, 8 Nov. 1907, p. 2.

11 *Die Welt*, 11 Oct. 1901, p. 5. For examples, see S. An-ski (Solomon Zainwil Rapaport): *Der yidisher churbn fun poyln, galitsye, un bukovine* [The Destruction of Galicia: The Jewish Catastrophe in Poland, Galicia, and Bukovina]. In: id.: *Gezamlte shriftn* [Collected Writings]. Vol. VI. New York 1921, p. 115; *Jüdisches Volksblatt*, 24 Oct. 1902, p. 3; Salomon Kassner: *Die Juden in der Bukowina*. Wien 1917, p. 46; Gustav Adolph Schimmer: *Die Juden in Oesterreich nach der Zählung vom 31. Dezember 1880*. Wien 1881, p. 9. See also Marianne Hirsch and Leo Spitzer: *Ghosts of Home: The Afterlife of Czernowitz in Jewish Memory*. Berkeley 2010.

of the larger Austrian cities, with its nearly 30,000 Jews making up approximately 33 percent of the city's residents; this made it the fourth largest Jewish city in Austria, after Vienna, Lemberg and Cracow. This was not, though, solely a matter of numbers. Jews were disproportionately prominent in the professional and commercial classes, and in many branches of the economy, politics, civil society and the cultural sphere. As one minority in Bukovina's unusual mixture of nations, ethnicities and faiths, the Jews had come to be, as one of their early twentieth-century leaders wrote, "children of Bukovina, at least as autochthonous as the hundreds of thousands of non-Jews"¹².

Over the course of nearly a century and a half of Austrian rule, then, the perception of the Jews had been transformed. Where they had once been poor, benighted, parasitical and alien, they were now bourgeois, acculturated and very much at home. This was at best only a partial view, of course, excluding the tens of thousands of poor, unassimilated and Hasidic Jews, categories that often, but not always, overlapped. Nonetheless, it was a conviction firmly held, both by contemporaries and later observers. An indispensable instrument in this transformation was education.

Education of the Jews and Jewish education are not identical. The former refers here to Jewish participation in the state educational system at all levels, while the latter, in which the content was Jewish, can be viewed as a tool to develop the internal cohesion and coherence of Jewish society, either by consolidating its religious foundations or forging a Jewish nation or people. Both warrant attention.

In terms of state education, Bukovina presents a case study of a broader phenomenon: education as a means of acculturation and as an engine of social and economic ascent into the ranks of the bourgeoisie and higher. In other words, of aspiration and upward social mobility. Bukovina Jews replicated the pattern in many parts of western and central Europe, where there was a disproportionate Jewish representation in educational institutions at all levels.¹³ One of the principal explanations for this pattern is that education for the Jews was both means and end: in Bukovina, for example, it was a means that assisted

¹² *Der Jüdische Volksrat*, 18 Oct. 1912, p. 2.

¹³ For Austria, see Gary B. Cohen: *Education and Middle-Class Society in Imperial Austria, 1848–1918*. West Lafayette 1996, pp. 146–147, 153–155, 159–168, and Hillel J. Kieval: *Languages of Community: The Jewish Experience in the Czech Lands*. Berkeley 2000, pp. 144–145, 155–157. More generally, see Calvin Goldscheider and Alan S. Zuckerman: *The Transformation of the Jews*. Chicago 1984, pp. 50–53, 86–87, 106–107.

the Jews in overcoming the disadvantages of marginality, whether geographic, cultural or economic. It was also an end in and of itself, since education had always occupied a privileged place in Jewish tradition. This merger of pragmatic aspiration and traditional value was a winning combination and led to educational attainment becoming a key vehicle for, and indicator of, Jewish economic, political and cultural progress in Bukovina. This was a path from the margins of society to its centre: in time, the educated and acculturated Jewish middle-classes of Bukovina, as elsewhere in the monarchy and beyond, became a pillar of the bourgeoisie.¹⁴

At the outset of Austrian rule, Jews had no access to the compulsory, universal elementary-level education introduced by Empress Maria Theresia in 1774, schooling designed to produce, in the words of Emperor Franz I in 1796, “high-principled, religious and patriotic” subjects.¹⁵ After an initial period of expansion of educational provision in the early years of Austrian administration, in particular while Bukovina was subject to military rule (1774–1786), education in the province languished, reflecting a general ‘stagnation’ in the education system after Emperor Franz’s first years, during which the number of schools in the monarchy had increased.¹⁶ In Bukovina, from 1786–1848 formally part of Galicia, this stagnation was particularly apparent once the Roman Catholic Consistory in Lemberg assumed control of education in 1815 and installed Polish-language Catholic teachers in schools.¹⁷ For Jews, regular state schools were an unpopular option, as they were permeated with a

14 See, for example, Jerrold Siegel: *Modernity and Bourgeois Life: Society, Politics, and Culture in England, France, and Germany since 1750*. Cambridge 2012, ch. 11; Victor Karady: *Jüdische Unternehmer und Prozesse der Verbürgerlichung in der Habsburger-Monarchie (19.–20. Jahrhundert)*. In: Werner E. Mosse, Hans Pohl (eds.): *Jüdische Unternehmer in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart 1992, pp. 36–53; Simone Lässig: *Jüdische Wege ins Bürgertum: Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert*. Göttingen 2004.

15 C. A. Macartney: *The Habsburg Empire 1790–1918*. London 2010 [1968], p. 162, n. 1. See also James Van Horn Melton: *Absolutism and the 18th Century Origins of Compulsory Schooling in Prussia and Austria*. Cambridge 1988, ch. 8.

16 On the early years, see Raimund Friedrich Kaindl: *Kaiser Joseph II. in seinem Verhältnisse zur Bukowina*. In: *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums* 4 (1896), pp. 16–17; Erich Prokopowitsch: *Die Entwicklung des Schulwesens in der Bukowina*. In: Franz Lang (ed.): *Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina*. München 1961, pp. 271–274. See Cohen: *Education and Middle-Class Society*, pp. 11–23, for the period of ‘stagnation’.

17 Hannelore Burger: *Mehrsprachigkeit und Unterrichtswesen in der Bukowina 1869–1918*. In Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka (eds.): *Die Bukowina. Vergangenheit und Gegenwart*. Bern 1995, pp. 95–97; Alois Mosser: *Bildungsentwicklung und Modernisierung in der Bukowina vor dem Ersten Weltkrieg*. In: Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka (eds.): *Glanz und Elend der Peripherie: 120 Jahre Universität Czernowitz*. Bern 1998, pp. 42–43; Prokopowitsch: *Schulwesen*, pp. 277–294.

Christian ethos that was reinforced under Emperor Franz, who was content to cede greater control to the church.¹⁸ Jewish pupils at state schools, for example, could not sit with their Christian counterparts. At the Czernowitz Gymnasium, opened in 1808 to provide more advanced academic tuition, the first Jewish student attended in 1820/21; only a handful, the majority from Galicia (true also of the school's teachers), enrolled in the next two decades, although by 1848/49 there were fifteen Jews in the total of 401 students.¹⁹

From the 1780s until the first decade of the nineteenth century, a parallel Jewish education system offered an alternative in the form of German-language schools, where the curriculum combined Jewish and general subjects. Most successful were the nearly seventy schools in Bohemia and Moravia, some of which survived well into the nineteenth century. In Hungary, by contrast, there were fewer than thirty and they were short-lived, while in Galicia there were more than 100.²⁰ Established in accordance with the requirements laid down in Joseph II's Toleration Edicts of the 1780s, the schools became a flashpoint for conflicts between reform-minded maskilim (Jewish enlighteners) and traditionalists; what started out as a promising enterprise was soon undermined by excessive reformist zeal, embodied by Herz Homberg, a yeshiva-educated Bohemian reformer whom the government appointed as supervisor of Jewish schools in Galicia. Homberg made a virtue out of uncompromising radicalism – he would later be accused, probably unfairly, of wanting to burn books, abolish yeshivas and prohibit publication of kabbalistic literature – and as a consequence predictably alienated huge swathes of Galician Jewry.²¹

In Bukovina there were only three of these schools, at which attendance was low, despite considerable pressure in the form of fines and other penalties.²² In April 1791, the director of the Czernowitz Jewish school, Israel Sauerquell, reported to the Bukovina administration that Jews “entirely ignored” the school. At the end of 1792, Sauerquell lamented the fact that of the seventy

18 Dirk Sadowski: *Haskala und Lebenswelt: Herz Homberg und die jüdischen deutschen Schulen in Galizien 1782–1806*. Göttingen 2010, pp. 376–377. More generally, see Helmut Engelbrecht: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*. Vol. 3: *Von der frühen Aufklärung bis zum Vormärz*. Wien 1984, esp. chs. 8ff.

19 Rudolf Wagner: *Das multinationale österreichische Schulwesen in der Bukowina*. München 1986. Vol. 2, pp. 38–41, 80; Chaim Tennenhaus: *Der Anteil der Juden an dem wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Aufbau der Bukowina (1774–1848)*, Ph.D. diss. University of Vienna 1926, p. 116, n. 1; 119.

20 Sadowski: *Haskala und Lebenswelt*, pp. 121–137. For numbers, see pp. 122–123, n. 361.

21 Rachel Manekin: Naftali Herts Homberg – ha-dmut ve-ha-dimui [The Man and his Image]. In: *Tsiyon* 71 (2006), pp. 153–202; Sadowski: *Haskala und Lebenswelt*, esp. ch. 1.

22 Samuel Josef Schulsohn: *Geschichte der Juden in der Bukowina von 1789–1792*. In: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 72 (1928), pp. 284–286. Incentives such as prizes and public recognition of academic achievement were also offered.

students he expected to see only six or eight were in fact attending.²³ By comparison, seven Jewish children attended the newly opened state school in Czernowitz in 1785, while there was only one Jewish pupil (of 60) at its Suczawa counterpart.²⁴ Suczawa Jews were unhappy with the teacher at their Jewish school, accusing him in 1791 of “publicly insulting” Judaism; he was soon replaced.²⁵ For the Galician administration the schools were an unwelcome Viennese initiative, which Lemberg in vain attempted to close down on more than one occasion. Support in Vienna, though, did not last. Fearful of revolution and all its works, Emperor Franz looked askance at the Josephinian experiment with enlightened Jewish education, in any event unpopular with most Galician Jews as well as a financial drain. In June 1806, the schools in Galicia and Bukovina were abolished.²⁶ Until the 1870s, however, Jews remained ambivalent about state education, with most preferring private tuition in the traditional cheder.²⁷

This picture of stasis and Jewish marginality began to change rapidly in the 1870s. Educational provision and school attendance in general improved quickly in Austria following the 1869 education law that made school obligatory, and free, for children aged six to fourteen. By the turn of the century attendance levels at secondary and higher education institutions in Austria were among the best in Europe.²⁸ In 1870, only 10 percent of Bukovina’s children attended elementary school; in 1880 it was one-third, by 1890 a half and shortly before the First World War an estimated 97 percent were at school.²⁹ Consequently, the extremely high incidence of illiteracy began to decline quickly: in 1880, nearly 88 percent of the population could neither read nor write, but twenty years later almost half of the population was literate. In rela-

23 Johann Polek: Statistik des Judenthums in der Bukowina. In: *Statistische Monatschrift* 15 (1889), p. 265, n. 83. For the 1791 report, see Schulsohn: *Geschichte der Juden in der Bukowina*, p. 286.

24 Sadowski: *Haskala und Lebenswelt*, p. 109.

25 Nathan Michael Gelber: *Geschichte der Juden in der Bukowina (1774–1914)*. In: Hugo Gold (ed.): *Geschichte der Juden in der Bukowina*. Vol. 1. Tel Aviv 1958, p. 29; Schulsohn: *Geschichte der Juden in der Bukowina*, p. 286.

26 Sadowski: *Haskala und Lebenswelt*, pp. 151–152, 374–382.

27 Tennenhaus: *Der Anteil der Juden*, pp. 116–119. Even later, cheder education remained popular. See Jakob Thon: *Die Juden in Oesterreich*. Wien 1908, pp. 90–91, table LVI.

28 Cohen: *Education and Middle-Class Society*, p. 38, 55.

29 Burger: *Mehrsprachigkeit und Unterrichtswesen*, p. 99; Mosser: *Bildungsentwicklung und Modernisierung*, p. 43; Prokopowitsch: *Schulwesen*, p. 311.

tive terms, the most disadvantaged were the Ruthenians, of whom some 80 percent were illiterate in 1900.³⁰

The state wrested control of education from the hands of the church in the late 1860s, removing a significant deterrent to Jewish participation. At the elite Gymnasiums in Bukovina, of which there were three in 1890 and ten in 1910, Jews consistently made up some 40 percent of students from the 1880s; at technical schools (*Realschule*), they comprised more than 60 percent of pupils around the turn of the century.³¹ At the Radautz and Sereth *Gymnasiums*, 55 percent of students in 1905 were Jewish; in Suczawa the figure was 30 percent. At the State *Gymnasium* in Czernowitz, the province's most prestigious secondary school, Jews represented 60 percent of students in 1905; in the same year, they made up 64 percent of *Realschule* students in the capital.³² In Bukovina's vocational schools (*Gewerbeschule*), too, the Jewish presence was notable. In 1907, for example, nearly 30 percent of students at these schools were Jewish. In the same year, in the commercial school (*Handelsschule*) that formed part of Czernowitz's vocational school and was attended by poorer students, 153 of 164 pupils were Jews. At the Girls' Lyceum in Czernowitz, 57 percents of students were Jewish in 1907, as were 80 percent of those enrolled in the school's more demanding "reform gymnasium" curriculum.³³ The Lyceum was a private institution, as the state refused to sponsor advanced secondary education for girls. Jewish girls flocked to privately run, state-approved schools: 41 percent of students in the nine women's *Gymnasien* in Galicia in 1910 were Jewish.³⁴ Jewish enrolment at secondary schools throughout Austria – where secondary school attendance at the beginning of the twentieth century was above

30 Ethnien und öffentliches Leben in der Bukowina 1848–1914. In: *Südostdeutsches Archiv* 42/43 (1999/2000), p. 33; Wolfdieter Bihl: Die Ruthenen. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (eds.): *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*. Vol. 3: *Die Völker des Reiches*, pt. 1. Wien 1980, p. 575. Ruthenians accounted for more than half of Bukovina's illiterates.

31 Burger: *Mehrsprachigkeit und Unterrichtswesen*, p. 122, table 2b; Hermann Sternberg: *Das Unterrichtswesen der Juden in der Bukowina*. In: Gold: *Geschichte der Juden*. Vol. 1, p. 79. On the number of Bukovina Gymnasiums, see Cohen: *Education and Middle-Class Society*, p. 72. Detailed statistics are in Thon: *Die Juden in Oesterreich*, pp. 91–98. See also Mieczysław Jerzy Adamczyk: *Edukacja a przeobrażenia społeczności żydowskich w monarchii habsburskiej 1774–1914* [Education and the Transformation of Jewish Communities in the Habsburg Monarchy, 1774–1914]. Wrocław 1998, pp. 138–141, table 13, who gives far higher Jewish percentages.

32 Sternberg: *Das Unterrichtswesen der Juden in der Bukowina*, p. 79. Of the Czernowitz Gymnasium students registered as German, i.e. German-speakers, the proportion of Jews was even higher: 664 of 870 (some 76 percent) in 1905, compared with 10 of 343 in 1846 (almost 3 percent), 100 of 162 in 1865/66 (nearly 62 percent), and 314 of 380 in 1885/86 (almost 83 percent). See *ibid.*

33 *Ibid.*, p. 80.

34 Cohen, *Education and Middle-Class Society*, pp. 73–75.

the European norm – exceeded the Jewish proportion of the population, but the percentages were highest in Bukovina.³⁵ The pattern was repeated at tertiary level. At the Franz-Joseph University in Czernowitz, which opened its doors in 1875, the student body was one-quarter Jewish after a decade, one-third after twenty years, and 41 percent Jewish by the turn of the century, the highest percentage of any Austrian university. For the entire Austrian period, the largest concentration of Jews was in the law faculty, peaking at just over 52 percent in 1902/03.³⁶ The Austrian Minister of Education, Karl von Stremayr, proudly called the university “a beachhead of German education in the eastern part of the monarchy”; to the Romanian historian and right-wing politician Nicolae Iorga, however, it was merely “an Austrian university for Jews”.³⁷

Jews were not content to rely exclusively on the state for education. In the 1840s a few leading lights of the Czernowitz Kultusgemeinde sought permission to establish a school, only to be admonished by Lemberg: “if the Czernowitz Jews wish to have their own school, they must put forward an orderly, properly thought-through project”³⁸. By 1855, they had satisfied the authorities in the newly autonomous Bukovina of their bona fides, and the “Israelite-German” co-educational elementary school opened with 244 children (152 boys and 92 girls). A modernising institution in the spirit of Herz Homberg’s German-Jewish schools of a half-century earlier, it attracted those elements of the aspirational, Germanising Jewish elite that maintained strong identification with a suitably reformed Jewish tradition, as well as poorer, similarly aspirational families who received financial support. Attendance rose to 499 (253 boys and 246 girls) in 1870 and to 559 (315 boys and 244 girls) in 1905.³⁹ The school was at pains to distinguish itself from the “medieval cheder”, hidden away in “dirty alleyways and narrow courtyards”, its instructors “small, ambulant scarecrows with trembling limbs [and] tangled, scraggly hair” teaching in “disgusting jargon” (ie Yiddish). The cheder sorely lacked “order, cleanliness and propriety”, which the new school would provide, teaching its students

35 Ibid., p. 55, pp. 276–277, table 4; Adamczyk: *Edukacja a przeobrażenia społeczności żydowskich*, pp. 138–141, table 13.

36 Albert Lichtblau and Michael John: *Jewries in Galicia and Bukovina*, in Lemberg and Czernowitz: Two Divergent Examples of Jewish Communities in the Far East of the Austro-Hungarian Monarchy. In: Sander L. Gilman, Milton Shain (eds.): *Jewries at the Frontier: Accommodation, Identity, Conflict*. Urbana 1999, pp. 19–20, table 6. For more detail, see Thon: *Die Juden in Oesterreich*, pp. 98–104.

37 For Stremayr, see Cohen: *Education and Middle-Class Society*, p. 48; for Iorga, see Andrei Corbea-Hoisie (ed.): *Jüdisches Städtebild Czernowitz*. Frankfurt/M. 1998, p. 122.

38 Kalman Dubensky: *Gedenkschrift zur 50-jährigen Jubiläums-Feier der israelit.-deutschen Volksschule in Czernowitz*. Czernowitz 1905, p. 12.

39 Ibid., pp. 93–94; Sternberg: *Das Unterrichtswesen der Juden in der Bukowina*, p. 79.

German, Hebrew, and even some Romanian, along with basic literacy and numeracy, and copious amounts of Bible. In this way, the school proudly reported, it helped bring Czernowitz Jews “closer to civilised Europe”⁴⁰. There was a small mountain to climb in this regard. The “fatal practice”⁴¹ of sending children to cheder remained well-entrenched: just after the turn of the century, there were still 67 cheders in Bukovina, with 81 teachers and 1550 pupils. Private cheder education sustained its popularity also in Galicia, whereas in the western Austrian lands almost all Jewish schools were supervised by the Kultusgemeinde.⁴²

Notwithstanding the continuing resilience of the traditionalist sector, Jewish progress in the post-emancipation period, at least as measured in terms of socio-economic mobility and acculturation, was evident. Indicative in this regard was that much of Bukovina Jewry became ‘Germanised’. As the language of the state apparatus, most educational institutions and of Austrian supra-national ‘high’ culture, German was the essential oil in the state-building machine. Of nearly 170,000 German-speakers in 1910, just under 22 percent of Bukovina’s population as measured by language of everyday use, nearly 55 percent were Jewish. Nearly 96 percent of Jews cited German as their language of everyday use in 1910, although this was a considerably inflated figure since they were not permitted to register as Yiddish-speakers.⁴³ (Despite a vigorous campaign by Jewish nationalists, Yiddish was not one of the state’s formally recognised languages, just as the Jews were not a formally recognised nation.) The process of Germanisation for Bukovina’s urban and small-town Jewish bourgeoisie did not involve appropriating or adapting to local German culture and society. They showed little interest in the folkways of the German peasants and artisans who had immigrated from south-western Germany (often called Swabians in Bukovina), the Bohemian Forest (Böhmerwald) and from Zips in northern Hungary (today’s Slovakia).⁴⁴ The German middle class of state officials, teachers, clergy and professionals, equally a product of the Habsburg period, was less numerous than the Jewish bourgeoisie, who were firm believers in the superiority of German civilisation. Nowhere was the

40 Schulberichte der israelitisch-deutschen vereinigten Knaben- und Mädchen-Hauptschule zu Czernowitz. Czernowitz 1866, pp. 28–30, 56, 86.

41 Ibid., p. 28.

42 Thon: *Die Juden in Oesterreich*, pp. 90–91, table LVI.

43 Lichtblau and John: *Jewries in Galicia and Bukovina*, pp. 43–44. See also Peter Urbanitsch: *Die Deutschen in Österreich*. In: Wandruszka and Urbanitsch: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*. Vol. 3, pt. 2, pp. 71–73.

44 Hugo Weczerka: *Siedlungsgeschichte des Bukowiner Deutschtums*. In: Lang: *Buchenland*, pp. 23–41.

Jews' attachment to cosmopolitan *Deutschtum* and their role in its consolidation and diffusion greater than in Bukovina. (No great gain for the Germans was the snide comment of one local writer in the 1880s.)⁴⁵ Jews and Germans, supported by an education system that especially at its higher levels privileged German until well into the nineteenth century, were the cultural mainstay of what Karl-Emil Franzos idealised in the mid-1870s as a fulfilment of the Josephinian dream, "not a German national state, but a German *Kulturstaat*" imbued with the 'conciliatory' and 'mediating' spirit of *Deutschtum*.⁴⁶

This acculturated, sometimes assimilated, class was indispensable to the modernisation of Bukovina's economy and society that gathered steam in the post-1848 decades. As a direct consequence of their remarkable devotion to education, Jews came to constitute the core of Bukovina's liberal bourgeoisie, concentrated in Czernowitz and spreading gradually to other urban centres such as Radautz, Suczawa, Sereth and Storozynetz as these expanded.⁴⁷ As elsewhere in the monarchy, they moved swiftly and in disproportionately large numbers into professional life as lawyers, doctors, engineers and journalists. Just prior to the First World War, for example, 194 of Bukovina's 225 lawyers (86 percent) were Jewish; at the same time, 114 of 173 doctors were Jewish (65 percent).⁴⁸ Others made their mark as commercial and industrial entrepreneurs in sugar, timber, milling, brickworks, breweries and petroleum.⁴⁹

If a good part of Bukovina Jewry was testament to the social mobility that educational attainment engendered, Jews were also well represented on the lower rungs of the socio-economic ladder. Alongside the spread of commercial and professional activity was an array of trades and crafts, and here as elsewhere Jews peddled small and used goods, exchanged currency and lent money. Poverty too was endemic, both among Jews and the population at large. Eugen Ehrlich, a Professor of Roman Law and Rector of the University of Czernowitz, and a

45 Ludwig Adolf Simiginowicz-Staufe: *Die Völkergruppen der Bukowina: Ethnographische Culturhistorische Skizzen*. Czernowitz 1884, p. 190. See also *ibid.*, pp. 190–193.

46 Karl-Emil Franzos: *Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, Südrussland, der Bukowina und Rumänien*. Leipzig 1876. Vol. 1, p. 186. See also Andrei Corbea-Hoisie: *Czernowitzer Geschichten: Über eine städtische Kultur in Mittelosteuropa*. Wien 2003, pp. 34–37.

47 Corbea-Hoisie: *Czernowitzer Geschichten*, pp. 29–41; Martin Broszat: *Von der Kulturnation zur Volksgruppe: Die nationale Stellung der Juden in der Bukowina im 19. und 20. Jahrhundert*. In: *Historische Zeitschrift* 200 (1965), 3, pp. 577–584.

48 Kassner: *Die Juden in der Bukowina*, p. 42, n. 48; Arieh Zahavi-Goldhammer: *Tshernovits*. In: Judah Leib Maimon (ed.): *Arim ve-imahot be-yisrael [Great Jewish Cities]*. Jerusalem 1950, p. 163. The percentage was increasing: at the end of the 1880s, 37 of Bukovina's 69 doctors were Jews (some 53 percent), as were 45 of 59 lawyers (72 percent). See Polek: *Statistik des Judenthums*, p. 264.

49 Kassner: *Die Juden in der Bukowina*, p. 26; Gelber: *Geschichte der Juden in der Bukowina*, p. 47.

Jewish convert to Catholicism, thought Bukovina was “among the poorest lands in the monarchy and perhaps among the poorest in the world”⁵⁰, while “the thousands and thousands of [Jewish] middlemen, agents and brokers...who eke out a living here survive only because of [Bukovina’s] economic backwardness”⁵¹. He could have added to his list the many Jewish traders, artisans, labourers, leaseholders and agricultural workers living “on the verge of poverty”⁵². That this was an economically stratified population should not, however, obscure the social, economic, political and cultural vitality of Bukovina Jewry, and in particular of its liberal bourgeoisie. This represented, for a group long marginalised, a spectacular transformation over the course of the second half of the nineteenth century. And education lay at the heart of this transformation.

Education, then, was the road to success for Bukovina Jews; more precisely, access to and utilisation of the state’s system of educational provision. There was, though, another form of Jewish education: ‘national’ or ‘ethnic’ education in which, by contrast, the content was primarily Jewish and education was conceived as part of a grand project – the creation of a Jewish nation. National education of this sort existed in Bukovina from the 1880s, part of the hyper-nationalisation of the public sphere, where Jews, like Rumanians, Ruthenians, Germans and Poles, endeavoured to carve out their own separate – but equal – national or ethnic space. All facets of public administration and governance were permeated by nationalist wrangling, and appointments to all manner of public office or state service, no matter how minor, regularly ignited political controversy. A reflection of similar developments in other areas of central and eastern Europe with mixed populations, this competition was particularly intense in Bukovina due to the balance of power between the nationalities, with no single group dominant in the way that, for example, Poles were in Galicia. In what was often seen as a competition for limited resources, education, like other public and private goods, was a central battleground; Romanians, Ukrainians, Poles and Germans saw the right to education in their ‘own’ state-sanctioned language within the public education system as fundamental. While the Jews enjoyed a good measure of success in the distribution of spoils from the public pie, their language/s did not receive

50 Eugen Ehrlich: *Die Aufgaben der Sozialpolitik im österr. Osten*, insbesondere in der Bukowina. Czernowitz 1909, p. 5.

51 *Ibid.*, p. 25. See also *ibid.*, pp. 10–13.

52 Lichtblau and John: *Jewries in Galicia and Bukovina*, p. 50.

the formal imprimatur of state recognition; in other words, from the state's perspective, Jews had no 'national' language, a corollary of the fact that the Austrian state did not recognise Jews as a nation. Jewish education in this national/linguistic sense could not therefore formally be a constituent part of the state's education system.

For Jewish nationalism, as for other nationalisms, language was more than merely a means of communication; it was an essential building block of the nation-in-the-making, and the politics of language, whether Yiddish or Hebrew, was generally a key concern of the movement. Not, however, in Bukovina, where the language dimension of Jewish nationalism was a weak reed. Zionist efforts to promote modern Hebrew in the first decade of the twentieth century, for example, met with a tepid response. By 1910 there were only 300–400 students enrolled in Hebrew-language courses in some of the larger towns and cities, while Zionist attempts to establish a Hebrew-language elementary school and kindergarten inside the state system were unsuccessful.⁵³ Similarly, modern Yiddish-language education and culture, across eastern Europe a pillar of Jewish nationalism, also fared rather poorly here before the First World War (the story was different in the interwar years). If Hebrew was a niche pursuit of enthusiasts and ideologues, Yiddish remained the mother tongue of many Jews in Bukovina, among them tens of thousands of traditional and hasidic Jews who were generally suspicious of the modern nationalist agenda. Even when the Yiddishist movement was at its zenith, after the 1908 Czernowitz Yiddish conference and the campaign for the inclusion of Yiddish as a recognised language in the 1910 census, its appeal was neither deep nor broad.⁵⁴ Veteran nationalist campaigner and writer Nathan Birnbaum, after only two years residence in Czernowitz, wrote proudly in 1910 of "we Bukovina Jews" whose "separate national existence" could set an example for European Jewry. At the same time, though, he admitted that modern Yiddish culture was "unknown and untended", while Hebrew was "neglected and orphaned". Not much had changed by the summer of 1913, when the Zionist press fretted that Czernowitz "lacked one of the most important Zionist insti-

53 *Der Jüdische Volksrat*, 29 Aug. 1913, p. 2; 27 Sep. 1913, pp. 2–3. On Zionist Hebrew education in Bukovina, see *Die Welt*, 2 Oct. 1912, p. 1238; David Sha'ari: *Yahadut bukovina bein shtei milchamot ha-olam* [The Jews of Bukovina between the two World Wars]. Tel Aviv 2004, pp. 250–251; M. D. Beinisch, Ch. Ehrenkranz, N. M. Gelber: *Die hebräische Sprachbewegung in der Bukowina*. In: Gold: *Geschichte der Juden in der Bukowina*. Vol. 1, pp. 163–164.

54 Gerald Stourzh: *Recognizing Yiddish – Max Diamant and the Struggle for Jewish Rights in Imperial Austria*. In: *Simon Dubnow Institute Yearbook* 1 (2002), pp. 153–167; *Jüdische Zeitung*, 27 Jan. 1911, pp. 2–3.

tutions, namely a Hebrew milieu”⁵⁵. German was always the lingua franca of Bukovina Jewish culture.

Ethnic or nationally tinged education among Bukovina Jews was not confined exclusively to organised Zionism. In fact, here more than elsewhere a loosely conceived ‘nationalising’ project was shared among broader elements of Bukovina Jewry, a function of the peculiarities of Bukovina society in general, where ethnicity and nationality often subsumed – but did not negate – most other allegiances, whether of class, religion or ideology. Even the Czernowitz Kultusgemeinde, for example, wrote in 1911 that one of its key tasks was the “education of youth in a Jewish-national sense”, an unheard-of goal for any other Kultusgemeinde in the empire.⁵⁶ To this end, Kultusgemeinden throughout Bukovina sponsored a variety of youth and adult education activities – courses, lectures, social and cultural events – that aimed to foster national or ethnic pride, principally by teaching about Jewish history and culture. For all this, ‘national’ Jewish education did not prosper.

At least in part this can be traced to the weakness of the Haskalah in Bukovina. The Galician *Haskalah* of the early nineteenth century, forged in conflict with the seemingly unstoppable hasidic movement, put down only shallow roots in Bukovina, which lacked two vital, related ingredients for a flourishing Jewish Enlightenment. There was neither a critical mass of Jewish culture and knowledge nor a sufficiently large modernising intelligentsia emerging from that traditional milieu. With no immediate reservoir from which to draw strength, this remained a small, fragile outpost of Galicia’s *Haskalah*.⁵⁷ When a home-grown Jewish intelligentsia made its appearance in the second half of the nineteenth century, its social and cultural horizons mostly reflected the cosmopolitan, but Germanised, society of Bukovina, especially Czernowitz. Bukovina Jewry’s achievements were more notable in the realm of general culture than in traditional Jewish culture, a discrepancy rooted in its educational profile.

Location and education, as noted at the outset, helped to shape Bukovina Jewry, with the geographic and cultural remoteness of the former acting as a

55 *Der Jüdische Volksrat*, 14 Aug. 1913, p. 3. For Birnbaum, see *Das Volk*, 20 May 1910, p. 2.

56 So declared the Kultusgemeinde in a memorandum to the government in 1911: Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem, HM2/8341.21.

57 On Haskalah in Galicia, see Shmuel Feiner: *Haskalah and History* (trans. Chaya Naor and Sondra Silverston). Oxford 2002, ch. 2; Israel Bartal, „The Heavenly City of Germany“ and Absolutism à la Mode d’Autriche: The Rise of the Haskalah in Galicia. In: Jacob Katz (ed.): *Toward Modernity: The European Jewish Model*. New Brunswick 1987, pp. 33–42.

catalyst for emphasis on the latter. Education promised transcendence of provincial marginality. As elsewhere, Jews in Bukovina seized with alacrity the opportunity inherent in education for upward social and economic mobility. In this sense, the education of Bukovina Jewry represents a case study of the Jewish drive for acculturation and integration, not unusual in its broad outlines; in terms of education of and for the people or nation, however, it presents a counter-example to the expected norm, in that a powerful Jewish ethnic/national movement was unable to develop substantial Hebrew or Yiddish education in a national key.

The contrast is perhaps not surprising. In the broadest of terms, successful acculturation, however defined, was more typical in western than eastern Europe, and acculturated Jews were less likely than their mostly less-acculturated eastern European counterparts to create a dynamic, overtly nationalist educational movement. In the case of Bukovina, where Jewish society was a striking compound of east and west – as is clear, for example, in the variegated economic profile noted above – the achievements and opportunities of acculturation carried more weight than the lure of linguistically based nationalism. But the situation in Bukovina can not be explained solely as a local instance of the general principle; it should be seen also as a function of the particular contours of Bukovina's Jewish political culture, in which the powerful nationalist current was almost devoid of a national language component. In such circumstances, the form and content of Jewish education – the education of a people – was a typically Habsburg composite of Austrian and German.

II.

Schulen und Sprachen in der Bukowina und der Region

Mittelschulen und höhere Lehr- anstalten in der Bukowina vor 1918: Nationen, Sprachen und Geschlechter

Ein statistischer Überblick

CONSTANTIN UNGUREANU

Die agrarisch geprägte Bukowina und ihr Zentrum Czernowitz zeichnete bis weit in das 19. Jahrhundert ein rückständiges und kaum entwickeltes Schulwesen aus. Noch 1850 war nicht abzusehen, dass die Bukowina in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg über eines der dichtesten Netze an Gymnasien in den österreichischen Kronländern verfügen sollte. Erst mit zunehmender Urbanisierung, der Einführung der Schulpflicht und den aufkommenden Nationalbewegungen entwickelten sich vor allem ab den 1890er Jahren das Mittelschulwesen und die höheren Lehranstalten rasant. Ihr Netz war in sich sehr heterogen: Gymnasien, Realschulen, Lyzeen, Handels-, Gewerbe- und Fachschulen sowie Lehrerbildungsanstalten zählten dazu, die sich wiederum aufteilten in Bildungseinrichtungen für Jungen und Mädchen. Diese Einrichtungen waren national und sprachlich sehr different, was ein Hauptmerkmal des Schulwesens in der Bukowina darstellte. Im Folgenden wird die Entwicklung der Mittelschulen und höherer Lehranstalten in der Bukowina vor 1918 anhand statistischer Angaben vorgestellt. Diese Angaben beziehen sich vor allem auf Schüler- und Lehrerzahlen, Curricula und die sprachliche und geschlechtliche Verteilung an den jeweiligen Einrichtungen.

Gymnasien in der Bukowina

Im 19. Jahrhundert kam es in den Ländern der Habsburgermonarchie zu einer dynamischen Entwicklung des Gymnasialwesens. Insbesondere in der zweiten Jahrhunderthälfte bzw. nach der Revolution von 1848 wurden zahlreiche achtjährige Gymnasien gegründet, anfänglich vor allem in den wichtigsten städtischen Zentren, später dann auch in kleineren Orten. Es waren ausschließlich Knabengymnasien, die Teil des Mittelschulwesens in der Habsburgermonarchie waren und die sich in Unter- und Obergymnasien aufteilten, mit jeweils vier Jahrgängen. Der Terminus „Lyzeum“ wurde damals nur für Mädchen-

lyzeen verwendet, so dass mit diesen Bezeichnungen ein Unterschied zwischen Mittelschulen für Jungen und Mädchen getroffen werden konnte.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erhielten in der Monarchie außer den Deutschen lediglich Italiener und Ungarn muttersprachlichen Unterricht. Dies änderte sich jedoch mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich und dem Umbau zu einer Doppelmonarchie 1867 grundlegend. Bereits im Schuljahr 1872/73 gab es in den österreichischen Ländern der Monarchie insgesamt 151 Gymnasien, darunter 91 mit deutscher, 26 mit tschechischer, 17 mit polnischer und 5 mit italienischer Unterrichtssprache. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges stieg ihre Anzahl in Cisleithanien auf insgesamt 324 Gymnasien, mit folgenden Unterrichtssprachen: 138 deutsch, 72 polnisch, 68 tschechisch, 10 ruthenisch, 9 italienisch, 7 serbokroatisch, zwei slowenisch sowie 18 gemischtsprachige.¹

Die Zahl der Gymnasiasten erhöhte sich innerhalb weniger Jahrzehnte beträchtlich. 1857 besuchten etwa 21.000 Schüler österreichische Gymnasien. Davon waren 42,6 % deutscher, 21,7 % tschechischer, 11,6 % polnischer, 7,9 % serbischer, kroatischer und slowenischer, 6,3 % ruthenischer und 4,3 % italienischer Nationalität.² Ein halbes Jahrhundert später, im Schuljahr 1913/14, zählten die österreichischen Gymnasien etwa 103.000 Schüler, von denen nach der Muttersprache 36,9 % Deutsche, 26,8 % Polen, 17,5 % Tschechen, 8,9 % Ruthenen (Ukrainer), 3,6 % Slowenen, 3,3 % Italiener, 1,6 % Serbo-Kroaten und 1,3 % Rumänen waren.³ Die Gründung des ersten Gymnasiums in der Bukowina lag zu diesem Zeitpunkt bereits über ein Jahrhundert zurück.

Staatsgymnasium in Czernowitz

1808 entstand in der Bukowina das erste Gymnasium. Sein Lehrplan legte einen Schwerpunkt auf lateinische Sprache und Literatur, ab dem dritten Jahrgang gehörte auch Altgriechisch dazu. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stammte der überwiegende Teil der Lehrkräfte dieses deutschen Czernowitzer Gymnasiums aus Galizien. Obwohl fast ein Drittel der Gymnasiasten Rumänen waren, unterrichteten höchstens zwei rumänische Lehrer mit griechisch-orientalischer Konfession. 1849 wurde das Gymnasium in ein achsstufiges Obergymnasium umgewandelt und der Philologe Aron Pumnul als Lehrer für rumänische Sprache und Literatur eingestellt. Er konzentrierte sich in seiner

1 Hannelore Burger: Sprachenrecht und Sprachgerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen 1867–1918. Wien 1995, S. 256.

2 Gustav Adolf Schimmer: Statistik der Lehranstalten des österreichischen Kaiserstaates für die Studienjahre 1851–1857 (II. Abt. Gymnasien und andere Mittelschulen). Wien 1858 (Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, 7, 4), S. 32–47.

3 Burger: Sprachenrecht, S. 258.

Tätigkeit an dieser Schule im Wesentlichen auf zwei Schwerpunkte: Einerseits legte er großen Wert auf die Erziehung und Ausbildung der Schüler in rumänischer Sprache und Literatur. Andererseits war er auch mit der Erstellung und Evaluation der dafür notwendigen Handbücher betraut. Seit 1858 konnten die rumänischen Schüler auf eine eigene Bibliothek mit fast 900 Büchern und Zeitschriften zumeist in rumänischer Sprache zurückgreifen.⁴ Unter der Direktion von Stefan Wolf prosperierte die Schule dann zwischen 1859 und 1887. Wolf folgten als Schulleiter Christoph Würfl (1887–1892), Karl Tumlirz (1892–1894), Heinrich Klauser (1895–1909) und Karl Wolf (1909–1918).⁵ Bis 1914 waren in diesem Gymnasium insgesamt 299 Lehrer tätig. Die Grenzen zu universitären Kräften waren fließend und die Lehrkräfte kamen auch aus den Bereichen von Kultur und Wissenschaft. Am Czernowitzer Obergymnasium unterrichteten auch mehrere rumänische Professoren Rumänisch und orthodoxe Religion, aber auch Geschichte, Geographie und Latein. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Schüler an diesem Gymnasium erheblich zu, das trotz der deutschen Unterrichtssprache auch von Schülern anderer Nationalitäten und Konfessionen besucht wurde. Um 1900 gab es fast 1.000 Schüler, mehrheitlich deutschsprachig mit mosaischer Konfession. 1898/99 wurde im Staatsgymnasium die erste rumänische Parallelklasse eingerichtet (im Schuljahr 1900/01 bestanden bereits drei rumänische Parallelgruppen). Ein ministerieller Beschluss vom 1. April 1901 sah dann die Gründung einer deutsch-rumänischen Abteilung in Czernowitz vor, die zwischen 1901 und 1906 am I. Staatsgymnasium bestand. Dennoch verringerte sich dann die Zahl der rumänischen und ukrainischen Schüler, da in Czernowitz zwei neue Gymnasien mit (teilweise) Unterricht in rumänischer und ukrainischer Sprache gegründet worden waren. Das I. Staatsgymnasium entwickelte sich zur bedeutendsten Mittelschule des gesamten Kronlandes: Von 1808 bis 1908 besuchten 11.191 Schüler diese Einrichtung, wovon 3.824 (etwa 34 %) die Matura erfolgreich ablegen konnten. In der Periode 1849/50 bis 1907/08 bestanden 2.536 Absolventen die Maturitätsprüfung, von denen anschließend 40 % Jura, 18 % Medizin, 15 % Theologie, 14 % Philosophie und 4 % technische Fächer studierten.⁶

4 Dimitrie Vatamaniuc: Intelectualii bucovineni, Eminescu și biblioteca gimnaziștilor români din Cernăuți [Intellektuelle Bukowiner, Eminescu und die Bibliothek des rumänischen Gymnasiums in Czernowitz]. In: *Analele Bucovinei* 4 (1997), H. 2, S. 327–344, hier: 332.

5 Erich Prokopowitsch: Die Entwicklung des Schulwesens in der Bukowina. In: Franz Lang (Hg.): *Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina*. München 1961 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerkes, 16), S. 284.

6 Vladimir Trebici: Liceul „Aron Pumnul“ din Cernăuți (1918–1940 și 1941–1944) [Das Lyzeum „Aron Pumnul in Czernowitz (1918–1940 und 1941–1944)]. In: *Almanahul Societă-*

Nach der Eingliederung der Bukowina in Rumänien 1918/19 wurde das gymnasiale Schulwesen in Czernowitz modifiziert und Rumänen, Deutsche, Juden, Ukrainer und Polen erhielten nationale Lyzeen. Das I. Staatsgymnasium wurde geteilt und der Unterricht für Juden und Deutsche in selbständigen Lyzeen fortgesetzt. 1919 wurde im Gebäude des nunmehr ehemaligen I. Staatsgymnasiums das Lyzeum „Aron Pumnul“ mit rumänischer Unterrichtssprache eröffnet.

Gymnasium in Suczawa

Erst 1860 war in der Bukowina ein zweites (orthodoxes) Gymnasium – in Suczawa (rum. Suceava) – eröffnet worden, das aber bereits ab dem Schuljahr 1865/66 acht Klassenstufen umfasste. Die ersten beiden Direktoren waren Josef Marek (1860–1870) und Johann Limberger (1870–1883), anschließend leiteten ausschließlich Rumänen dieses Gymnasium: Ștefan Dracinski (1884–1895), Ștefan Repta (1895–1906), Constantin Cosovici (1907–1910) und Constantin Procopovici (1910–1918)⁷ – eine Entwicklung, die sich auch bei den Lehrkräften widerspiegelte. Während im Schuljahr 1870/71 nur zwei Rumänen unter den 15 Lehrern waren, kehrte sich das Verhältnis im Schuljahr 1883/84 mit 14 rumänischen Lehrern und drei anderer Nationalitäten nahezu um.⁸ Dank der Bemühungen des Lehrkörpers konnten zwischen 1881 und 1884 rumänische Klassen in der Unterstufe und zwischen 1902 und 1905 auch in den Klassen 5 bis 8 der Oberstufe eingeführt werden. Bis 1918 lehrten hier insgesamt 173 Lehrer, darunter mehr als die Hälfte rumänischer Nationalität.⁹

Deutschsprachiges Gymnasium in Radautz und Franz-Joseph-Gymnasium in Sereth

In Radautz (rum. Rădăuți) nahm 1872 ein deutschsprachiges Gymnasium den Schulbetrieb auf. Während der ersten Jahre fungierte diese Einrichtung als Realmittelschule. Ab dem Schuljahr 1878/79 wurde es in ein klassisches Gymnasium umgewandelt. Das Gymnasium von Radautz hatte bis 1914 drei Direktoren: Ernst Rudolf Neubauer (1872–1883), Heinrich Klauser (1883–1895)

ții pentru Cultura românească „Mihai Eminescu“ din Cernăuți [Almanach der Gesellschaft für rumänische Kultur „Mihai Eminescu“ in Czernowitz]. București 1993, S. 26.

7 Eusebie Popovici: *Din istoricul Liceului Ștefan cel Mare din Suceava 1860–1935* [Zur Geschichte des Lyzeums Ștefan der Große in Suczawa 1860–1935]. Suceava 1935, S. 128.

8 Ebenda, S. 35.

9 Ligia-Maria Fodor: *Învățământul multinațional secundar în Ducatul Bucovinei (1861–1918). Gimnaziul Superior Greco-Oriental din Suceava* [Multinationale Sekundarbildung im Herzogtum Bukowina (1861–1918). Das griechisch-orientalische Obergymnasium in Suczawa]. In: *Analele Bucovinei* 17 (2010), H. 1, S. 92–96.

und Gabriel von Mor (1895–1914). Die meisten Lehrer waren deutschsprachig und stammten aus verschiedenen Kronländern. Zwischen 1872 und 1897 kamen von den 45 Lehrkräften nur 14 aus der Bukowina.¹⁰ Bis 1914 waren hier überwiegend Lehrer deutscher Nationalität angestellt, während rumänische Lehrer in der Regel nur rumänische Sprache und orthodoxe Religion unterrichteten. Obwohl dieses Gymnasium in einem Teil der Bukowina lag, der hauptsächlich von Rumänen bewohnt wurde, besuchten es pro Jahr nur 50 bis 60 rumänische Schüler (nur zwischen 1895 und 1901 waren es bis zu 80 Schüler rumänischer Nationalität). Bis 1914 waren am Radautzer Gymnasium insgesamt 12.676 Schüler eingeschrieben (pro Jahr ca. 300), die sich auf die Ethnien wie folgt verteilten: 5.445 (43 %) Juden, 3.783 (29,8 %) Deutsche, 2.234 (17,6 %) Rumänen, 704 (5,5 %) Polen und 438 (3,5 %) Ruthenen.¹¹ Bis 1910 wurden rumänische Schüler des Radautzer Gymnasiums in allen Fächern – außer Muttersprache und orthodoxe Religion – auf Deutsch unterrichtet. Erst ab dem Schuljahr 1910/11 kam es zur Einführung von Parallelklassen mit deutscher und rumänischer Unterrichtssprache. Die rumänischen Klassen leitete Leonida Bodnărescul, ihm folgte Emanoil Isopescul.

Am 9. September 1899 wurde das deutschsprachige Franz-Joseph-Gymnasium in Sereth (rum. Siret) eröffnet. Bis 1919 waren hier 71 Lehrer und sechs Direktoren tätig – Anton Paul (1899–1910), Josef Jenko (1910–1911), Hermann Rump (1912–1914), Michael Babor (1914–1915), Romuald Wurzer (1915–1916) und wieder Babor (bis 1921).¹² Am Vorabend des Ersten Weltkrieges forderten Rumänen und Ukrainer noch die Einrichtung rumänischer bzw. ukrainischer Parallelabteilungen, was jedoch nicht mehr realisiert werden konnte.

Deutsch-rumänische Gymnasien: III. Staatsgymnasium in Czernowitz und Staatsgymnasium in Kimpolung

Am 29. April 1906 wurde im Anschluss an eine kaiserliche Verordnung die deutsch-rumänische Abteilung (siehe I. Staatsgymnasium) in das III. Czernowitzer Staatsgymnasium umgewandelt. Ab dem Schuljahr 1909/10 war das III. Staatsgymnasium dann eine vollständige Schule mit acht deutschen und

10 Gabriel Mor: Geschichte der Gründung und Erweiterung des k. k. Gymnasiums in Radautz. In: 17. Jahresbericht des k.k. Staats-Ober-Gymnasiums in Radautz über das 25. Schuljahr 1896–1897. Radautz 1897, S. 56–64.

11 Emanoil Isopescu: Anuarul I al Liceului de Stat Eudoxiu Hurmuzachi din Rădăuți pe anul școlar 1921–1922 [Erstes Jahrbuch der Staatlichen Realschule Eudoxiu Hurmuzachi in Radautz für das Schuljahr 1921–1922]. Cernăuți 1923, S. 72f.

12 Franz Pieszczocho: Din istoria Liceului „Lațcu Vodă“ din Siret [Zur Geschichte des Lizeums „Lațcu Vodă“ in Sereth]. Siret 2005, S. 141.

acht deutsch-rumänischen Klassen. 1913/14 unterrichteten an der Schule 20 Lehrer (darunter zehn Rumänen) und als Direktor amtierte Teodor Bujor.¹³ Zum Einzugsgebiet des III. Staatsgymnasiums zählten nicht nur die städtischen Rumänen, sondern das gesamte Umland. 1913 wurden 406 rumänische Schüler unterrichtet, darunter waren auch 29 Schüler aus den ukrainischen Orten in der nördlichen Bukowina, da es dort nur ukrainische Volksschulen gab.¹⁴ Nach 1918 wurde das III. Staatsgymnasium in das Lyzeum „Aron Pumnul“ umbenannt, das sich zum wichtigsten Lyzeum in Czernowitz entwickeln sollte.

Seit 1907 bestand auch in Kimpolung (rum. Câmpulung) in der südlichen Bukowina ein zweisprachiges, staatliches Gymnasium unter der Direktion von Daniel Verenca (bis 1914). Im Schuljahr 1912/13 gab es bereits sechs deutsch-rumänische Klassen mit 245 Schülern. 70 % der Schüler waren orthodoxe Rumänen, 30 % Deutsche und Juden.¹⁵ Die Curricula und der Aufbau des Gymnasiums orientierten sich am Schulprogramm der deutsch-rumänischen Klassen des III. Staatsgymnasiums in Czernowitz. Fast alle Professoren und Lehrer dieses Gymnasiums waren Rumänen. Latein, Mathematik und orthodoxe Religion wurden auf Rumänisch unterrichtet, alle anderen Fächer auf Deutsch.

Gymnasien mit ukrainischer Unterrichtssprache

Um die Jahrhundertwende entstanden weitere Knabengymnasien, in denen zum Teil auf Ukrainisch unterrichtet wurde. Ab 1896/97 bestand mit dem II. Staatsgymnasium eine deutsch-ruthenische Schule in Czernowitz. Wie an den deutsch-rumänischen Gymnasien bereits üblich, gab es auch an dieser Mittelschule jeweils deutsche und deutsch-ruthenische Parallelklassen, in denen einige Fächer auf Ukrainisch und die übrigen auf Deutsch angeboten wurden. Das II. Staatsgymnasium – unter der Direktion von Kornel Kozak – entwickelte sich für viele junge Ukrainer aus dem Kronland, aber auch aus dem benachbarten Galizien, zur wichtigsten Mittelschule der Region.

1904 kam ein zweites deutsch-ruthenisches Gymnasium in Kotzman (ukr. Kicman') in der nördlichen Bukowina hinzu. Die überwiegende Mehrheit der Schüler dieses Gymnasiums waren Ukrainer mit größtenteils griechisch-

13 Rudolf Wagner: Das multinationale österreichische Schulwesen in der Bukowina. Bd. 2. München 1985, S. 97f.

14 George Tofan: În ce măsură alimentează satele noastre școlile secundare din țară [In welchem Ausmaß versorgen unsere Dörfer die Sekundarschulen im Land]. In: *Școala* (1913), H. 7–8, S. 176–189, hier: S. 181.

15 K.K. Statistische Zentralkommission (Hg.): Österreichische Statistik, Neue Folge. Bd. 14.3: Statistik der Unterrichtsanstalten in Österreich für das Jahr 1912/1913. Wien 1917, S. 74f.

katholischer Konfession. Der 25-köpfige Lehrkörper setzte sich wie folgt zusammen: 14 Lehrer stammten aus Galizien, elf aus der Bukowina.¹⁶

Auch in den letzten Jahren der Habsburgermonarchie hielt die Konjunktur ukrainischer Gymnasien in der nördlichen Bukowina an. Nach einem ministeriellen Erlass vom 1. September 1908 wurde in Wischnitz, an der Grenze zu Galizien, ein weiteres staatliches Gymnasium eröffnet. Mehr als die Hälfte der Schüler und Lehrer dieser Schule kamen aus Galizien. Zwei Jahre vor Kriegsbeginn wurde dann noch das private Realgymnasium mit ukrainischer Unterrichtssprache in Waschkoutz gegründet. Die Schulbehörden der Bukowina verfolgten eine ausgleichende Strategie und wollten ein Gleichgewicht zwischen Rumänen und Ukrainern im Unterrichtswesen wahren. Sobald ein Gymnasium mit teilweise rumänischer Unterrichtssprache eröffnet worden war, erfolgte nach kurzer Zeit auch die Gründung eines Gymnasiums mit Unterricht auf Ukrainisch.

Gymnasien in der Bukowina am Vorabend des Ersten Weltkrieges

Am Vorabend des Weltkrieges gab es in der Bukowina vier deutsche, vier deutsch-rumänische (Czernowitz, Suczawa, Radautz und Kimpolung), zwei deutsch-ukrainische (Czernowitz und Kotzman) und zwei ukrainische Gymnasien (Wischnitz und Waschkoutz). Dazu kam ab dem Schuljahr 1911/12 auch ein Gymnasium in Czernowitz, in denen Schüler zum Teil auf Polnisch unterrichtet wurden. 1913/14 bestanden in der Bukowina 13 Knabengymnasien mit insgesamt 6.108 Schülern. Darunter waren 3.136 (51,3 %) deutschsprachig, 1.393 (22,8 %) ukrainischsprachig, 1.268 (20,8 %) rumänischsprachig, 292 (4,8 %) polnischsprachig und 19 Schüler hatten andere Nationalitäten. Nach der Religion verteilten sich die Schüler wie folgt: mosaischer Glaube (2.422 bzw. 39,6 %), griechisch-orthodox (2.107 bzw. 34,5 %), römisch-katholisch (815 bzw. 13,3 %), uniert (griechisch-katholisch, 510 bzw. 8,3 %) und protestantisch (218 bzw. 3,6 %).¹⁷

Obwohl Deutsch die Leitsprache an den Knabengymnasien war, lernte die überwiegende Mehrheit der rumänischen und ukrainischen Schüler in Klassen oder Parallelabteilungen, in denen fast alle Schüler und Lehrer Rumänen bzw. Ukrainer waren. 1912/13 gab es in den vier deutsch-rumänischen Gymnasien der Bukowina 25 rumänische oder deutsch-rumänische Parallelklassen, in denen 1.209 Schüler unterrichtet wurden, darunter 1.126 (93,1 %) Rumänen,

16 Galina Czeban, Elmar Lechner (Hgg.): *Deutschsprachige Quellen zur Geschichte des Bildungswesens der Bukowina um 1900*. Klagenfurt 1994, S. 64f.

17 Statistische Zentralkommission (Hg.): *Österreichische Statistik. Neue Folge*. Bd. 17.3: *Statistik der Unterrichtsanstalten in Österreich für das Jahr 1913/1914*. Wien 1919, S. 50–52.

69 Deutsche und Juden, 5 Ruthenen und 3 Polen. Die Ukrainer verfügten zu diesem Zeitpunkt über 22 ruthenische oder deutsch-ruthenische Klassen in vier Gymnasien, die von 1.482 Schülern besucht wurden – 1.411 (95,2 %) Ukrainer, 48 Deutsche, 21 Polen und zwei andere.¹⁸

Realschulen

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es im Habsburgerreich kaum Mittelschulen mit Realschulprofil. Nach der Revolution von 1848 sollte sich dies ändern und es entstanden zahlreiche Realschulen. 1851 wurde das Statut, das den Aufbau und das Schulprogramm dieser Anstalten regelte, genehmigt. In der Habsburgermonarchie bestanden zum damaligen Zeitpunkt 38 Realschulen mit 4.251 Schülern (1.685 Deutsche, 1.669 Slawen verschiedener Nationalitäten, 297 Juden, 292 Ungarn, 236 Italiener).¹⁹ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl der Realschulen und der Schüler enorm an. Bis 1914 gab es 148 Realschulen, darunter 83 in deutscher, 43 in tschechischer, 14 in polnischer und sechs in italienischer Sprache. Im letzten Schuljahr vor dem Krieg wurden an diesen Schulen 47.730 Schüler unterrichtet, die überwiegend deutsch- und tschechischsprachig waren (52,3 % bzw. 31,7 %).²⁰

Noch während der Revolution von 1848 forderten Vertreter der Bukowiner Rumänen eine Realschule in Czernowitz, die jedoch erst 15 Jahre später und nach langen Verhandlungen eröffnet werden konnte. 1863 wurde die griechisch-orientalische Oberrealschule mit vier Klassen eingerichtet. Laut Reichsgesetz vom 19. September 1868 umfasste die Oberrealschule sieben Klassenstufen. Obwohl die Schule vom griechisch-orientalischen Religionsfonds der Bukowina unterhalten wurde, war Deutsch Unterrichtssprache. Daher waren auch die meisten Lehrer und Schüler deutschsprachig. Zwischen 1863 und 1888 wurden insgesamt 5.773 Deutsche und Juden, 2.064 Polen, 683 Rumänen, 488 Ukrainer sowie andere kleinere ethnische Gruppen an dieser Schule unterrichtet.²¹ Der erste Direktor war Hermann Tausch, ihm folgten Wenzel Korn und der Rumäne Constantin Mandicevski (1896–1918). 1914 unterrichteten hier 22 Lehrer, 18 davon stammten aus verschiedenen Ortschaften der Bukowina, darunter waren zwölf Rumänen.

¹⁸ Österreichische Statistik, Bd. 14.3, S. 74f.

¹⁹ Direktion der administrativen Statistik im k. k. Handelsministerium (Hg.): Die höheren Lehranstalten und Mittelschulen der österreichischen Monarchie im Studienjahre 1851. Wien 1852 (Mitteilungen aus dem Gebiete der Statistik 1, H. 4), S. 197.

²⁰ Burger: Sprachenrecht, S. 252.

²¹ Constantin Morariu: *Părți alese din istoria românilor bucovineni* [Ausgewählte Episoden aus der Geschichte der Rumänen in der Bukowina]. Cernăuți 1893, S. 136.

Neben diesem Oberrealgymnasium gab es unter der österreichischen Herrschaft nur noch wenige weitere Einrichtungen mit Realschulprofil in der Bukowina. Ein Untergymnasium in Radautz wurde von 1872 bis 1878 als eine Real-Mittelschule geführt. Zwischen 1873 und 1889 bestand auch in Sereth eine Unterrealschule mit 26 Lehrern und 175 Absolventen unter der Direktion von Titus Alth (1873–1880), Michael Godlowski (1880–1881) und Rudolf Junowicz (1881–1889).²² In Gurahumora (rum. Gura Humorului) wurde 1908 ein staatliches Gymnasium mit Realprofil eröffnet. In den letzten Jahren der Monarchie kamen dazu noch einige private Realgymnasien in Storozynetz, Waschkoutz und Czernowitz hinzu. Das 1906 eröffnete private Realgymnasium in Storozynetz mit deutscher Unterrichtssprache wurde von der jüdischen Gemeinde unterhalten. Daher lernten die Schüler auch sechs Stunden Hebräisch pro Woche. Im Czernowitzer deutsch-polnischen Realgymnasium, gegründet 1911, gab es fast nur polnische Schüler und es wurden mehrere Fächer auf Polnisch angeboten. 1912 wurde noch das erwähnte Privatgymnasium mit Realschulprofil und ukrainischer Unterrichtssprache in Waschkoutz eröffnet. In allen Realgymnasien der Bukowina umfasste das Schulprogramm nur wenige Stunden für Latein, und anstelle von Griechisch wurde eine moderne Fremdsprache unterrichtet (Englisch oder Französisch). Am 31. Juli 1911 wurde eine kaiserliche Verordnung zur Errichtung einer staatlichen Realschule in Czernowitz erlassen, die bereits im September 1911 mit deutscher Unterrichtssprache ihren Betrieb aufnehmen konnte. Die Eröffnung dieser Realschule hatte zur Folge, dass sich der Nationalisierungsprozess in der griechisch-orthodoxen Oberrealschule von Czernowitz verstärkte und dort die Zahl der Schüler rumänischer Nationalität bis zum Ersten Weltkrieg stark zunahm.

Trotz ihrer eher geringen Zahl haben auch die Realschulen der Bukowina zur Entwicklung des Mittelschulwesens beigetragen. Doch da die Bukowina überwiegend agrarisch strukturiert war, erreichte das Realschulwesen hier nicht die Bedeutung wie in anderen Ländern der österreichischen Reichshälfte. Auch stellte die ausschließlich deutschsprachige Ausbildung an den Realschulen eine Hürde für rumänische und ukrainische Schüler dar.

Mädchenlyzeen

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden in den wichtigsten Städten der Monarchie auch Mädchenlyzeen. Am 11. Dezember 1900 genehmigte ein ministerieller Erlass Statut und Schulprogramm für Mädchenlyzeen in der

²² Pieszczoż: Liceului „Lațcu Vodă“, S. 13f.

Monarchie. Sie sollten sechs Klassen umfassen und die Absolventinnen die Reifeprüfungen ablegen können. Die Unterrichtspläne richteten sich an diesen Lyzeen mehr nach den Curricula der Realschulen, wobei ein Schwerpunkt moderne Sprachen (Französisch und Englisch) waren. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stieg die Anzahl der Mädchenlyzeen rasant an. Gab es 1901 in den österreichischen Ländern der Monarchie nur neun Lyzeen mit 1.700 Schülerinnen, so waren es zu Beginn des Schuljahres 1911/12 bereit 66 Schulen mit 11.286 Schülerinnen.²³

Die Geschichte der Mädchenschulen in der Bukowina geht jedoch weiter zurück. 1871 wurde in Czernowitz eine höhere Töchterschule eröffnet, die bis 1898 die wichtigste Unterrichtsanstalt für Mädchen in der Bukowina war. Am 14. April 1898 beschloss der Czernowitzer Gemeinderat die Umwandlung der höheren Töchterschule in ein Mädchenlyzeum mit sechs Klassen, das im September 1898 seine Arbeit aufnahm. Durch eine Ministerialverordnung vom 6. April 1902 erhielt das städtische Mädchenlyzeum von Czernowitz das Recht, Reifezeugnisse für seine Absolventinnen auszustellen. Im Schuljahr 1912/13 wurde am städtischen Mädchenlyzeum eine real-reformierte Fortbildungsschule mit zwei Klassen eingerichtet. Diese Fortbildungsschule, an der Josef Frank mehr als zwanzig Jahre als Direktor tätig war, sollte es den Absolventinnen des Lyzeums ermöglichen, sich an einer Hochschule einzuschreiben. Bis zum Ende der Habsburgermonarchie wuchs die Zahl der Schülerinnen am städtischen Lyzeum stetig an (1910 waren es bereits 500 Schülerinnen). Im Lyzeum wurde auf Deutsch unterrichtet, die meisten Schülerinnen waren deutsch oder jüdisch, es gab aber auch polnische, rumänische und ukrainische Absolventinnen.

Der Bedarf nach weiteren Unterrichtsanstalten für Mädchen wuchs in Czernowitz nach der Jahrhundertwende. 1902 wurde eine orthodoxe Höhere Mädchenschule eröffnet. Die Unterstufe umfasste fünf Klassen in zwei Abteilungen, eine rumänische und eine ruthenische, in denen der Unterricht in diesen beiden Sprachen stattfand. In der Oberstufe gab es drei Klassen und die meisten Fächer wurden auf Deutsch unterrichtet, außer Geschichte, Musik, Religion und nationale Sprachen. Am 23. September 1908 forderte die Lehrerschaft dieser Schule die Umwandlung in ein Lyzeum. Obwohl sie bereits zu diesem Zeitpunkt alle Bedingungen für ein Lyzeum erfüllte und die Kosten vom orthodoxen Religionsfonds getragen werden sollten, kam es erst 1912 unter der Direktorin Ștefania Jemna zur Umstrukturierung in ein orthodoxes

23 Anuarul Liceului de fete al Statului din Rădăuți pe anii școlari 1919–1923. Publicat de Maximilian Ianovici, directorul liceului [Jahrbuch des staatlichen Mädchenlyzeums in Radautz für die Schuljahre 1919–1923. Herausgegeben von Maximilian Ianovici, Schulleiter]. Cernăuți 1924, S. 5.

Mädchenlyzeum. Im Schuljahr 1912/13 waren alle 148 Schülerinnen orthodox und rumänisch oder ukrainisch (111 Rumäninnen und 37 Ukrainerinnen),²⁴ dennoch blieb Deutsch Unterrichtssprache. Auf Rumänisch oder Ukrainisch wurden nur Geschichte und Religion unterrichtet.

1910 nahm in Czernowitz noch ein privates Mädchenlyzeum die Unterrichtstätigkeit auf, das sich aber mit seinem Schulprogramm eher an den klassischen Gymnasien für Knaben orientierte. Daher wurde diese Mittelschule offiziell als privates Mädchengymnasium geführt. Kurz nach der Jahrhundertwende entstand auch im Umland ein Mädchenlyzeum. Im Unterschied zur Czernowitzer Einrichtung unterrichteten am Mädchenlyzeum in Suczawa überwiegend rumänische Lehrer. Das Mädchenlyzeum stand unter der Leitung von Samuel Isopescul (1904–1911) und Eusebie Popovici (1911–1918), beide waren auch als Lehrer am orthodoxen Obergymnasium in Suczawa tätig. 1912/13 nahmen 380 Schülerinnen am Unterricht teil, darunter waren 217 (57,1 %) deutsch- und 147 (38,7 %) rumänischsprachig.²⁵

Am 1. Oktober 1905 errichtete man in Radautz ein privates Mädchenlyzeum, das in den ersten Jahren von den Schwestern Karoline und Natalie Brichze gefördert wurde und unter der Leitung des Direktors Valeriu Serfas stand. Bis 1909 war die Schule eine Privatanstalt, ehe sie dann unter staatlicher Obhut stand und als städtisches Mädchenlyzeum geführt wurde. Mehr als 80 % der Schülerinnen dieses Lyzeums waren deutsch bzw. jüdisch, Rumäninnen machten ca. 14 % der Schülerzahl aus.²⁶ 1907 entstand ein privates Mädchenlyzeum in Sereth, das jedoch von den städtischen Behörden nicht übernommen wurde und als privates Lyzeum unter der Direktion von Markus Wolfram (1908–1910) und Sigmund Katz (1910–1913) mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und am 22. September 1913 geschlossen werden musste. 1910 wurde ein privates Mädchenlyzeum in Gurahumora errichtet, das später unter städtische Verwaltung kam, und 1912 wurde dann ebenfalls ein privates Mädchenlyzeum in Kimpolung eröffnet, dessen Schulprogramm sich von anderen Mädchenlyzeen unterschied, da Deutsch und Rumänisch obligatorische Unterrichtsfächer waren, nicht jedoch Französisch oder Englisch. Als Direktor amtierte Modest Sorocean.

Im Schuljahr 1913/14 gab es in der Bukowina sechs Mädchenlyzeen, 147 Lehrkräfte und 1.388 Schülerinnen. Die Mehrzahl der Mädchen dieser Mittel-

²⁴ Österreichische Statistik, Band 14.3, S. 114f.

²⁵ V. Jahresbericht des öffentlichen städtischen Mädchenlyzeums in Suczawa. Hrsg. von der Direktion am Schlusse des Schuljahres 1912–1913. Suczawa 1913, S. 36f.

²⁶ K. K. Statistische Zentralkommission (Hg.): Österreichische Statistik. Neue Folge. Bd. 11.3: Statistik der Unterrichtsanstalten in Österreich für das Jahr 1911/1912. Wien 1915, S. 106f.

schulen waren deutschsprachig (953), gefolgt von rumänisch- (308), ukrainisch- (51) und polnischsprachigen Schülerinnen (48). Die meisten Schülerinnen waren mosaich (707), orthodox (359) und römisch-katholisch (221), gefolgt von protestantisch (54) und griechisch-katholisch (15).²⁷ Im Vergleich zu den Knabengymnasien, in denen die Nationalisierungsprozesse im Unterrichtswesen längst begonnen hatten und die meisten rumänischen und ukrainischen Schüler in nationalen Klassen oder Abteilungen lernten, wurde in den Mädchenlyzeen ausschließlich auf Deutsch unterrichtet und Rumänisch oder Ukrainisch nur für Schülerinnen der betreffenden Nationalität gelehrt. Der Unterricht war auch im orthodoxen Mädchenlyzeum von Czernowitz nur teilweise nationalisiert. Darüber hinaus wurden fast alle Knabengymnasien vom Staat unterstützt, während die Mädchenlyzeen zumeist private oder städtische Träger hatten.

Gewerbeschulen

An der Wende zum 20. Jahrhundert entwickelte sich in der Bukowina auch allmählich der berufsorientierte Unterricht. Die Zahl der Gewerbeschulen war jedoch im Vergleich zu den westlichen Kronländern sehr klein. An der Staats-Gewerbeschule in Czernowitz, die als bedeutendste Berufsschule der Bukowina galt, waren die Handelsschule und die Werkmeisterschule für das Baugewerbe die beiden wichtigsten Abteilungen. Der Unterricht fand ausschließlich auf Deutsch statt, so dass auch die überwiegende Mehrheit der Schüler Deutsche und Juden waren. Zwischen 1876 und 1914 absolvierten 1.734 Schüler die Staats-Gewerbeschule (darunter 1.078 Absolventen der Handelsschule, 576 der Werkmeisterschule und 80 der Fachschule für Bau- und Möbeltischlerei). 1.225 (70,6 %) der Absolventen waren Juden, 261 (15,1 %) Deutsche, 123 (7,1 %) Polen, 65 (3,7 %) Ruthenen, 49 (2,8 %) Rumänen und 11 gehörten anderen Ethnien an.²⁸

Für die Rumänen in der Bukowina war jedoch die Fachschule für Holzverarbeitung in Kimpolung die wichtigste Gewerbeschule in der Region. Da auf Rumänisch unterrichtet werden konnte, zog die Schule viele Schüler aus den rumänischen Dörfern in der südlichen Bukowina an. 1909/10 besuchten 119 Rumänen und 68 deutschsprachige Schüler diese Fachschule.²⁹

²⁷ Österreichische Statistik, Bd. 17.3, S. 60f.

²⁸ Traian Procopovici: Școala de Conducători de Lucrări Publice, Cernăuți 1873–1923. Istoricul scris cu jubileul ei de 50 ani [Schule für Leiter im öffentlichen Dienst, Czernowitz 1873–1923. Historischer Abriss anlässlich des 50-jährigen Jubiläums]. Cernăuți 1924, S. 131–134.

²⁹ Școala specială i.r. pentru lucrarea lemnului în Câmpulung. Raportul pentru anul școlar 1909–1910 [Fachschule für Holzverarbeitung in Kimpolung. Bericht für das Schuljahr 1909–1910]. Câmpulung 1910, S. 9f.

Obwohl die Bukowina ein Agrarland war, gab es nur eine landwirtschaftliche Mittelschule in Czernowitz (mit deutscher Unterrichtssprache), die sogar 1908 aufgrund zu geringer Nachfrage geschlossen werden musste. Am Vorabend des Krieges hatte die Bukowina nur zwei untere landwirtschaftliche Schulen (in Radautz und Kotzman), sowie drei grundständige landwirtschaftliche Schulen (mit Unterricht in den Wintermonaten), die aber nur von sehr wenigen Schülern besucht wurden.

Weitaus häufiger und besser besucht waren die gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen, die an den Gewerbeschulen oder in den Gymnasien meistens am Abend oder während der Schließzeiten organisiert wurden. An diesen Kursen nahmen sowohl junge Schüler teil, als auch Arbeiter, Kaufleute und Handwerker, die ihre theoretischen und praktischen Kenntnisse erweitern wollten. In den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg gab es diese Fortbildungsschulen in allen Städten und kleineren Ortschaften der Bukowina. Die Schülerzahl stieg ständig und um 1910 waren es bereits mehr als 1.000. Da auch an diesen Fortbildungsschulen der Unterricht fast ausschließlich auf Deutsch stattfand, besuchten nur wenige Rumänen und Ukrainer die Kurse. Die meisten Schüler waren deutschsprachig und mosaisch bzw. römisch-katholisch. Im Schuljahr 1912/13 wurden an den zwölf Fortbildungsschulen der Bukowina 1.535 Schüler unterrichtet. Nach der Muttersprache waren 1.093 deutsch-, 163 rumänisch-, 153 polnisch- und 118 ukrainischsprachig.³⁰

Lehrerbildungsanstalten

Eines der Hauptanliegen der Schulbehörden der Bukowina war die Ausbildung von qualifizierten Lehrern. Bereits kurz nach der Revolution von 1848 wurde auf Initiative der Bukowiner Rumänen in Czernowitz eine orthodoxe Präparandie (untere Stufe der Volksschullehrerausbildung) verwirklicht. Durch die 1869 im Reichsgesetz festgelegte Neugestaltung des Unterrichtswesens änderte sich auch die Lehrerausbildung. Am 1. Oktober 1870 begann in Czernowitz die Lehrerbildungsanstalt mit ihrer Arbeit, im Herbst 1872 folgte die Lehrerinnenbildungsanstalt. Beide bildeten eine gemeinsame Schulanstalt mit einem Direktor und einem gemeinsamen Lehrkörper, doch der Unterricht fand für Jungen und Mädchen in geteilten Klassen statt. Von 1870 bis 1895 waren an der Lehrerbildungsanstalt in zwei Übungsschulen und im Kindergarten insgesamt 108 Lehrkräfte tätig. Dimitrie Isopescul amtierte mehr als 30 Jahre lang als Direktor, ehe ihm Michael Kuschniriuk im Herbst

³⁰ Österreichische Statistik, Bd. 14,3, S. 290f.

1901 nachfolgte. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war Deutsch die Unterrichtssprache, doch wurden auch einige Fächer auf Rumänisch und Ukrainisch gelehrt. Im Zuge der Nationalisierung des Unterrichtswesens in den Volksschulen der Bukowina kam die Forderung auf, auch in der Lehrerbildungsanstalt sämtliche Fächer für rumänische und ukrainische Schüler in ihren Sprachen anzubieten, was teilweise realisiert wurde. 1909/10 wurde die Lehrerbildungsanstalt in drei nationale Abteilungen (deutsch, rumänisch und ukrainisch) getrennt, die jeweils von einem Koadjutor geleitet wurde, der aber dem Direktor unterstellt war. Die zukünftigen Lehrerinnen lernten jedoch weiterhin in deutscher Sprache, mit Ausnahme der Fächer Religion, Muttersprache und Werk Tätigkeiten, die auch auf Rumänisch bzw. Ukrainisch angeboten wurden. Nach 1910 wurden noch einige private Lehrerinnenbildungsanstalten in Czernowitz gegründet, darunter waren zwei deutsche und je eine rumänische und ukrainische.

Resümee

Um die Jahrhundertwende fand im Mittel- und Berufsschulwesen der Bukowina eine bedeutende Entwicklung statt. In dieser Zeit wurden mehrere Knabengymnasien und Mädchenlyzeen sowie einige Realschulen eröffnet. Obwohl die deutsche Sprache nach wie vor an den Mittelschulen der Bukowina dominierte, konnten sich Rumänen, Ukrainer und auch Polen einige neue Rechte im Unterrichtswesen erkämpfen. In mehreren Gymnasien der Bukowina wurden Parallelklassen mit anteiligem Unterricht auf Rumänisch und Ukrainisch eingerichtet. Im Schuljahr 1913/14 gab es in der Bukowina 13 Knabengymnasien, darunter waren sieben vollständig mit je acht Klassen und in vier weiteren Gymnasien bestanden bereits einige Oberklassen. Nach der Unterrichtssprache waren es vier deutsche, vier deutsch-rumänische, zwei deutsch-ukrainische, zwei ukrainische und ein deutsch-polnisches Gymnasium. Das Mittelschulwesen und das Netz höherer Lehranstalten umfasste am Ende der Habsburgermonarchie noch weitere Schulen in der Bukowina. Es gab zwei Realschulen, eine mittlere Gewerbeschule, einige städtische und private Mädchenlyzeen sowie zwei Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Es blieben jedoch noch einige ungelöste Probleme im Unterrichtswesen übrig. Trotz der erzielten Fortschritte vor 1914 blieb das Fehlen von rumänischen und ukrainischen Mittelschulen als ein Makel bestehen.

Zum Einfluss des Habsburger Bildungsideals auf rumänische Schulbücher und Sprache in Siebenbürgen und der Bukowina

ION LIHACIU UND ANA-MARIA MINUȚ

Rumänisch entstand als eigenständiges Idiom erst im 7. und 8. Jahrhundert und vertritt als einzige Sprache die östliche Latinität, worin sie sich von den anderen romanischen Sprachen unterscheidet. Dies ist insofern bemerkenswert, da das Rumänische gleich einer Insel nur von nicht verwandten Idiomen umgeben war: Türkisch, Ungarisch, Ukrainisch, Russisch, Serbisch und Bulgarisch. Rumänisch war isoliert von den anderen (süd)westlichen romanischen Sprachen und anderen Einflüssen unterworfen.¹ Romanisten stellen häufig fest, dass das Rumänische eine „natürlichere“ Entwicklung als die anderen romanischen Sprachen genommen habe, weil ihr linguistischer Wandel nicht so sehr vom immer präsenten lateinischen Modell oder den rigorosen grammatikalischen Normen beeinflusst worden sei.²

Über einen sehr langen Zeitraum existierte Rumänisch nicht in Texten, also in keiner schriftlichen Form, so dass die meisten rumänischen Gelehrten des frühen Mittelalters ihren Zugang zur Bildung über eine andere Sprache erhielten und sich auch schriftlich darin ausdrückten. In erster Linie war dies das Altslawische, das lange Zeit in weiten Teilen der rumänischen Provinzen

1 In der geläufigen Einteilung der romanischen Sprachen in zwei Gruppen – in die orientalische und okzidentalische Latinität – nimmt das Rumänische die äußerste Grenzposition der orientalischen Latinität ein. In Matteo Bartolis Abhandlung *Introduzione alla neolinguistica. Principi, scopi, metodi* [Einführung in die Neolinguistik. Grundsätze, Ziele, Methoden], 1925 in Genf erschienen, wird Rumänisch mit Spanisch und Portugiesisch in ein laterales Gebiet eingeteilt, dem ein zentrales und innovatives Gebiet gegenübergestellt wird. Klaus Bochmann hält dazu fest: „Zentrale Gebiete (aree centrali) der Romania sind innovativer als laterale Gebiete (aree laterali) bzw. gelangen Innovationen aus den zentralen Gebieten spät oder gar nicht bis in die lateralen.“ Klaus Bochmann: Matteo Bartoli in der Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft. In: Richard Baum, Klaus Böckle, Franz Hausmann, Franz Lebsanft (Hgg.): *Lingua et Traditio. Geschichte der Sprachwissenschaft und der neueren Philologien*. Tübingen 1994, S. 299–366, hier: S. 362.

2 Vortrag des Romanisten Michael Metzeltin im Rahmen einer Vorlesungsreihe im Studienjahr 2008–2009 an der Graduiertenschule der philologischen Fakultät der „Alexandru Ioan Cuza“ Universität Iași.

die Sprache der Verwaltung und der Hauptkirchen war. Als sich das Rumänische im 15. und 16. Jahrhundert zur Schriftsprache entwickelte, musste es sich standardisieren. Da es wegen seiner Isolierung keine anderen Entwicklungsmöglichkeiten hatte, sollte es sehr viel aus dem Altslawischen übernehmen, insbesondere was Wortentlehnungen und syntaktische Strukturen betrifft. Daher wird das Rumänische, als man es zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert zu standardisieren versucht, nicht dieselbe Richtung einschlagen wie die anderen romanischen Sprachen, die immer das Lateinische als Vorlage hatten. Verschiedene Sprachprozesse, die in den romanischen Sprachen vorkamen, sollten daher erst Jahrhunderte später auch im Rumänischen stattfinden.

Einige historische Daten und Fakten, die den Prozess der Modernisierung des Rumänischen beeinflussten, seien an dieser Stelle genannt: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestand ein relativ günstiges soziales und politisches Umfeld für die Sprache. Dieser Modernisierungsprozess des Rumänischen findet in einem Kontext statt, in dem zwei große rumänische Gebiete bestehen – unter österreichischer und osmanischer Verwaltung –, die sich erheblich voneinander unterschieden und sich doch gegenseitig beeinflussten.³ Transsilvanien (Siebenbürgen) war bereits 1699 Teil des Habsburgerreiches geworden; Anfang des 18. Jahrhunderts sollte das Banat Teil der österreichischen Monarchie werden und zwischen 1718 und 1739 gehörte auch die Kleine Walachei (Oltenien) zum Habsburgerreich. Die Bukowina wurde 1775 bzw. nach dem russisch-türkischen Krieg in die Monarchie eingegliedert. Was die anderen rumänischen Gebiete betrifft, so wurde von der osmanischen Pforte ebenfalls zu Beginn des 18. Jahrhunderts christlich-griechischen Familien aus dem Istanbuler Viertel Phanar (den sogenannten „Phanarioten“) die Verwaltung der rumänischen Vasallenfürstentümer Walachei und Moldau übertragen; ab 1828 stehen diese beiden Provinzen für zwei Jahrzehnte unter dem Protektorat Russlands. Aus diesen wechselvollen politischen und kulturellen Prozessen wird erkennbar, dass die natürliche Entwicklung des Rumänischen Brüchen ausgesetzt war. Je nach Provinz sollte die offizielle Sprache der Verwaltung oder die Bildungssprache in der Schule nicht immer Rumänisch sein, sondern auch Griechisch, Deutsch, Ungarisch oder Russisch. Noch dazu galt das Altslawische weiterhin und für lange Zeit als offizielle Sprache eines großen Teils der Kirche. Es verwundert daher nicht, dass die Moderni-

3 Ioan Oprea, Rodica Nagy: *Istoria limbii române literare. Epoca modernă* [Geschichte der rumänischen Standardsprache. Die moderne Epoche]. Suceava 2002, S. 65. Diesen beiden Räumen entsprechen auch die beiden in der Forschung anerkannten Hauptrichtungen der Modernisierung: zum einen die Richtung, die in erster Linie vom Lateinischen und erst danach von den romanischen Sprachen beeinflusst wurde, zum anderen diejenige, die sich zuerst am Französischen und danach am Italienischen und Lateinischen orientierte.

sierungsprozesse im Rumänischen erst weitaus später begannen und der Einfluss der umliegenden Sprachen sehr stark war. Erst durch die Auslandserfahrung einiger junger Gelehrter, die ihre Bildung an westlichen Schulen erwarben und mit neuen Ideen heimkehrten, sollte das Rumänische eine neue Entwicklungsphase erleben.

Die Zeitspanne, in der sich das Rumänische am stärksten modernisierte, begann um 1780 und dauerte fast ein Jahrhundert. Der Schwerpunkt lag zwischen 1780 und 1830, als sich eine kulturelle Gruppierung mit einer aufklärerisch-reformistischen Einstellung (auch im Bereich der Sprache) bildete und sich – wenn auch mit Schwierigkeiten – behaupten konnte. Diese „Școala Ardeleană“ [Siebenbürger Schule] setzte sich insbesondere für die Entwicklung in der Bildung, für nationales Bewusstsein, Antibalkanismus und -slawismus ein. Leitgedanke dieser Strömung war die Anpassung der rumänischen Kultur an westliche Standards und dieser Wandel sollte auch die Sprache betreffen. Die „Școala Ardeleană“ vertrat die Ansicht, dass Fortschritte im sozialen Bereich auch die Kultivierung und Bildung der Sprecher bedeuten und somit die Pflege und Modernisierung des Rumänischen. Die Periode 1780 bis 1830 war eine sehr wichtige Phase, nicht nur was die Bemühungen hinsichtlich der Modernisierung des Rumänischen betrifft, sondern auch die daraus resultierenden Auswirkungen.⁴ Dieser Zeitraum kann unter mehreren Gesichtspunkten untersucht werden: zum einen die neuen Ideen, Vorschläge und Ziele der Gelehrten, zum anderen aber auch dezidiert der sich vollziehende Sprachwandel.

Das Umfeld bot zu diesem Zeitpunkt gute Voraussetzungen für eine Modernisierung der Sprache. Es gab aufklärerische administrative Reformen und eine Neugestaltung des Bildungswesens, womit schon Jahre zuvor im Zentrum der Monarchie unter Maria Theresia begonnen worden war (und die unter Joseph II. fortgesetzt wurden). Darüber hinaus war es in Siebenbürgen und im Banat zur Vereinigung eines Teils der orthodoxen Kirche mit der Kirche in Rom gekommen. Diese konfessionelle Vereinigung von 1700 sollte mehrere Aussichten bieten. Einerseits war es eine „von den Österreichern offerierte Möglichkeit, die von den Rumänen genutzt werden musste, um die siebenbürgischen Rumänen aus dem Status einer nur geduldeten Nation herauszulösen und in die politischen Nationen, die toleriert und deren Konfessionen anerkannt wurden, einzureihen“⁵. Andererseits ermöglichten die Schulreformen die Aufnahme einiger rumänischer Intellektueller an anerkannten Schulen in Wien, Budapest und Rom. Es kam in der Folge zu einem breiten Exodus von

4 Oprea, Nagy: *Istoria*, S. 64.

5 Adolf Armbruster: *Romanitatea românilor. Istoria unei idei* [Die Romanität der Rumänen. Geschichte einer Idee]. București 1993, S. 262 (Übersetzung von I. L.).

jungen und begabten Rumänen, die sich diversen habsburgischen Bildungsinstitutionen und westlichen Universitäten anschlossen.

Um als moderne und kultivierte Sprache anerkannt zu werden, musste zunächst die Herkunft des Rumänischen nachgewiesen werden. Daher lag der Schwerpunkt in der ersten Modernisierungsphase auf der Wiederentdeckung der Latinität⁶ bzw. darauf, ein Bewusstsein zu schaffen, dass das Rumänische vom Lateinischen abstammt. Anschließend wurden die Sprachmittel und -möglichkeiten anhand des Lateins verbessert und standardisiert. Die lateinische Herkunft bildete das Hauptargument für die fast exklusive Orientierung des Rumänischen an dem lateinischen Muster. Von nun an waren Latinisten als Lehrer an den besten rumänischen Schulen tätig und genossen ein sehr hohes gesellschaftliches Ansehen. Neue Schulen wurden gegründet und es kam zu einer Welle von Neudrucken in allen Bereichen: Lehrbücher, Grammatiken, Wörterbücher, Lexika und Geschichtstraktate. Es erschienen zahlreiche Übersetzungen ins Rumänische aus den Bereichen Philosophie, Logik, Theologie u. a. und es wurden viele populärwissenschaftliche Texte verfasst und gedruckt. Diese Tätigkeiten und Drucksorten bildeten hervorragende Voraussetzungen, um sehr viele lateinische und romanische Fremdwörter zu „importieren“ und sie waren auch Basis für eine Konkordanz mit der Terminologie aus anderen europäischen Sprachen. Die Ideen der „Școala Ardeleană“ sollten sich auf allen Ebenen in allen rumänischen Provinzen verbreiten.

Die Anhänger der „Școala Ardeleană“ waren die ersten, die das kyrillische durch das lateinische Alphabet ersetzen wollten, da sie eine eindeutige Beziehung zwischen Etymologie und Orthographie der Sprache erkannten. Was die etymologisierende Orthographie betrifft, so waren sich die Anhänger der „Școala Ardeleană“ sicher, dass eben dieses Prinzip den lateinischen Charakter des Rumänischen hervorhebt und dass dadurch eine Vereinheitlichung der bisher unterschiedlich verwendeten orthographischen Schreibweisen im Rumänischen viel leichter möglich sei. Ihrer Ansicht nach verschleierte die kyrillische Schriftart die lateinischen Züge des Rumänischen. Selbstverständlich war die Übernahme des lateinischen Alphabets auch ein Argument für eine schnellere Integration der rumänischen Kultur in die romanischen Kulturen. Doch obwohl sich die „Școala Ardeleană“ konsequent für den Austausch des Alphabets einsetzte, sollte es noch lange dauern, bis dies auf breiter Ebene in die Praxis umgesetzt werden konnte. Viele Anhänger schrieben sogar noch mit kyrillischen Lettern, um von der Mehrheit rezipiert zu werden.⁷

6 Oprea, Nagy: *Istoria*, S. 78.

7 Ștefan Munteanu, Vasile Țăra: *Istoria limbii române literare* [Geschichte der rumänischen Standardsprache]. București 1983, S. 145.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die Umsetzung des lateinischen Alphabets. Es wurden erste rumänische Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt, und innerhalb eines halben Jahrhunderts sollte sich das neue Alphabet durchsetzen. Es kam zu einer Phase des Übergangs, die in der zweiten Jahrhunderthälfte abgeschlossen war. Ab 1860 erschienen die Drucksorten in rumänischer Sprache ausschließlich mit lateinischen Lettern, wobei vor allem die Schulbücher eine wichtige Rolle spielten. Was die rumänischen Provinzen außerhalb der Habsburgermonarchie betrifft, so sollten 1860 die Walachei und 1862 die Moldau offiziell die schon in Siebenbürgen und der Bukowina durchgeführte Reform übernehmen, so dass Rumänisch nun einheitlich in allen Provinzen und unabhängig von den unterschiedlichen politischen Verwaltungen durch die Anwendung des lateinischen Alphabets standardisiert wurde.

Die Hauptcharakteristika der rumänischen Standardsprache im Zeitraum 1780 bis 1830 ist einerseits die Interferenz und die Konkurrenz lexikalischer Elemente aus dem Türkischen, Griechischen und Russischen in der Großen Walachei (dt. auch Muntenien) und in der Moldau sowie die Entlehnungen aus dem Ungarischen und dem Deutschen in Siebenbürgen und dem Banat und andererseits die Einführung von latino-romanischen Fremdwörtern.⁸ In der Bukowina, die unter der Herrschaft der Habsburger zu einem Konglomerat von Ethnien und Sprachen wurde, spielten neben dem Deutschen auch das Ukrainische, das Polnische und das Jiddische eine wichtige Rolle für das Rumänische.⁹ Dass gleichzeitig viele Einflüsse aus verschiedenen Sprachen auf das Rumänische einwirkten, erschwert in manchen Fällen die Etymologie eines Wortes. Daher werden häufig bei der etymologischen Zuordnung eines bestimmten Wortes multiple Herkunftssprachen angegeben, weil nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann, aus welcher oder über welche Sprache ein bestimmtes Wort den Weg ins Rumänische gefunden hat: z. B. wird in den rumänischen Wörterbüchern noch heute das Wort rum. *condiție* durch lat. *conditio*, *-onis*, fr. *condition*, it. *condizione* oder dt. *Kondition* erklärt. Da es schwer ist (in einigen Fällen sogar unmöglich) zu ermitteln, über welche Sprache solche „internationalen“ Wörter ins Rumänische aufgenommen wurden, wird oftmals von „multipler Etymologie“ gesprochen.¹⁰ Ein weiterer Beleg für die

8 Cristian Moroianu: Etapele evoluției vocabularului literar românesc în epoca modernă [Die Entwicklungsetappen des rumänischen Wortschatzes in der modernen Periode]. In: Rodica Zafiu (Hg.): Studii de gramatică [Beiträge zur Grammatik]. București 2009, S. 175–194.

9 Dieser Wandel im Rumänischen, der auch die soziokulturellen Veränderungen belegt, lässt sich sehr gut am administrativen und juristischen Wortschatz nachvollziehen.

10 Alexandru Graur: Studii de lingvistică generală [Studien zur Allgemeinen Linguistik]. București 1955, S. 26.

spezifische Vermischung während dieser Periode sind die Formen rum. *practicesc* und rum. *teoreticesc*. Diese Formen könnten sich wie folgt gebildet haben: durch den Ersatz der lateinischen Suffixe mit dem aus dem Russischen stammenden Suffix *-icesc*, entweder an die lateinischen Wörtern *practicus* und *theoreticus* oder an die deutschen Wörtern *praktisch* und *theoretisch*. Das Suffix *-icesc* war in jener Zeitspanne im Rumänischen sehr produktiv.¹¹

Als sich die Idee der Latinität durchsetzt, wird auf zahlreiche bereits im Rumänischen angenommene Entlehnungen aus Fremdsprachen verzichtet und versucht, diese durch Fremdwörter oder Neubildungen lateinischer Herkunft zu ersetzen. In erster Linie geschah dies bei schon existierenden Entlehnungen aus dem Slawischen oder Griechischen. Aus dem Griechischen wurden z. B. fast nur wissenschaftliche und philosophische Termini beibehalten, die auch von den anderen romanischen Sprachen aufgenommen worden waren. Der andere schon früher integrierte Wortschatz griechischer Herkunft ging fast komplett verloren. Die lateinische Orientierung stimulierte also auch die Ausrichtung des Rumänischen an den anderen romanischen Sprachen, so dass z. B. ein Fremdwort aus dem Italienischen oder Französischen als gewöhnlich angesehen wurde und einem neuen Wort aus jeder anderen modernen westlichen Sprache zumeist vorgezogen wurde. Daher kann bei der Aufnahme von Fremdwörtern ins Rumänische oftmals von einem sogenannten „lateinischen Sieb oder Gitter“¹² gesprochen werden, z. B. konnte ein Wort wie das französische *administration* sehr schnell vom Rumänischen aufgenommen werden. Es kam jedoch nicht über das Französische ins Rumänische, sondern über das Deutsche, konnte aber dieses „lateinische Sieb“ sehr einfach durchdringen. Wegen der administrativen Zugehörigkeit eines großen Teils der rumänischen Provinzen zum Habsburgerreich sollte sich das Rumänische oft an der offiziellen Sprache des Reiches orientieren, insbesondere was die juristisch-administrative Fachterminologie betrifft.

Was den Einfluss des Deutschen angeht, so bestand dieser auf der Ebene der Volkssprache schon lange vor 1780, da es in großen Teilen der Provinzen massive Kolonisierungen mit einer deutschsprachigen Bevölkerung gab – in Siebenbürgen bereits ab dem 12. Jahrhundert.¹³ Auf der Ebene der Hochsprache der modernisierten Standardsprache ist der Einfluss des Deutschen auf das Rumänische insbesondere in den Provinzen der Habsburgermonarchie noch viel größer, wobei sich diese Einwirkung auch in den anderen Provinzen

11 Nicolae A. Ursu: *Formarea terminologiei științifice românești* [Die Bildung der rumänischen Fachterminologie]. București 1962, S. 39.

12 Oprea, Nagy: *Istoria*, S. 288.

13 Daher sind Wörter wie folgende schon im Grundwortschatz vorhanden: *sprîț, ștrudel, cartof, chețner, șurub, șvaițer, fraier, șmecher*.

zeigt.¹⁴ Dies lag daran, dass viele Lehrbücher und die Struktur des Erziehungswesens übernommen worden waren und auch an der Vormachtstellung des Deutschen gegenüber dem Rumänischen. Dieser Einfluss wurde auch auf der politischen Ebene sichtbar, wenn man bedenkt, dass die rumänischen Könige ab 1866 aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen stammten.

Die sehr häufige Verwendung von deutschen Lehnwörtern ist bei zeitgenössischen Intellektuellen in Siebenbürgen und in der Bukowina eine unbestrittene Tatsache, die auch durch ihre Schriften leicht zu belegen ist. Ab dem 19. Jahrhundert erschienen auch zahlreiche mehrsprachige Wörterbücher und Lexika, in denen das Deutsche eine der Arbeitssprachen war, oder es erschienen Texte, die Übersetzungen oder auf Rumänisch überarbeitete Fassungen von deutschen Originalen waren. Selbst die Latinisten hoben die hohe Relevanz des Deutschen hervor, auch weil die Sprache als eine „lingua franca“ galt. Belege für die einflussreiche Rolle sind die rumänisch-deutschen Grammatiken und Wörterbücher, die mehrsprachigen Wörterbücher mit Deutsch als eine der Sprachen sowie die Übersetzungen aus dem Deutschen oder überarbeiteten Werke aus verschiedenen Bereichen (Geschichte, Logik, Philosophie, Mathematik, Landwirtschaft, Geographie, Ethik, Rhetorik u. a.).

Es ist symptomatisch, dass Ion Budai-Deleanu (1760–1820), Mitglied der „Școala Ardeleană“, seine lexikographischen Projekte mit einem rumänisch-deutschen Lexikon¹⁵ und nicht mit einem rumänisch-lateinischen begann. Im zweisprachigen Vorwort zum Lexikon begründet er diese Entscheidung wie folgt: „Ich sehe mich gezwungen, die für die unter der österreichischen Herrschaft stehenden Rumänen nützlichste Sprache zu wählen und zwar das Deutsche.“ Oder: „Das deutsche Volk erreichte einen so hohen Kulturgrad, dass sogar die Franzosen oder Italiener aus deren Werken übersetzen.“¹⁶

14 Zum Einfluss des Deutschen auf das Rumänische in den Gebieten, die unter der Verwaltung der Habsburgermonarchie standen, siehe insbesondere Maria Iliescu: Der Einfluss des österreichischen Deutsch auf das Rumänische. In: Ingeborg Ohnheiser, Manfred Kienpointner, Helmut Kalb (Hgg.): Sprachen in Europa. Sprachsituation und Sprachpolitik in europäischen Ländern. Innsbruck 1999. S. 71–76. Einen Überblick zu den Entlehnungen aus dem Deutschen (sowohl auf dialektaler als auch auf hochsprachlicher Ebene) bietet Helga Crössmann-Osterloh: Die deutschen Einflüsse auf das Rumänische. Probleme – Kriterien – Anwendungen. Tübingen 1985. Eine detaillierte Analyse, die sich den Entlehnungen aus dem Deutschen (Neologismen und Lehnübersetzungen) widmet, die in die rumänische Standardsprache eingedrungen sind und sich für längere Zeit behaupten konnten, bietet die Monographie von Cornelia Cujbă: Influența germană asupra vocabularului limbii române literare contemporane [Der Einfluss des Deutschen auf den heutigen rumänischen Wortschatz]. București 1999.

15 Ion Budai-Deleanu: Lexicon românesc-nemțesc și nemțesc-românesc. Lemberg 1818.

16 Ion Gheție (Hg.): Ion Budai-Deleanu. Scrieri lingvistice [Linguistische Schriften]. București 1970, S. 183.

Budai-Deleanu bekleidete auch das Amt eines Magistratsrats am k.u. k. Gerichtshof in Lemberg. Er wurde (nach 1789) von der zentralen Verwaltung der Monarchie bevollmächtigt, die österreichische Gesetzgebung und administrative Reglementierungen aus der Zeit Josephs II. ins Rumänische zu übersetzen oder die Übersetzungen zu überprüfen. Er übertrug das Strafbuch, das Bürgerliche Gesetzbuch, die Vorschriften für das Forst- und Jagdwesen, die Reglementierungen zur Passausstellung u.v.m. Da er feststellte, dass die rumänischen Beamten sprachliche Schwierigkeiten hatten, regte er die Herausgabe eines *Deutsch-rumänischen Wörterbuchs zur juridischen Fachterminologie* an, das später auf Anordnung der österreichischen Hofkanzlei an alle Beamten verschickt wurde.¹⁷ Budai-Deleanu ist Autor mehrerer Volksschullehrbücher, von denen einige zweisprachig deutsch-rumänisch erschienen sind, und Übersetzer des *Handbuchs für Schulmeister* des Pädagogen Johann Ignaz von Felbiger, der von Maria Theresia mit der Reform des österreichischen Schulwesens beauftragt wurde. Das *Handbuch für Schulmeister* wurde damals als Bibel des Lehrers bezeichnet. In der rumänischen Fassung des Handbuchs hielt Ion Budai-Deleanu in einem breit angelegten Vorwort ein Plädoyer für das Deutsche.¹⁸ Budai-Deleanu war auch offizieller Berichterstatter des österreichischen Kaiserstaates für die rumänischen Provinzen und Autor der *Kurzgefassten Bemerkungen über die Bukowina*¹⁹ mit geographischen, geschichtlichen und ethnographischen Berichten über die Völker aus dem Osten (Rumänen, Ruthenen, Russen, Juden, Armenier, Griechen, Lipowaner, Deutsche, Ungarn, Roma, Huzulen). Diese Schrift ist zugleich ein getreues Bild der Region in politischer, sozialer, administrativer und religiöser Hinsicht. Auch ein anderer Latinist, Ioan Piurariu-Molnar (1749–1815), Arzt und rumänischer Schriftsteller, arbeitete an zweisprachigen (deutsch-rumänischen) Wörterbüchern und Grammatiken. Er ist Autor der Grammatik *Deutsch-Walachische Sprachlehre* (Wien 1788) und des *Deutsch-walachischen Wörterbüchleins* (1822 posthum veröffentlicht). Publikationen wie in der Art von Budai-Deleanu oder Molnar sollten sich nun häufen, da der Bedarf an Nachschlagewerken noch sehr hoch war.

17 Als erstes Werk zu diesem Bereich gilt Vasile Balș, Georg Ochsner: *Deutsch-Walachisches Wörterbuch über Verbrechen*. Wien 1788. Siehe: Mihai-Ștefan Ceașu: *Un iluminist bucovinean – boierul Vasile Balș* [Ein Aufklärer aus der Bukowina – der Bojar Vasile Balș]. Iași 2007, S. 196.

18 Ion Budai-Deleanu: *Carte trebuincioasă pentru dascalii școalelor de jos românești neunite, în chesarocrăieștile țări de moștenire*. / Nothwendiges Handbuch für Schulmeister der walachischen nicht unierten Trivial-Schulen in den kais. königlichen Erblanden. Wien 1785, S. 112.

19 Publiziert in Ion Nistor: *România și Rutenii în Bucovina* [Rumänen und Ruthenen in der Bukowina]. București 1915, S. 160–200.

Die reformistische Bewegung beschränkte sich nicht nur auf eine kleine Gruppe, sondern versuchte die Erneuerungsideen auf allen Ebenen der Gesellschaft zu verbreiten. Geistliche, Beamte, Ärzte und Lehrer schlossen sich der Bewegung an, die mit den kulturellen Initiativen der „Școala Ardeleană“ konform ging. Vergleichbar mit den Prozessen in ganz Mitteleuropa wurden auch in den rumänischsprachigen Territorien die Ideen der Aufklärung den Umständen vor Ort und der politisch-sozialen und kulturellen Lage der Zeit angepasst.²⁰ Auch die entschiedenen Latinisten haben oft Bezug auf die deutsche Sprache genommen. So wurden z. B. häufig Musterbeispiele aus dem Deutschen angeführt, um verschiedene Optionen bei der Bewältigung linguistischer Problemfelder zu rechtfertigen. Dennoch bedeutete dies nicht, dass Deutsch als Leihquelle empfohlen wurde, da sich die „Școala Ardeleană“ stark am Lateinischen orientierte, was auch die Ausrichtung an den anderen romanischen Sprachen anregte. Die anderen (nichtromanischen) Einflüsse, einschließlich des deutschen Einflusses, wurden sorgsam abgewägt und mit der Situation im Lateinischen verglichen und hatten vor allem dann die Chance sich dauerhaft durchzusetzen, wenn sie Elemente mit lateinischen Wurzeln aufwiesen. Das Deutsche war für die Anfangsphase der Modernisierung des Rumänischen besonders relevant,²¹ da die transparenten deutschen Wörter (deren Bedeutung sich leicht erraten lässt, z. B. Komposita) durch alte rumänische Wörter leicht übersetzbar waren und dadurch neue lexikalische Schöpfungen anhand der internen Sprachmöglichkeiten entstanden. Die neuen Lexeme bereicherten den bildungssprachlichen Wortschatz, der bis dahin eingeschränkt gewesen war; die „Durchlässigkeit der Sprachen“, die nach Eugenio Coseriu die Disponibilität einer Sprache für den Transfer und die Aufnahme von Strukturen aus einer anderen Sprache bedeutet, wurde eben durch die „Unvollständigkeit von als solchen existierenden Paradigmata“²² begünstigt und gefördert; einige Lehnübersetzungen konnten sich bis heute behaupten,²³ andere sind Ende des 19. Jahrhunderts verschwunden und durch Entlehnungen aus anderen Sprachen ersetzt worden.

20 Siehe z. B. Ovidiu Papadima: *Ipostaze ale iluminismului românesc* [Hypostasen der rumänischen Aufklärung]. București 1975; Romul Munteanu: *Cultura europeană în epoca luminilor* [Die europäische Kultur in der Zeit der Aufklärung]. București 1981.

21 Oprea, Nagy: *Istoria*, S. 288.

22 Eugenio Coseriu: *Sprachliche Interferenz bei Hochgebildeten*. In: Herbert Kolb, Hartmut Lauffer (Hgg.): *Sprachliche Interferenz*. Tübingen 1977, S. 92.

23 Ein Überblick zum deutschen und ungarischen Modell für die rumänischen Lehnübertragungen bei Nicolae A. Ursu, Despina Ursu: *Împrumutul lexical în procesul modernizării limbii române literare* [Lexikalische Lehnübertragungen in dem Prozess der Modernisierung der rumänischen Sprache]. Bd. 1 (Iași 2004) und Bd. 2 (Iași 2006). Inwieweit Samuil Micu, der als Anhänger der „Școala Ardeleană“ am häufigsten die Lehnübersetzung ver-

Die deutsche Sprache wurde auch dann herangezogen, wenn es um das rumänische Selbstverständnis ging und darum, verschiedene etymologische Optionen zu rechtfertigen. Als beispielsweise die Idee der Autochthonie (und deren Kontinuität) der Rumänen im alten Dakien von Autoren wie Franz J. Sulzer, Joseph Carl Eder und Johann Christian von Engel angezweifelt wurde, indem sie die Theorie vertraten, dass die Einwanderung der Rumänen im Norden der Donau erst im Mittelalter stattgefunden habe, stellte Budai-Deleanu in seiner „Historischen Einleitung“ zum 1818 in Lemberg erschienenen *Lexicon românesc-nemțesc și nemțesc-românesc* [Lexikon für Rumänisch-Deutsch und Deutsch-Rumänisch] einen Vergleich mit dem Deutschen an: „Würde sich heute irgendwo mitten in Asien ein Volk befinden, welches sich immer als Deutsche selbst bezeichnet hat, welches alle anliegenden Völker als solches gekannt und so benannt haben und dessen Sprache in dem Deutschen ihren Ursprung hat, wer könnte eine solche historische Wahrheit in Frage stellen und leugnen?“²⁴ Mit diesem Vergleich auf die Rumänen bezogen, möchte Budai-Deleanu klarstellen, dass sich die Rumänen schon immer selbst so genannt haben, die umliegenden Völker sie immer als ein Volk, das von Römern abstammt, betrachtet haben und die rumänische Sprache eine Nachfolgerin des Lateinischen ist.

Das Deutsche als Modell für die Einführung einiger Normen bei der Kodifizierung der rumänischen Standardsprache

In seiner Ausarbeitung einer kohärenten Theorie der Standardsprache stellt Budai-Deleanu, was das Deutsche betrifft, entweder allgemeine Bezüge her (wobei das Deutsche eventuell neben anderen abendländischen Sprachen erwähnt wird), oder er verwendet gezielt das Deutsche, um bestimmte Thesen zu untermauern. Budai-Deleanu beginnt seine lexikographischen Projekte mit dem rumänisch-deutschen Wörterbuch *Lexiconul românesc-nemțesc*, dem er zwei Vorworte auf Deutsch („An den deutschen Leser“) und Rumänisch („Prefație“) sowie zwei Einleitungen („Historische Einleitung“ und „Introducere istoricească“) voranstellt. Es blieb sein einziges Wörterbuch; das geplante

wendete, durch Christian Wolff, dem ein hoher Anteil bei der Formierung der philosophischen Terminologie im Deutschen zuzuschreiben ist, beeinflusst wurde, siehe Werner Bahner: Problemele îmbogățirii lexicale în cadrul Școlii Ardelene raportate la mediul european din secolul al XVIII-lea [Die Schwierigkeiten auf dem Gebiet der lexikalischen Bereicherung innerhalb der Școala Ardeleană im Vergleich mit dem europäischen Umfeld im 18. Jahrhundert]. In: *Limba română* [Rumänische Sprache] 26 (1977), H. 2, S. 194–203, hier: S. 196.

24 Budai-Deleanu: Historische Einleitung, in: *Lexicon românesc-nemțesc*, S. 189.

fünfteilige Lexikon (Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Französisch, Deutsch) in zehn Bänden konnte er nicht realisieren. Von den Vertretern der „Școala Ardeleană“ sticht Budai-Deleanu auch dadurch hervor, dass er am klarsten Position bezog, was die Kodifizierung der Hochsprache betraf – einer Hochsprache, die eindeutige distinktive Merkmale und Aspekte zur Volkssprache aufweisen musste, vergleichbar mit den Sprachen westlicher Nationen. Diese Position vertrat Budai-Deleanu zu einer Zeit, in der die Ausdrucksmöglichkeiten im Rumänischen noch begrenzt waren, keine sorgfältig ausgearbeitete Grammatik existierte und keine geregelte Orthographie. Budai-Deleanu vergleicht die Lage des Rumänischen mit den Sprachen anderer Völker: Sprachpflege könne – so der Autor – bei allen zivilisierten Völkern, bei denen Lehre und Bildung hoch entwickelt seien, festgestellt werden. Bei Franzosen, Deutschen oder Italienern sei ein Unterschied zwischen der allgemeinen Sprache und der Sprache der Bildungsschicht klar zu erkennen wie auch zwischen der gesprochenen Sprache der Stadt- und der Landbevölkerung.²⁵

Was das Verhältnis zum Lateinischen betrifft, ist Budai-Deleanu der Ansicht, dass einige Formen völlig unnötig seien und revidiert werden müssten. Er fordert die Wiedereinführung des langen Infinitivs mit *-re* im Rumänischen und rechtfertigt dies in seinem Vorwort mit einem Beispiel aus dem Deutschen: Man könne feststellen, dass in der Verwendung der Volkssprache (Usus) das *-re* beim Infinitiv der Verben nicht ausgesprochen wird,²⁶ und er verweist auf das Deutsche, das sich bei der Festlegung der Normen der Bildungssprache (Standardsprache) nicht von dem Usus habe leiten lassen: „Das *e* am Ende wird nicht bei den Infinitiven ausgesprochen (z. B. anstatt *gewesen* sagen sie *gwesen*), trotzdem wird dieses immer wiedergegeben.“²⁷ Daher empfiehlt er die Wiedergabe des *-re* in der Schrift beim Infinitiv der Verben, auch wenn dieses nicht ausgesprochen wird.

Neben diesen phonetischen Aspekten spielte auch die Orthographie eine wichtige Rolle bei der Normenfestlegung. Die „Școala Ardeleană“ setzte sich geschlossen für den Austausch des kyrillischen Alphabets durch das lateinische ein, da sie sich davon auch eine Vereinheitlichung der Hochsprache durch die Abschaffung regionaler Variationen erhoffte. Budai-Deleanu richtet sich in seinen Schriften insbesondere an die Rumänen unter österreichischer Herr-

25 Ion Budai-Deleanu: *Dascălul românesc pentru temeuriile gramaticii românești* [Rumänische Einführung in die Grundlagen der rumänischen Grammatik]. Zit. nach einem unveröffentlichten Manuskript [o. J.], S. 5. Ein erster Teil dieser Arbeit wurde von Gheorghe Bulgăr 1957 in einer Textanthologie publiziert: *Scriitori români depre limbă și stil* [Rumänische Schriftsteller über Sprache und Stil]. București 1957, S. 60–62.

26 Budai-Deleanu: *Historische Einleitung*, S. 33.

27 Ebenda.

schaft, da viele bereits „in dem privaten Briefverkehr“ das lateinische Alphabet verwenden, jedoch bisher niemand orthographische Regeln ausgearbeitet habe.²⁸ Es sei nicht angemessen, wenn die Schreibweise mit lateinischem Alphabet und ungarischer Orthographie erfolge, wie es bereits seit dem 16. Jahrhundert in einigen rumänischen Texten (für Rumänen calvinistischen Glaubens im Banat und Transsilvanien) der Fall war, da diese Schreibweise nicht den „Regeln der rumänischen Grammatik“ entspreche. Er plante daher eine Orthographie für lateinische Lettern, die auch mit allen Regeln der Grammatik übereinstimmen sollte. Wegen des kyrillischen Alphabets werde – so Budai-Deleanu – auch nur schwer die edle Herkunft des Rumänischen sichtbar – seine Latinität.

Im Umfeld von slawischen Sprachen (bzw. aufgrund der erwähnten Verbindung zum Altslawischen) hatte das Rumänische den Kontakt zum Lateinischen und zu den anderen romanischen Sprachen verloren, was zu diesem prekären Status quo der Sprache Ende des 18. Jahrhunderts führte. Budai-Deleanu und seine Zeitgenossen vertraten die Ansicht, dass eine Sprache, die sich mit anderen Idiomen vermischt, „verfällt“ und verdirbt. Eine derartig „verdorbene Sprache“ müsste daher an ihren Ursprung zurückgebracht werden – im Falle des Rumänischen zum Lateinischen.²⁹ Diese Einstellung wurde konsequent verfolgt, z. B. im Rumänischen durch Paul Iorgovici³⁰, der eine Wortschatzbereicherung anhand der Derivation von alten Wurzeln, welche erst wiederbelebt werden mussten, förderte – eine Praxis, die auch in Teilen Deutschlands, Böhmens oder Ungarns zu beobachten war.³¹

Budai-Deleanu war der Meinung (wie auch Gheorghe Șincai, Petru Maior, Gheorghe Roja u. a.), dass das kyrillische Alphabet für die kirchlichen Bücher beibehalten werden könnte, jedoch das lateinische Alphabet im Rumänischen „für das Verfassen von Schriften für die Bildung oder Wissenschaft“ verwendet werden sollte. Zu den Vorteilen des lateinischen Alphabets zählte er sowohl die Hervorhebung des lateinischen Charakters des Rumänischen als auch die Möglichkeit einer vereinfachten Normierung der Sprache, da das lateinische Alphabet eine große Konkordanz mit dem „inneren Kern“ des Rumänischen aufweise. Außerdem entspreche das Kyrillische nicht der Struktur

28 Ion Budai-Deleanu: *Țemeiurile gramaticii românești* [Grundlagen der rumänischen Grammatik]. Abschnitt: *Pentru ortografie* [Für die Orthographie]. Zit. nach einem unveröffentlichten Manuskript (1812), S. 110.

29 Gheție: Ion Budai-Deleanu, S. 183.

30 Paul Iorgovici: *Observații de limba românească* [Bemerkungen zur rumänischen Sprache]. Buda 1799, neu herausgegeben von Doina Bogdan Dascălu und Crișu Dascălu, mit einem Vorwort von Ștefan Munteanu. Timișoara 1979.

31 Bahner: *Problemele*, S. 202f.

des Rumänischen und das Kirchenslawische sei in jeglicher Hinsicht so weit entfernt vom Rumänischen wie das Deutsche vom Lateinischen.

Ganz offensichtlich werde der Nachteil der kyrillischen Orthographie bei der Deklination von Namen.³² Da bei der Deklination die „Endung der Namen“ variere und der „Körper der Namen“ unverändert bleibt, schlägt Budai-Deleanu vor, dass anhand einer Kodifizierungsregel auch das Rumänische demselben Sprachmodell folgen müsste: „Die Deutschen sagen *der Vater* und im Genitiv *des Vaters*, also bleibt *Vater* unverändert.“³³ So sollte auch im Rumänischen verfahren werden und die Orthographie müsste der Grammatik nachfolgen (und nicht umgekehrt). Er bemerkt, dass in früheren Grammatikbüchern bei der Wortdeklination Wandlungen innerhalb des Wortes auftauchen, wie im folgenden Beispiel: dt. Frau (Nominativ), rum. *mășape* [nach kirchenslawischem Alphabet: mușere], Plural rum. *mășeri* [mueri]. In diesem Fall schlägt Budai-Deleanu, da er auch ein Anhänger der Simplifizierung der Schriftregeln in kyrillischer Schrift ist, die Übernahme der Schreibweise *mășepe* [muere] vor, und „so soll es während jedwelcher Deklination auch bleiben“³⁴.

Bei der Erläuterung der Ausspracheregeln wird häufig auf die deutsche Sprache rekurriert: im Falle von *c*, das wie *z* oder *tz* im Deutschen ausgesprochen wird, oder wie *t* vor dem *i* im Lateinischen; für den Halbvokal *i* schlägt er die Aussprache des Buchstabens *j* im Deutschen vor; *s* wird gleich *ß* im Deutschen ausgesprochen; *ü* wird gleich *ju* und *æ* wird gleich *ja* im Deutschen oder Lateinischen ausgesprochen; die Lateiner stellten nach dem *s* ein *ch*, also ein *b*: Das bedeutet, sie schrieben *schema*, aber sie sprachen rum. *șema*.³⁵ In der Sekundärliteratur wird festgestellt, dass „die Lateiner von Budai-Deleanu eigentlich seine Zeitgenossen [waren], die Lateinisch nach deutschen Regeln aussprachen“³⁶. Budai-Deleanu beruft sich auch auf das Deutsche, wenn er die unterschiedlichen Aussprachevarianten von *e* erklärt: „Dasselbe *e* hört sich anders an in *mein*, *dein* oder *klein* als in *Speck* oder *Weg* usw.“³⁷

Auch was den rumänischen Wortschatz betrifft, bezieht sich Budai-Deleanu in seinem Vorwort auf die deutsche Sprache: Er entscheidet sich beim deutschen Wort „Richter“ für *jude* anstatt *judecătoriu*, da *judecătoriu* jedermann sein kann, „der über eine Sache eine Meinung hat“, aber nicht jeder könne *jude* sein, also jemand, der über die Angelegenheiten der Bürger urteilt. In demsel-

32 Budai-Deleanu: Temeiurile, S. 119.

33 Ebenda.

34 Ebenda.

35 Ebenda, S. 104.

36 Gheție: Ion Budai-Deleanu, S. 161.

37 Budai-Deleanu: Temeiurile, S. 581.

ben Kontext entscheidet er sich für das rumänische *județ* und nicht für *judecătorie*, da Letzteres nicht gleichzusetzen sei mit *judicium* oder *Gericht*, sondern mit *Gerichtsbareit* oder der *Befugnis zu urteilen* verwandt sei.

Auch wenn im Fall der Wortschatzbereicherung Budai-Deleanu bzw. die „Școala Ardeleană“ vor allem Entlehnungen aus dem Lateinischen oder den romanischen Sprachen bevorzugten, blieb doch das Deutsche stets ein wichtiges Muster für die (erste) Normierung des Standardrumänischen. Budai-Deleanu nimmt das Rumänische als eine Grenzsprache des Habsburgerreiches wahr und gleichzeitig als eine Kultursprache, die sich gerade zu entfalten beginnt und der das Deutsche als Dachsprache³⁸ dient. Diese Beziehung zwischen den beiden Sprachen innerhalb des Habsburgerreiches legt Budai-Deleanu auch daher fest, da das Deutsche nicht nur eine offizielle Verkehrssprache ist, sondern bereits eine konstituierte Kultursprache und ein Mittler oder Vermittler einer angesehenen Kultur.

Lehrbücher

Forschungsarbeiten, die die Entstehungsprozesse der rumänischen Fachterminologie untersuchen, gehen häufig auf die den Fachschriften zugrundeliegenden Originaltexte ein, da sie maßgeblich den Fachwortschatz mitgestaltet haben. Dabei basieren diese Arbeiten – sei es in Einzelstudien zu bestimmten Wissenschaftsbereichen oder in Untersuchungen, die ein Gesamtbild vermitteln (z. B. bei Nicolae A. Ursu) – in der Regel auf Schulbüchern und populärwissenschaftlichen Schriften. Und diese Basis ist breit, insbesondere was spezifische Fachbereiche betrifft. So erschienen ab 1800 zahlreiche Lehrbücher und Artikel zu landwirtschaftlichen Themen auf Rumänisch. Diese Publikationen waren auf Veranlassung der österreichischen Verwaltung gedruckt worden und es waren überwiegend Übersetzungen oder Umarbeitungen aus dem Deutschen (insbesondere wurden zwischen 1800 und 1830 mehrere Broschüren und Bücher in Buda gedruckt). Eine sehr frühe Übertragung aus dem Deutschen stammt von Budai-Deleanu selbst, der 1793 in Lemberg die landwirtschaftliche Fachschrift *Învățătură pântru sămănătorii de tăbăc din Bucovina* ³⁹ ins Rumänische übersetzte, wie Ursu nachweisen konnte.⁴⁰

38 Der Begriff wird im Sinne der Definitionen von Hans Goebel und Per Sture Ureland verwendet, siehe: Eugen Munteanu: *Lexicologie biblică românească* [Rumänische biblische Lexikologie]. București 2008, S. 12.

39 Unterricht für die Tobakbauer der Königreiche Hungarn [sic] und Galizien. Wien 1790.

40 Nicolae A. Ursu: *Contribuții la istoria culturii românești. Studii și note filologice* [Beiträge zur rumänischen Kulturgeschichte. Studien und bibliographische Notizen]. Iași 2002, S. 303–323.

1806 erscheint in Buda die Arbeit *Povățuire către economia de câmp, pentru foloșul șoalelor românești celor din Țeara Ungurească și din părțile ei împreunate* [Ratgeber für die Feldwirtschaft, für den Gebrauch an rumänischen Schulen in Ungarn und den damit verbundenen Staaten], das mutmaßlich erste Lehrbuch für Landwirtschaft auf Rumänisch, das die wichtigsten Bereiche der Agrarwirtschaft umfasste: Landwirtschaft, Obst-, Wein- und Seidenbau, Vieh-, Geflügel- und Bienenzucht usw. Es wurde immer davon ausgegangen, dass Gheorghe Șincai der Herausgeber sei, obwohl sein Name nicht auf dem Titel auftaucht. Mittlerweile ist man sich einig, dass Șincai den Band als eine Kompilation auf Basis mehrerer deutscher Bücher über die Landwirtschaft angefertigt hat.⁴¹

1812 und 1813 erscheinen auf Rumänisch in Buda mehrere Übersetzungen aus dem Deutschen von Petru Maior: 1812 das von Franz Heintl herausgegebene Buch *Unterricht über die Obstbaumzucht für die Landleute*⁴² unter dem rumänischen Titel *Învățătură pentru prăsirea pomilor*, das als erste Fachschrift zum Obstbau gilt, und zwei Broschüren zur Zuckerherstellung: *Pentru facerea zabărului din mustureață de jugastru* und *Învățătură de a face sirup și zabăr din mustul tuleilor de cucuruz, după ce s-au cules cucuruzul de pre ei*, die auch auf ein Buch von Johann Nep.[omuk] Neuhold zurückgehen.⁴³ 1813 folgte die rumänische Zusammenfassung *Dissertație a lui Ioan Burgher M.D. despre zăbăr, carele din must de tulei de cucuruz și de jugastru se face* eines deutschen Fachbuchs zur Zuckerfabrikation.⁴⁴ Die erste rumänische Abhandlung zum Weinbau – *Învățătură despre agonisirea viței de vie și despre măiestria de a face vin, vinars și oțet, întocmită de Șaptal, Rozier, Parmentier și Dussieux și întru acest chip scurtată de abbatul Ludovic Mitterpacher* – wurde 1813 in Buda gedruckt und basiert auf einer von Ludwig Mitterpacher aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten und verfassten Schrift über den Anbau der Weinrebe⁴⁵ – als Übersetzer ins Rumänische wird Petru Maior vermutet, auch wenn dazu ein Hinweis fehlt.⁴⁶

41 Sextil Pușcariu: „Economia“ din 1806, de Șincai [Șincais „Wirtschaft“ von 1806]. In: *Daco-romania* 1 (1920–1921), S. 348; Al. Borza: Prima istorie naturală românească [Die erste rumänische Naturgeschichte]. In *Transilvania* 52 (1921), H. 10–12, S. 825–836, hier: S. 825; Ursu: Formarea, S. 41.

42 Franz Ritter Edlen von Heintl: Unterricht über die Obstbaumzucht für die Landleute. Wien 1810.

43 Johann Nep. Neuhold: Das Verfahren aus den Stängeln des Mais (auch türkischer Waitz oder Kukurutz genannt) nach reif gewordener Frucht den Saft zu pressen, und auf Syrup- und Zucker-Erzeugung zu verwenden. Grätz 1811.

44 Johann Burger: Abhandlung über die Erzeugung des Zuckers aus dem Saft der Maisstengel und der Ahorne, kurzgefaßt vom Abt Ludwig Mitterpacher. Ofen 1813.

45 Ludwig Mitterpacher: Auszug aus Chaptal's, Rozier's, Parmentier's und Dussieux's Abhandlungen über den Bau des Weinstocks. Ofen 1814.

46 Ursu: Formarea, S. 46f.

1823 werden in Buda mehrere Broschüren zu verschiedenen Bereichen der Landwirtschaft herausgegeben: Es erscheinen zwei Lehrbücher zur Seidenzucht für den Einsatz in den Landwirtschaftsschulen, und zwar *Învățătură despre cultura sau creșterea frăgarilor și a viermilor de mătăsă, pentru întrebuințarea școalelor naționale* (übersetzt wiederum von Maior), das sich stark an Ludwig Mitterpachers Abhandlung *Unterricht über die Maulbeerbaum- und Seidenraupenzucht zum Gebrauche der Landschulen*⁴⁷ orientiert, sowie *Cultura bombițelor sau învățătură despre ținerea și creșterea omidelor sau goangelor de mătăsă*, eine Übersetzung aus dem Deutschen von Ioan Tomici, dem Erzpriester von Caransebeș.⁴⁸

Im Bereich der Naturwissenschaften ist insbesondere die von Gheorghe Șincai zwischen 1806 und 1810 nach Johann Heinrich Helmuths Original⁴⁹ angefertigte, jedoch unveröffentlichte Übersetzung *Istoria naturei sau a firei* erwähnenswert.⁵⁰ Und auch zur Medizin liegen einige Übertragungen vor: In Siebenbürgen werden um 1800 mehrere rumänischsprachige Sanitätserlasse veröffentlicht, die aus dem Deutschen oder Ungarischen stammen. Es sind mutmaßlich die ersten medizinischen Publikationen auf Rumänisch. Sie befassten sich mit antiepidemischen und -epizootischen Maßnahmen, die auf Anordnung der Behörden damals in sämtlichen Sprachen der Monarchie veröffentlicht und verbreitet werden sollten. 1804 erscheint in Hermannstadt (rum. Sibiu) die Schrift *Cuvînt pe scurt despre ultuirea vărsatului de vacă, spre întărirea inimii, pentru părinții din Ardeal, așezat de Mihail Naișteter, protomedicul în Marele Prințipat al Ardealului* – die rumänische Übersetzung des 1803 herausgegebenen Werkes Michael Neustädters, des k.k. Landes-Chefarztes Siebenbürgens (Protomedicus Transylvaniae).⁵¹ Pavel Vasici-Ungurean veröffentlichte in Kronstadt (rum. Brașov) 1844 und 1845 in zwei Bänden eine seinerzeit bereits in der vierten Auflage erschienene Schrift des deutschen Arztes Christoph Wilhelm Hufeland⁵² unter dem Titel *Macroviotica sau măiestria de a lungi*

47 In der Reihe der kön. hung. Universitätsschriften 1813 in Ofen erschienen.

48 Joseph Anton Blasckowitsch: Vollständiger Unterricht über die vortheilhafteste und leichteste Art des Seidenbaues für das Königreich Ungarn. Pesth 1802.

49 Johann Heinrich Helmuth: Volksnaturlehre. Fünfte, von neuem revidierte und durch einige Zusätze und Geschichtserzählungen vermehrte Auflage. Wien 1800.

50 Sidonia Puiu: *Istoria naturei sau a firei* de Gh. Șincai – cel dintâi manual de istorie naturală în limba română [Gh. Șincais Naturgeschichte – das erste Lehrbuch für Naturgeschichte in rumänischer Sprache]. In: *Anuarul Bibliotecii Județene Mureș* [Jahrbuch der Kreisbibliothek Mureș] 3 (2004), S. 219–232.

51 Michael Neustädter: Über die Kuhpockenimpfung. Ein paar Worte zur Beherzigung für alle Familienväter aus Siebenbürgen. Hermannstadt 1803.

52 Christoph Wilhelm von Hufeland: Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Jena 1797. Offenbar wurde schon vorher eine rumänische Übertragung dieser Schrift angefertigt, die in Iași erschien. Siehe weitere Ausführungen.

viața. Gheorghe Șincai gibt (wahrscheinlich 1810) *Învățătură firească spre surparea superstiției norodului*⁵³ heraus, ein Werk, das auf einem Original von Helmuth basiert und ein Beispiel für die Übersetzung physikalischer Fachschriften ins Rumänische darstellt. Im Bereich der Mathematik sollte der erste rumänische Druck bereits 1777 in Wien erscheinen: *Ducere de mână către aritmetica sau socoteala pentru traba pruncilor rumânești celor neuniților ce învăță în școle cele mici*. Experten der Geschichte der Mathematik in Rumänien sind sich einig, dass es sich um eine rumänische Übersetzung des Lehrbuchs von Franz Michael Vierthaler *Anleitung zur Rechenkunst* (Salzburg 1795) handelt. Vierthalers Lehrbuch ist selbst eine überarbeitete Version der anonym erschienenen, aber in der Sekundärliteratur Johann Ignaz von Felbiger zugeschriebenen *Rechenkunst*, das damals in allen Volksschulen in der Monarchie als Lehrwerk eingesetzt wurde. Die zweisprachige Ausgabe (deutscher Titel *Anleitung zur Rechenkunst. Zum Gebrauche der in den Trivialschulen lernenden nicht unierten Walachischen Jugend*) erschien mit deutschen und rumänischen Paralleltexten bei Kurzbeck (Wien). Als Autor wird auf dem Titelblatt nur Franz Michael Vierthaler genannt, doch es bestehen in der Fachliteratur drei Hypothesen, was den möglichen Autor der rumänischen Version betrifft: Teodor Iancovici, ein Serbe und damals Leiter der rumänischen und serbischen Schulen im Banat, der Lehrer Mihai Roșu (ein Assistent Iancovicis) oder ein rumänischer Student aus Wien. Eine andere Übersetzung von Felbigers *Rechenkunst*, die aber, wie Victor Marian feststellt, kaum Gemeinsamkeiten mit der 1777 erschienenen Übertragung aufweist,⁵⁴ wurde 1785 in Blasendorf (rum. Blaj) in der Übertragung von Gheorghe Șincai herausgegeben: *Îndreptare către aritmetică, înția parte, alcătuită și întocmită pentru folosul și procopseala tuturor școalelor normălești a neamului românesc, de Gheorghe Șincai din Șinca, directorul și catehetul numitelor școale* [Leitfaden zur Arithmetik, erster Teil, zusammengestellt für den Gebrauch aller Normalschulen des rumänischen Volksstammes, von Gheorghe Șincai aus Șinca, Direktor und Katechet der genannten Schulen]. Eine dritte Version der *Rechenkunst* sollte 1789 in der Übersetzung des damaligen Leiters der nationalen nicht-unierten Schulen aus Siebenbürgen, Dimitrie Eustatievici, in Sibiu erscheinen. Was die übertragene Fachterminologie betrifft, orientierte sich diese Übersetzung wiederum stark an der 1777 gedruckten Version. Das Mathematik-Lehrbuch *Povățuire către învățătura socotei sau aritmetica, spre trebuința școalelor celor românești, prin Grigorie Obra-*

53 Johann Heinrich Helmuth: *Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens*. Braunschweig 1803.

54 Victor Marian: *Aritmetica lui Șincai* [Die Rechenkunst von Șincai]. In: *Țara Bîrsei* [Burzenland] 9 (1937), H. 3, S. 250–254.

dovici, a școalelor director [Ratgeber für Rechenkunst oder Arithmetik, für den Gebrauch an rumänischen Schulen, erstellt von Schuldirektor Grigorie Obradovici],⁵⁵ 1805 in Buda gedruckt, ist die rumänische Übertragung des 1780 erstmals in Wien gedruckten Lehrbuchs *Anleitung zum Rechnen, zum Gebrauche der Nationalschulen in dem Königreiche Ungarn und den damit verbundenen Staaten*. 1806 erscheint in Buda unter dem Titel *Povățuire către aritmetică sau învățătura numerilor, spre folosul școalelor românești celor din Țeara Ungurească și din părțile ei împreunate* [Ratgeber für Rechenkunst oder für das Erlernen der Zahlen, für den Gebrauch an den rumänischen Schulen in Ungarn und den anderen Ländern] eine Schrift, die zum offiziellen Lehrbuch für die rumänischen Schulen aus Siebenbürgen werden sollte und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrfach aufgelegt wurde. In der Fachliteratur ist man sich einig, dass es sich um eine Übersetzung aus dem Deutschen des gleichen Werkes wie bei Obradovici handelt, was den Übersetzer betrifft werden jedoch entweder Samuil Micu oder Gheorghe Șincai genannt.

Einige der Übersetzungen aus dem Deutschen sind zweisprachig erschienen (rumänisch und deutsch), wobei in der Regel wie folgt vorgegangen wurde: Der deutsche Text erschien auf den Blättern mit geraden Seitenzahlen, die rumänische Variante auf den ungeraden, beispielsweise im 1804 in Lemberg auf Rumänisch gedruckten Bändchen *Învățătură despre sămănarea inului, pentru Bohemia, Moravia și Silezia* [Lehrbuch für Flachsanzbau; für Böhmen, Mähren und Schlesien] oder in der erwähnten 1777 veröffentlichten ersten rumänischsprachigen Schrift zur Mathematik.

Die bisherige Analyse dieser Druckschriften zeigt, dass es sich beim übersetzten Fachwortschatz meistens um eine Volksterminologie handelt (diese Lehrbücher waren vor allem für Volksschüler oder als Ratgeber für die ländliche Bevölkerung gedacht) und die meisten Fremdwörter aus dem Lateinischen und Italienischen stammen, wobei auch viele Fremdwörter einen deutschen Ursprung haben und dann bisweilen nur eine Lehnübertragung stattfindet. Die lateinische oder italienische Herkunft von zahlreichen Neologismen hängt damit zusammen, dass die Übersetzer Latinisten waren (siehe oben) und viele, insbesondere die Mitglieder des Klerus, an erstklassigen Schulen in Rom ausgebildet worden waren. Ebenso stammen auch im Deutschen viele wissenschaftliche Begriffe aus dem Mittellatein und man kann daher nicht immer zweifelsfrei feststellen, an welcher Sprache sich der Übersetzer orientierte.⁵⁶ Erkennbar ist auch, dass einige Neologismen mit lateinischer oder romani-

55 Victor Marian: *Aritmetica lui G. Obradovici* [Die Rechenkunst von G. Obradovici]. In: *Gazeta matematică* [Zeitschrift für Mathematik] 42 (1936–1937), H. 7, S. 337–341.

56 Ursu: *Formarea*, S. 89.

scher Herkunft in der rumänischen Orthographie mit einem eindeutigen phonetischen Einfluss aus dem Deutschen wiedergegeben werden. Neue Wörter wurden einfach nach deutschen Ausspracheregeln geschrieben: *ștructură*, *șircumstanție*, *ațid* („acid“), *șilindric*, *șinc* („zinc“), *șirculație*, *elastițitate*, *medișină*, *subștanță*, *șelulă*, *șeleritate*.⁵⁷

Für zahlreiche Entlehnungen oder Lehnübersetzungen konnte der direkte Einfluss des Deutschen nachgewiesen werden. Im erwähnten Lehrbuch von Obradovici zur Mathematik ist dazu ein anschauliches Beispiel zu finden, was die rumänische Übersetzung des Terminus „Bruch“ betrifft. Obradovici übersetzte es mit dem auch heute in der Mathematik üblichen „fracție“, jedoch in derselben Arbeit auch „ruptură“ [Abbruch] und „spargere“ [Zerbrechen oder Einbruch].⁵⁸ Weitere eigenartige Sprachschöpfungen, die durch Übersetzungsfehler zustande gekommen sind und die es im Rumänischen nicht gibt, sind demselben deutschen Einfluss zuzuschreiben: *a dividirui* anstatt „a împărți“, *a reduțirui* anstatt „reduce“, *șpeșies* anstatt „operație matematică“, *a substrahirui* anstatt „a scădea“ u. a. sind im Grunde auf die deutschen Termini *dividieren*, *reduzieren*, *Spezies*, *substrahieren* zurückzuführen.⁵⁹ Übersetzungsfehler dieser Art, bedingt durch das deutsche Original, können ebenso für andere Wissenschaftsbereiche belegt werden. Und auch in Werken, die nicht aus dem Deutschen übersetzt wurden, sind derartige Einflüsse des Deutschen erkennbar, beispielsweise in Übersetzungen aus dem Ungarischen oder Lateinischen. Die besten Beispiele sind die in Sibiu und Cluj (dt. Klausenburg) herausgegebenen medizinischen Fachbücher – aus dem Ungarischen von (wahrscheinlich) Ioan Piuariu-Molnar⁶⁰ bzw. aus dem Lateinischen von Iosif Pașca⁶¹ übersetzt.

Der Einfluss der deutschen Sprache in Übertragungen aus nichtdeutschen Sprachen zeigt sich um 1800 auch in anderen Werken. Dass möglicherweise während des Übersetzungsprozesses nicht nur der Ausgangstext vorlag, sondern auch eine bereits publizierte deutsche Übertragung als Hilfsmittel, könnte ein Grund für dieses Phänomen sein. In *Carte de mînă pentru bine-orînduita economie, lucrarea cîmpului și pentru plămădirea și pîndirea a vitelor și păsărilor celor casnice, spre mare treabă a plugarilor celor românești* [Handbuch für gute

57 Ebenda, S. 41; Ursu: Contribuții, S. 99.

58 Ursu: Formarea, S. 92.

59 Ebenda, S. 89.

60 Învățătură adevărată pre scurt a vindeca boala sfranțului, după experienția și ispitirile cele mai noaună [Kurzer Ratgeber für die Heilung von Syphilis, nach den neuesten Erfahrungen]. Sibiu 1803.

61 Meșteșugul lungimei de viață, prin doftoreasca grije a trupului și a sufletului [Die Kunst der Lebensverlängerung durch medizinische Heilung des Körpers und der Seele]. Cluj 1803.

Wirtschaftsführung: Feldarbeit, Rinderzucht und Hausgeflügel; für den Gebrauch des rumänischen Bauern],⁶² aus dem Serbischen von Grigore Obradović übersetzt, sind die Fachtermini eine Mischung aus dem Lateinischen, Italienischen, Französischen und Deutschen.⁶³ In Ioan Piurariu-Molnars *Economia Stupilor* [Wirtschaft der Bienenstöcke]⁶⁴ sind Lehnwörter aus dem Lateinischen, Französischen und Deutschen belegbar. Es gibt darüber hinaus auch Schriften, die im Original auf Deutsch erschienen, jedoch durch Übertragungen aus dem Französischen, Lateinischen, Italienischen oder Neugriechischen ins Rumänische gelangt sind.

Rumänische Schul- und Lehrbücher, die aus dem Deutschen übersetzt wurden, erschienen auch an Druckorten außerhalb der Monarchie. Leon Filipescu, einer der Gründer des landwirtschaftlichen Schulsystems in der Moldau, übersetzte aus dem Deutschen mehrere wissenschaftliche Arbeiten zur Landwirtschaft. Ins Rumänische übertrug er Schriften seines Professors in Hohenheim, Johann Adam Schlipf, darunter eines der Standardwerke zur Landwirtschaft, das in über zwanzig Auflagen erscheinen sollte: *Populäres Handbuch der Landwirthschaft für den praktischen Landwirth nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Fortschritte im Acker-, Wiesen- und Weinbau etc. Bienenzucht* (Reutlingen, 1841), das 1844 unter dem Titel *Dascalul agronomiei sau mînoducătorul practic în toate ramurile economiei* auf Rumänisch erschien. Das Lehrbuch wurde an den beiden besten Schulen der Moldau eingesetzt (*Academia Mihăileană* und *Seminarul Socola*).

Iacob Cihac erstellt ein Lexikon zur Naturgeschichte, das auf Basis mehrerer von ihm zusammengefügt deutscher Originalen ausgearbeitet und 1837 in Jassy unter dem Titel *Istoria naturală* [Naturgeschichte] gedruckt wurde. Ein Jahr später erscheint in der Übersetzung von Ioan Albineț *Macroviotica sau regule pentru păstrarea sănătății și prelungirea vieții* die rumänische Übertragung von Christoph Wilhelm Hufelands *Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern*.⁶⁵ Als erstes Lehrbuch für Physik in rumänischer Sprache gilt *Fizică elementară* (Jassy 1849), eine Übersetzung von Teodor Stamati des 1806 in Jena erschienenen *Lehrbuch der Physik* von Friedrich Christian Kries.

62 Gedruckt in Buda 1807.

63 Ursu: Formarea, S. 43.

64 Gedruckt in Wien 1785.

65 Albineț Übersetzung erschien 1838 in Iași, wobei es noch eine parallele Übertragung des Werkes gibt (Brașov 1844), die Pavel Vasici-Ungurean zugeschrieben wird. In der rumänischen Sekundärliteratur wird häufig Josef Friedrich Sobernheim als Autor der *Makrobiotik* genannt.

Außer diesen direkten Übersetzungen aus der deutschen Sprache erscheinen Schriften, in denen das Deutsche sozusagen „hinzugefügt“ wird, z. B. das um 1810 von Gheorghe Șincai verfasste viersprachige Wörterbuch zu terminologischen Begriffen aus dem Bereich der Naturwissenschaften (Lateinisch, Rumänisch, Ungarisch und Deutsch)⁶⁶ oder das *Lexicon românesc-latinesc-unguresc-nemțesc* [Rumänisch-lateinisch-ungarisch-deutsches Lexikon], das wichtigste Werk der Siebenbürger Schule (1825 in Buda gedruckt).⁶⁷ Dieses Werk beinhaltet überwiegend Fremdwörter lateinischer und romanischer Herkunft.

Anfang des 19. Jahrhunderts begann auch eine neue Periode des Vertriebssystems rumänischer Lehrbücher, die hauptsächlich in Buda gedruckt wurden. Buda entwickelte sich zum eigentlichen Zentrum für den Druck rumänischer Schriften, was auch damit zusammenhing, dass neue Stellen für Zensoren und Redakteure für das Rumänische in der Druckerei der Universität Buda geschaffen worden waren, die von wichtigen Vertretern des damaligen rumänischen Schrifttums besetzt wurden (Samuil Micu, Gheorghe Șincai, Petru Maior). Das Verlagsprogramm umfasste in der Folgezeit eine Vielzahl von Drucken und zeichnete sich durch eine hohe Diversität aus.⁶⁸ Es wurden Übersetzungen von Texten zur Geschichte des Römischen Reiches gedruckt, Texte über Logik, Ethik, Philosophie, Grammatik, Rhetorik, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, Medizin (sowohl Human- als auch Tiermedizin), Bodenkultur, Viehzucht u.v.m. In den meisten Fällen erscheint im Untertitel der Hinweis „für den Gebrauch von ...“ und es wird die Zielgruppe angegeben, an die sich die Publikation richtet.

Die Zeitspanne von 1780 bis 1830 war eine entscheidende Phase in der Geschichte der rumänischen Sprache. Ausgelöst wurde ein grundlegender Wandel durch die erste gedruckte Grammatik der rumänischen Sprache (auf Lateinisch von Samuil Micu und Gheorghe Șincai) unter dem Titel *Elementa*

66 Es gab zwei redaktionelle Ausführungen: *Vocabularium pertinens ad tria Regna Naturae*, in der zuerst der lateinische Fachbegriff angegeben ist und anschließend die rumänische, ungarische und deutsche Übersetzung folgt; bei der zweiten – *Vocabulariu ce ține de Istoria Naturei* [Wortschatz zur Naturgeschichte] – wird zuerst der rumänische Fachbegriff genannt. Siehe auch Ursu: Formarea, S. 32.

67 Ausgearbeitet von Samuil Micu, Petru Maior, Vasile Colosi, Ioan Corneli, Ioan Teodorovi-ci und Alexandru Teodori.

68 Vgl. Liliana Soare: Școala Ardeleană. Lexicul scrierilor de popularizare a științei [Școala Ardeleană. Der Wortschatz der populärwissenschaftlichen Schriften]. Pitești 2012, S. 112.

linguae daco-romanae sive valachicae [Elemente der dako-romanischen oder walachischen Sprache] 1780 in Wien. Entscheidende Faktoren für die wichtigste Modernisierungsphase in der rumänischen Sprachgeschichte waren eine reformistische Gruppierung, der etappenweise Übergang zum lateinischen Alphabet, die erstaunlich vielen Entlehnungen aus anderen Sprachen und die Bereicherung des Wortschatzes, die Versuche einer Standardisierung der Schriftsprache und die Kodifizierungstendenzen des Rumänischen sowie die Fülle an Übersetzungen von Lehr- und Schulbüchern.⁶⁹

69 Die Recherche zu diesem Beitrag wurde aus Mitteln der Rumänischen Forschungsgemeinschaft gefördert: Projektnummer PN-II-ID-PCE-2011-3-0722 und Projektnummer PN-II-CT-ERC-2012-1-5ERC.

Die deutsch-jüdische Schule in Czernowitz und die Säkularisierung des jüdischen Schulwesens in der Bukowina zwischen 1850 und 1870

MYKOLA KUSCHNIR

Zu den großen gesellschaftlichen Umwälzungen, die im 19. Jahrhundert das Leben der Juden in der Bukowina, der östlichsten Provinz der Donaumonarchie, bestimmten, zählen auch die Veränderungen im Schulwesen. Obwohl sich das jüdische Schulwesen der k. u. k. Zeit auf viele Bereiche des jüdischen Lebens in dieser Region auswirkte, gilt es in der Forschung nach wie vor als Desiderat. Es fehlen nicht nur Studien, die sich auf eine breite Quellenbasis stützen, sondern auch spezifische Untersuchungen zu den einzelnen Problemfeldern der Schulbildung der Juden in Czernowitz und in der Bukowina in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im vorliegenden Beitrag werden am Beispiel der deutsch-jüdischen Schule in Czernowitz die Anstrengungen des aufgeklärten Teils der jüdischen Gemeinde für eine Modernisierung des jüdischen Schulsystems ab den 1850er Jahren untersucht und hinterfragt, inwiefern das Engagement auch zu konkreten Veränderungen im jüdischen Bildungswesen geführt hat.

Jüdische Schulbildung in der Bukowina in der Vormärzzeit

Obwohl das Judentum wegen des religiösen Gebots des Torastudiums und somit der Aneignung von Wissen oftmals als Volk des Buches bezeichnet wird, galt das Schulsystem der Juden in der Bukowina bis Mitte des 19. Jahrhunderts als eher primitiv und unterentwickelt. Es wurde das herkömmliche Unterrichtsmodell praktiziert und in „Chadarim-Schulen“ (Chadarim, Plural von Cheder) durch Privatlehrer (Melamdim) jüdischen Kindern – überwiegend Knaben – auf Honorarbasis Grundschulkenntnisse mit religiösen Büchern vermittelt. Zwar kümmerten sich die jüdischen Gemeinden (Kahals) um die Elementarschulbildung jüdischer Kinder vor allem aus armen Familien, indem sie ihnen Lehrer zur Verfügung stellten, die aus der Gemeindekasse bezahlt wurden; es bestand jedoch generell keine administrativ vorgeschriebene Schulpflicht und über den Schulbesuch entschieden ausschließlich die jüdischen Eltern.

Im Unterschied zu Galizien verfügte die Bukowina sowohl in der vorösterreichischen Periode als auch nach 1775 über kein einziges bedeutendes Zentrum der talmudistischen Gelehrsamkeit, was auch Durchreisenden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auffiel.¹ Es verwundert daher nicht, dass sämtliche Kreis- bzw. Landesrabbiner in der Bukowina in dieser Zeit ausnahmslos aus anderen Regionen und Ländern stammten.

Die Aufnahme der Bukowina in die Habsburgermonarchie und die für sie zuständige österreichische Militär- und später galizische Gubernialadministration beförderten jedoch einen Wandel im Schulsystem, da die Misere in der Schulbildung der Bukowiner Juden nun zu einem Anliegen der Regierung wurde. Diese agierte allerdings nicht aus rein humanistischen Überlegungen, sondern verfolgte auch absolutistische Ziele. Sie unternahm den Versuch, die Juden in den östlichen Provinzen durch die Auflösung der geschlossenen Kehilim-Gemeinschaften, durch physische Arbeit sowie durch die Verbesserung des allgemeinen Bildungsniveaus zu „nützlichen Gliedern des Staates“² zu machen. So forderte das Toleranzpatent Josephs II. von 1789, dass „[...] bei jeder Gemeinde eine deutsche Schule nach dem Muster der Normalschule angelegt werden“ solle und dass „[...] kein Jüngling zu dem Talmudunterricht gelassen werden [solle], wenn er mit dem Zeugnisse des deutschen Schullehrers nicht darthun kann, daß er die deutsche Schule gehörig besucht [...] habe“³.

Das vorgeschriebene Schulzeugnis wurde von nun an sogar für die Heiratslizenzen benötigt und eventuelle Zuwiderhandlungen als schwere Straftat gewertet.

Nach den Bestimmungen des Toleranzpatents wurden in der Bukowina zwei deutsche Normalschulen für jüdische Kinder eingerichtet, je eine in der jüdischen Gemeinde von Czernowitz und Suczawa (rum. Suceava). Doch trotz aller Druck- und Lockmittel boykottierten die jüdischen Eltern diese Schulen, die 1806 aufgelöst wurden. Im selben Jahr verordnete die Hofkanzlei, dass die Kinder der tolerierten Juden den Unterricht in den bestehenden römisch-katholischen Volksschulen besuchen sollten. 1820 wurde diese Norm durch eine neue Verfügung insoweit korrigiert, als nun alle christlichen Volksschulen zum Besuch der jüdischen Kinder bestimmt worden waren. Es mussten wei-

1 David Sha'ari: Die jüdische Gemeinde von Czernowitz. In: Harald Heppner (Hg.): Czernowitz. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Stadt. Köln 2000, S. 108.

2 Samuel Josef Schulsohn: Die Geschichte der Juden in der Bukowina unter österreichischer Verwaltung 1774–1918. Breslau 1927, S. 14; ebenso Samuel Kassner: Die Juden in der Bukowina. Wien 1917, S. 16.

3 Judenordnung vom 7. Mai 1789. In: Politischer Codex oder wesentliche Darstellung sämtlicher die k.k. Staaten betreffenden Gesetze und Anordnungen im politischen Fache. Wien 1789, S. 218f.

tere zwanzig Jahre vergehen, bis den Juden mit der kaiserlichen Verordnung vom 24. März 1841 erlaubt wurde, eigene Volksschulen nach dem Muster der katholischen, jedoch aber nur mit katholischem Unterrichtspersonal, einzurichten und zu unterhalten.

Diese schwankende Vorgehensweise der Regierung wie auch die Experimente von Naftali Herz Homberg in Galizien zeigen, dass Wien permanent auf der Suche nach einem Schulmodell für die traditionsgebundenen Juden in den Ostprovinzen war. Das Modell musste zwei wichtigen Anforderungen entsprechen: Zum einen sollte es den Einfluss der jüdisch-religiösen Tradition auf den Schulunterricht begrenzen, zum anderen dazu geeignet sein, die jüdischen Kinder im Geiste der josephinischen Aufklärung erziehen zu können, was zweifellos mit der Praxis einer deutschen Akkulturierung gleichzusetzen war.

In der Bukowina und auch in Czernowitz hatten diese Bemühungen des absolutistischen Staates, der die Säkularisierung unterstützte, allerdings keinen Erfolg. Trotz des anhaltenden, intensiven Zuwachses der jüdischen Bevölkerung, die sich zwischen 1789 und 1820 mehr als verdoppelte, nahm die Zahl jüdischer Kinder in den öffentlichen Schulen nur sehr langsam zu. 1806 erhielten in der gesamten Bukowina nur 16 jüdische Kinder Schulzeugnisse. 1813 erteilten die Kreisbehörden an die Juden nur 37 Heiratslizenzen.⁴ Und das 1808 in Czernowitz eröffnete Gymnasium besuchte bis 1820 kein einziger jüdischer Schüler. Erst für das Schuljahr 1820/21 ist das erste jüdische Schulkind registriert.⁵

Die Wende kam in den 1840er Jahren, und sie war nicht vom Staat herbeigeführt worden, sondern von den Juden selbst. In Czernowitz bildete sich zwischen den 1820er und 1840er Jahren ein Kreis von jüdischen Geschäftsleuten, die in der Orthodoxie einen immer größeren Hemmschuh für die ökonomische und soziale Entwicklung der Juden sahen. Sie nahmen sich vor, ihr finanzielles und materielles Kapital in das soziale zu konvertieren, um dadurch ihren Einfluss sowohl auf die Gemeinde als auch auf die Kreisadministration zu vergrößern. Wichtige Akteure auf diesem Gebiet waren Isak Rubinstein und Hersch Welwel Juster. Rubinstein war „[...] ein angesehener gebildeter Mann, dessen Haus den ‚ästhetischen Salon‘ der Czernowitzer Vormärzzeit bildete und in dem führende Männer der Politik, Wirtschaft [...] verkehrten“⁶. Juster gehörte lange Zeit zum Vorstand der Kultusgemeinde. Es wurde kolportiert, dass er inoffiziell das Gut Czagor bei Czernowitz pachtete und in der Kreishauptstadt selbst mehrere Häuser besaß.⁷ 1841 wandte sich Juster an das

4 Nathan Michael Gelber: Geschichte der Juden in der Bukowina. In: Hugo Gold (Hg.): Geschichte der Juden in der Bukowina. Bd. 2. Tel Aviv 1962, S. 32.

5 Ebenda, S. 41.

6 Ebenda, S. 64.

Kreisamt mit der Bitte, ihm die Bürgerrechte zu gewähren. Das Kreisamt schätzte den Bittsteller als einen Mann, der „[...] sich durch seine Bildung, Solidität und durch seinen Wohlstand von den anderen Gliedern der hier-ortigen Judengemeinde ganz unterscheidet und dem österreichischen Kaiserhause anhänglich ist [...]“. Nichtsdestotrotz lehnte das Amt den Wunsch mit der Begründung ab, dass „[...] die Juden von den Bürgerrechten in der Stadt Czernowitz bisher ausgeschlossen waren“⁸.

Rubinstein und Juster wollten sich – wie auch andere renommierte Juden – nicht mehr damit abfinden, dass ihre Kinder eine Lehranstalt besuchten, in der „[...] Misstrauen und Vorurteil von Seiten der christlichen Lehrer, um die israelitische Jugend gleichartig mit der christlichen zu behandeln“⁹ herrschten. Eine Lösung sahen sie in der Gründung einer hebräisch-deutschen Lehranstalt „nach dem Muster der inländischen Normalhauptschulen“¹⁰. Nach einer Vorbereitungsphase, in der auch ein Komitee gegründet wurde, das u. a. für den Unterhalt der Schule verantwortlich sein sollte, nahm die Lehranstalt Anfang 1843 ihre Arbeit auf. Untergebracht war sie laut den Akten des Kreisamtes im Czernowitzer Haus Nr. 292, das von Juster „in 20-jährigen Bestand genommen“¹¹ worden war. Parallel wurde das k. u. k. Kreisamt vom Kultusgemeindevorstand um die Genehmigung dieser neuen Gemeindevorstand er sucht. Doch das galizische Gubernium lehnte den Antrag aus Czernowitz mit der Begründung ab, dass für den dauerhaften Erhalt der Schule ein entsprechender Fonds fehlen würde. Ein wesentlicher Grund für die Ablehnung des Schulprojektes in Czernowitz lag aber wohl darin, dass die Regierung in ihrer Politik gegenüber dem Judentum im Osten immer noch zwischen einem Bündnis mit der orthodoxen Mehrheit oder einer stärkeren Berücksichtigung der Interessen der aufgeklärten Minderheit schwankte.

Das Ringen um die säkularisierte Schule

Die Umbruchjahre 1848/49 veränderten die Schulpolitik in der Bukowina grundlegend. Durch die Loslösung der Bukowina von Galizien erhielten die lokalen Behörden eine größere Machtfülle und konnten nun eigene taktische

7 Deržavnyj Arhiv Černivec'koï Oblasti [Staatsarchiv des Czernowitzer Gebietes, i. F. DAČO], Fond [Findbuch] 1026, Opys [Aktenregister] 1, Sprava [Aktenmappe] 660, Arkuš [Blatt] 11 ff.

8 Ebenda, Blatt 7f.

9 K[alman] Dubensky: Israelit[isch]-deutsche Volksschule in Czernowitz 1855–1905. Czernowitz 1905, S. 13.

10 Ebenda, S. 12.

11 DAČO, Fond 1026, Opys 1, Sprava 660, Blatt 11 ff.

und strategische Interessen verfolgen. Da sie an einem wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt der Provinz interessiert waren und die Region von überwiegend strenggläubigen Juden besiedelt war, konnten Veränderungen aus ihrer Sicht nur mit einem für Reformen offenen Judentum verwirklicht werden. Daher kam es in Czernowitz sehr schnell zu einer Allianz zwischen der österreichischen Stadt- bzw. Landesverwaltung und dem „kleinen Teil der intelligenten und dem Kaiserhause treuen“¹² Gemeindemitglieder. Eben dieser taktischen Allianz war es zu verdanken, dass sich schon Anfang der 1850er Jahre reformwillige Juden wie Moriz Amster, Benjamin Tittinger und andere im Kultusgemeindevorstand etablierten. Nur durch diese Allianz war es möglich, dass 1854 trotz heftigen Widerstandes der orthodoxen Gemeindemitglieder, aber auch aufgrund einer zum Teil gefälschten Wahl, das Landesrabbinat erstmals von einem liberalen Rabbiner, Lasar (Elieser) Eliahu Igel, besetzt wurde. Der neue israelitische Oberseelsorger der Bukowina, der die Czernowitzer jüdische Gemeinde von nun an für lange Zeit in Unruhe versetzen sollte, kam aus Lemberg, wo er an der Universität als Dozent für orientalische Sprachen lehrte. Er hatte den Titel „Doktor der Theologie und Philosophie“ erworben und sprach fließend Deutsch. Zu den zahlreichen Beschwerdebriefen der orthodoxen Partei zur Rabbinerwahl von 1853¹³ zählt auch ein Schriftstück, das die äußere Erscheinung des neuen Landesrabbiners beschreibt:

Ein jüngerer Mann, mit einem kurz gestutzten Republikaner Vollbarte, im höchsten Salon-Galla-Anzuge, über welchen ein wahrscheinlich von einem russischen Canonicus entlehnter langer mit Knöpfen und Schnüren dicht besetzter und mit doppelten schmalen und darüber griechischen weiten Ärmeln versehener Amtsmantel gezogen und dessen Tracht durch einen Portiershut auf dem Kopfe nur noch auffallender vervollständigt oder aber diesen letztern zu Zeiten entweder durch einen Pariserhut oder durch ein geistliches Baret ersetzt wird, ist wohl für ein großstädtlerisches Theater eine höchst possible Figur [...].¹⁴

Rabbiner Igel kam nach Czernowitz zu einer Zeit, in der sich die jüdische Gemeinde darum bemühte, das neue jüdische Spital aufzubauen und den bereits 1796 begonnenen Bau der Hauptsynagoge fertigzustellen. Trotz dieser

12 Ebenda, Blatt 22.

13 Die Rabbinerwahl fand erstmals am 31. August 1853 statt. Da aber das k.k. Ministerium für Kultus und Unterricht die Ergebnisse aufgrund zahlreicher Beschwerden aus Czernowitz annulliert hatte, wurde am 10. Mai 1854 erneut eine Rabbinerwahl durchgeführt. In: DAČO, 3, 2, 1349, Blatt 26–40.

14 DAČO, 3, 2, 538, Blatt 18.

Aufgaben erkannte die Gemeinde nun ein günstiges Umfeld, um das Schulprojekt erneut auf die Tagesordnung zu bringen. Nachdem der neue und umfangreiche Schulantrag des Kultusgemeindevorstandes vom April 1852 vom k. u. k. Ministerium für Kultus und Unterricht angenommen worden war, begannen die Initiatoren mit der Realisierung. Nachdem der k. u. k. Landespräsident die Schullurkunde des Unterrichtsministeriums im September 1855 bestätigt hatte, konnte wenige Wochen später am 16. Oktober die dreiklassige deutsch-jüdische Doppel-Schule in einem speziell für diesen Zweck gemieteten Haus in der Karolinengasse eröffnet werden.¹⁵

Die Gründung einer eigenen Schule war für die Leitung der Kultusgemeinde ein bedeutender Schritt. Auch wenn von den 645 schulfähigen jüdischen Kindern in Czernowitz nur 268 in der neugegründeten Lehranstalt angemeldet worden waren, war es doch zweifellos ein großer Erfolg des „aufgeklärten“ Gemeindeflügels gegenüber den orthodoxen Strömungen. Auch viele orthodoxe Eltern hatten ihre Kinder in dieser säkularen Schule angemeldet. Denn die Zahl von 268 Schülern (bzw. 41,5 % der schulfähigen jüdischen Kinder) übertraf bei weitem die Zahl der „aufgeklärten“ jüdischen Familien in der Stadt.

In der neuen Schule wurden die Schüler in Religion und Hebräisch unterrichtet sowie eine aus Sicht vieler jüdischer Familien profaner und lange Zeit entbehrlicher Schulstoff vermittelt. Das Sprachenlernen (Deutsch, Rumänisch, Französisch und Polnisch) nahm anfänglich einen breiten Raum ein, der jedoch für die jüngeren Schüler bald darauf aufgrund der Überlastung begrenzt werden musste. Den Schülerinnen wurde zusätzlich „weibliche Handarbeit“¹⁶ beigebracht. Den Unterricht in der Schule leistete ein qualifiziertes Lehrpersonal, das wegen des Lehrermangels in der Region größtenteils von außen rekrutiert werden musste. Die meisten Lehrer kamen aus Mähren, einige auch aus Pest, Lemberg und Tarnopol.¹⁷ Sie alle waren europäisch orientiert, galten als Maskilim (hebr. für „aufgeklärt“, hier: Haskala-Anhänger) und wurden auch aus diesem Grund nach Czernowitz eingeladen, um die jüdische Jugend im neuen Geist zu erziehen.

Die Schulleitung übernahm der neugewählte Landesrabbiner Igel persönlich. Für die neue Lehranstalt, in der Igel jüdische Religionslehre unterrichtete, trat er so engagiert ein, dass nach einiger Zeit mehrere Gemeindeglieder argwöhnten, er vernachlässige dadurch seine Funktionen im Landesrabbinat. Aber für ihn als Schuldirektor war es besonders wichtig, die

15 Dubensky: Israelitisch-deutsche Volksschule, S. 14.

16 Ebenda, S. 27.

17 Dubensky: Israelitisch-deutsche Volksschule, S. 27–29 und S. 34–38.

Schule auch für die Kinder aus den ärmeren Schichten zu öffnen und ihr den elitären Charakter zu nehmen. Er trat daher nicht nur für ein niedriges Schulgeld ein (die unterste Stufe waren dreißig Kreuzer), sondern gründete 1857 einen jüdischen Wohltätigkeitsverein, der sich der neuen österreichischen Gesetzgebung anpasste.¹⁸ Der Verein hatte den Zweck, Schüler aus mittellosen Familien mit warmem Essen zu versorgen und wurde von der Frau des Rabbiners geleitet. Dieselbe Aufgabe hatte auch ein von Jakob Rosenzweig gestifteter Stipendialfonds. Auch die Gemeindeleitung unterstützte permanent die Schüler, indem sie unter anderem Sammelaktionen in der Stadt organisierte, um notleidende Kinder beispielsweise mit Winterkleidung zu versorgen.¹⁹ Das Hauptanliegen des Gemeindevorstands war jedoch von Beginn an die Sicherung eines eigenen Schulgebäudes. Das Vorhaben, das zuerst auf mannigfache Schwierigkeiten gestoßen war, wurde erst 1860 verwirklicht, nachdem Wien seine „allernädigste ausnahmsweise Bewilligung“²⁰ zum Erwerb eines Grundstückes in der Bischofsgasse (spätere Universitätsgasse) erteilt hatte.

Alle diese genannten Bemühungen führten dazu, dass die Zahl der Schüler der deutsch-jüdischen Schule in den folgenden zwanzig Jahren kontinuierlich wuchs und im Schuljahr 1874/75 bereits bei über 600 lag.²¹ Besonders in der liberalen Czernowitzer Öffentlichkeit war die Schule sehr angesehen. Das Amtsblatt *Czernowitzer Zeitung* berichtete am 23. Februar 1868 über die vollen Klassen und das immer größere Interesse der Juden an weltlicher Bildung. Sie warf auch die Frage in den Raum, ob es nicht an der Zeit wäre, eine zweite jüdische Schule in der Stadt zu gründen.²²

Die mustergültig organisierte israelitische Schule in Czernowitz war jedoch nicht nur ein Prestigewerk der Gemeindeleitung, sondern vor allem ein wichtiges Instrument der fortschrittlich gesinnten Juden, um die Ideen der Aufklärung unter den orthodoxen jüdischen Schichten zu verbreiten und sie für die umfangreiche Reform des jüdischen Gemeinwesens in der Bukowina zu gewinnen. Dass dieses Gemeinwesen stagnierte oder sogar heruntergekommen war, wurde 1856 bei einer Inspektionsreise des Landesrabbiners Igel durch die jüdischen Gemeinden der Bukowina deutlich. In seinem Bericht an die Landesadministration hält Igel fest: „Grenzenlose Verwahrlosung in geistiger Beziehung ist der allgemeine Typus dieser Gemeinden. Hiedurch fand ich mich aber nicht im Geringsten überrascht, denn was anders ist von einer

18 DAČO, 3, 2, 3356, Blatt 1f.

19 Siehe z. B. *Bukowinaer Rundschau*, 20. Dezember 1883.

20 Dubensky: Israelitisch-deutsche Volksschule, S. 32.

21 Johann Polek: Statistik des Judenthums in der Bukowina. Wien 1889 (Separat-Abdruck aus der *Statistischen Monatschrift*), S. 17.

22 *Czernowitzer Zeitung*, 23. Februar 1868.

Religionsgemeinschaft zu erwarten, deren Bekenner ohne Schulunterricht, [...] ja ohne die mindeste geistige Pflege heranwachsen?“²³ Der einzige Ort, wo Igel einen mehr oder weniger gut organisierten Schulunterricht für jüdische Kinder feststellen konnte, war die Unterbergersche Schule in Suczawa.²⁴

Opposition der Orthodoxie

Die führenden Kräfte der aufgeklärten Partei waren davon überzeugt, dass zuerst die miserable schulische Situation verbessert werden müsste, um anschließend mit allgemeinen Reformen zu beginnen. Die deutsch-jüdische Schule in Czernowitz sollte in dieser Hinsicht als ein Vorbild dienen, um den Reformwillen zu stärken. Doch diese Pläne stießen auf heftigen Widerstand der Orthodoxen bzw. der Chassidim, die ihre geistig-religiösen Ideale bedroht sahen, was sich sehr deutlich am Beispiel von Sadagora zeigte. Schon Mitte der 1850er Jahre, parallel zum Schulprojekt in Czernowitz, versuchten die Maskilim auch die jüdische Gemeinde in Sadagora – einem Ort, der sich durch den aus Ruzhin stammenden Zaddik zu einer Hochburg des Chassidismus entwickelt hatte – für die Gründung einer eigenen modernen jüdischen Schule zu gewinnen. Diese Bemühungen stießen zuerst auf fruchtbaren Boden. Im September 1861 beschwerten sich mehrere jüdische Eltern aus Sadagora bei Dr. von Bozdek, einem Mitglied des Distriktsschulrats, massiv über die prekäre Lage des Schulunterrichts und forderten eine neue jüdische Schule mit einem modernen und aufgeklärten Unterricht. Die Eltern verlangten darüber hinaus, alle „Winkellehrer“, die allesamt „Fremde“ seien, aus Sadagora abzuschieben.²⁵ Diese Beschwerde fiel in eine Zeit, in der der Landeschef der Bukowina anlässlich eines Besuchs in Sadagora die Eröffnung einer jüdischen Schule in Aussicht gestellt hatte. Doch die Gegenkräfte wirkten und es prallten Welten aufeinander. In den aufflammenden Konflikt waren mehrere Seiten verwickelt, sogar die sogenannten Scheuchetim [Schächter] wurden aktiv, die es vehement ablehnten, dass zur Finanzierung der Schule vor allem die Koscherfleischsteuer dienen sollte. Diese Stimmung führte dazu, dass der vom Landesrabbiner ausgearbeitete und dem Landesschulrat vorgelegte Plan für die neue Schulgründung in Sadagora scheiterte.

Erst im Laufe der 1880er Jahre konnte sich der reformorientierte Teil der jüdischen Gemeinde der Landeshauptstadt gegen die Orthodoxen endgültig

23 DAČO, 3, 2, 1349, Blatt 9.

24 Ebenda, Blatt 10.

25 DAČO, 3, 2, 2616, Blatt 139–143.

durchsetzen. In Sadagora wurde eine Baron-Hirsch-Schule eröffnet und 1900 besaß die Sadagorer israelitische Kultusgemeinde auch eine eigene konfessionelle Volksschule. Dies fiel jedoch bereits in eine Zeit, in der solche Schulanstalten nicht mehr als „Apikorsim-Lehrstätte“²⁶ galten, sondern als ein Schutz gegen Indifferentismus und die sich verstärkende Assimilation betrachtet wurden.

Es fällt auf, dass in Czernowitz die von den liberal gesinnten jüdischen Kreisen und Maskilim in den 1850er Jahren eingeleitete Säkularisierung des jüdischen Schulwesens in den folgenden Jahrzehnten einen schweren Stand hatte. Von Anfang an bestand hier eine starke Opposition zu den Reformplänen des Rabbiners Igel, angeführt vom orthodoxen Rabbiner Isaak Horowitz-Meisels, dem Vorgänger Igels. In den 1860er Jahren betreute er eine im Gegensatz zur deutsch-jüdischen Schule der Oberstadt im alten Stadtteil liegende und illegal organisierte traditionelle Schule, die etwa fünfzig Kinder besuchten und die von einem geheimen Verein „Talmud-Tora“ gegründet worden war.²⁷ Das Lager der Orthodoxen versuchte, die „Deutsch-Juden“ vor den Staatsbehörden zu diskreditieren und wartete auf die Möglichkeit, den Landesrabbiner abzuwählen. Doch das Kultusministerium beschloss sogar, die Amtszeit Igels zu verlängern, ohne darüber abstimmen zu lassen – aus Sicht der Orthodoxen war dies ein Affront. Der Konflikt eskalierte weiter und gipfelte in den 1870er Jahren in der Spaltung der Czernowitzer Kultusgemeinde. Ende 1871 konstituierte sich eine orthodoxe jüdische Gemeinde, die nicht nur das Eigentum bzw. die Einnahmequellen der einst einheitlichen Kultusgemeinde für sich beanspruchte, sondern auch die Gründung einer eigenen vierklassigen Talmud-Tora-Schule mit erweitertem Religionsunterricht forcierte, um die Popularität der bestehenden deutsch-jüdischen Schule bei den traditionstreuen jüdischen Einwohnern zu brechen.²⁸ Die permanenten Auseinandersetzungen der Czernowitzer jüdischen Gemeinde brachten praktisch das gesamte jüdische Reformwerk zum Erliegen. Die Säkularisierung des jüdischen Gemeinwesens, die wesentlicher Bestandteil dieses Reformwerks war und darauf zielte, die Legitimität religiöser Normen auf die religiöse Sphäre zu beschränken und mit zeitgemäßen sozialen Praktiken eine geistig-kulturelle Erneuerung des Judentums zu erwirken, wurde in Czernowitz bzw. in der Bukowina kaum verstanden und nur vorübergehend realisiert.

²⁶ Apikorsim, jiddische Pluralform von Apikojres (in der Bedeutung von „gottloser Mensch“, „Irrgläubiger“, „Ketzer“).

²⁷ DAČO, 10, 1, 120, Blatt 1f.

²⁸ DAČO, 3, 2, 9095, Blatt 1–3.

Umbruch in den 1870er Jahren

Doch waren für diese Schwierigkeiten die Juden nur zum Teil verantwortlich. Denn die größte Herausforderung stammte vom Habsburgerstaat selbst, dessen liberales Reformwerk der 1860er und 1870er Jahre für die Juden der Ostprovinzen oft attraktiver war als eine innerjüdische Diskussion. In der Bukowina und vor allem in Czernowitz kam es daher in den 1870er Jahren zu einem immer stärker werdenden Zustrom jüdischer Kinder und Jugendlicher in die Staatsschulen. So stieg beispielsweise die Zahl der jüdischen Schüler in den öffentlichen Volksschulen der Landeshauptstadt zwischen 1871 und 1880 von zwölf auf 770 und in der Bukowina (außer Czernowitz) von 369 im Jahr 1871 auf 1740 im Jahr 1880.²⁹ Auch an den Gymnasien und Realschulen nahmen sowohl die absoluten Zahlen als auch der Prozentsatz der jüdischen Schüler rasant zu.³⁰ In den 1880er Jahren wurde die k. u. k. Staats-Gewerbeschule zur beliebtesten Bildungsanstalt der Juden mit einem Anteil von 90 %.³¹

Die vom österreichischen Staat geförderte Integration der Juden in die sich rasch formierenden modernen Gesellschaftsstrukturen – verbunden mit der Perspektive des sozialen Aufstiegs – brachte auch Nachteile mit sich. Denn die von der Haskala und Aufklärung angestrebte geistig-gesellschaftliche Emanzipation bzw. Akkulturation und Verbürgerlichung der Juden³² beförderte gleichzeitig auch eine Assimilation, die auf liberalen Werten und der deutschen Kultur basierte und sich an dem Staatsmodell einer ausgleichenden Nationalitätenpolitik orientierte. Diese neuen Gefahren wurden von der jüdischen Führungsschicht auch erkannt und später zum Gegenstand der lokalen jüdischen Politik.

Die jüdischen Gemeinden in der Bukowina wehrten sich gegen diese Assimilationstendenzen zunächst passiv, indem sie die meist illegal bestehenden traditionellen Schulen nicht weiter bekämpften, sondern diese nun tolerierten oder sogar unterstützten, was dazu führte, dass es in der Bukowina und selbst in der Landeshauptstadt noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr viele Chadarim- und Talmud-Tora-Schulen gab. 1907 bestanden in Czernowitz zwanzig traditionelle jüdische Unterrichtsstätten mit insgesamt über 500 Schülern.³³

²⁹ Polek: Statistik, S. 18.

³⁰ Ebenda, S. 19.

³¹ Ebenda.

³² Siehe z. B. Jakob Allerhand: Das Judentum in der Aufklärung. Stuttgart 1980.

³³ DACO, 325, 1, 768, Blatt 1.

Zusammenfassung

Die erste und bedeutendste säkulare jüdische Bildungsinitiative begann in der Bukowina Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Reformbemühungen von fortschrittlich eingestellten Juden. Mit dieser Initiative war das Ziel verbunden, eine moderne Lehranstalt für jüdische Kinder in Czernowitz zu gründen. Die deutsch-jüdische Volksschule, die 1855 eröffnet worden war, blieb das einzige Schulprojekt, das erfolgreich verlief. Weitere Projekte und Reformen scheiterten, da sich der orthodoxe und der aufgeklärte Teil der Gemeinde erbittert bekämpften. Darüber hinaus machte das umfangreiche Bildungsangebot des österreichischen Staates weitere jüdische Initiativen im Schulwesen für die breite jüdische Masse zu diesem Zeitpunkt praktisch irrelevant. Ab den 1880er Jahren gewannen die traditionellen jüdischen Schulen dann als Reaktion auf die sich verstärkenden assimilatorischen Strömungen unter den Juden wieder an Bedeutung.

Unterricht einer fremden Sprache

Deutsch an ruthenischen Schulen in der Bukowina und Galizien zwischen 1867 und 1939

BOHDANA LABINSKA

Die vorliegende Untersuchung versteht sich als Beitrag zur Fremdsprachendidaktik im historischen Kontext. Schwerpunkt ist die Darstellung von Traditionslinien des Fremdsprachenunterrichts an ruthenischen (ukrainischen) Schulen in der Bukowina und in Galizien vor 1939. Als Quellenbasis dienen vor allem ruthenische Lehrbücher für die deutsche Sprache.¹ Der gewählte Untersuchungszeitraum 1867 bis 1939 lässt sich, was die Veränderungen der Methoden des Fremdsprachenunterrichts an ruthenischen Schulen betrifft, in drei Phasen einteilen.

1867 bis 1890: Neue Schul- und Unterrichtsgesetze

Die erste Phase verlief von 1867 bis 1890: Bukowina und Galizien waren zwar bereits seit vielen Jahrzehnten Teil der Habsburgermonarchie (seit 1775 bzw. 1772), doch fallen in diesen Zeitraum Gesetze und Erlasse, die das Schul- und Unterrichtswesen in dieser Region stark veränderten, z. B. die Staatsgrundgesetze von 1867, die die Schulpflicht, das Recht Ukrainisch zu lernen und die Einteilung in Volksschulen, in denen auch Fremdsprachen unterrichtet wurden, vorsahen. Die Gesetze von 1868 und 1869 zur Schulbildung in Österreich-Ungarn übertrugen die Verantwortung für den Bildungsbereich von der Kirche auf den Staat. Der Staat war für die Regelungen, Organisation und Kontrolle des Bildungsbereichs zuständig. 1869 wurde beispielsweise ein Gesetz zur allgemeinen Volksschulpflicht in Öster-

¹ In meiner Habilitation *Istoryčni narysy z metodyky navčannja inozemnyh mov na zabidnoukraińs'kyh zemľah (druba polovyna XIX – perša polovyna XX st.)* [Historische Skizzen zur Methodik des Fremdsprachenunterrichts in den westukrainischen Gebieten (zweite Hälfte des 19. bis erste Hälfte des 20. Jahrhunderts)], 2013 in Kyïv erschienen, habe ich mich mit modernen Fremdsprachen (Deutsch, Englisch, Französisch) an ruthenischen Schulen beschäftigt. Wenn nun im Folgenden auf Deutsch als Fremdsprache für ruthenische Schüler fokussiert wird, so schließt dies dennoch in den meisten Fällen die Methodik und Didaktik der anderen beiden Sprachen mit ein.

reich-Ungarn verabschiedet. Auch durften neben den staatlichen Schulen private Bildungsinstitutionen gegründet werden.

Auf der Basis dieser Gesetze kam es in Galizien und der Bukowina zu Bildungsreformen, die auch die Verwaltung betrafen, z. B. das Recht, Entscheidungen in Bildungsfragen dem regionalen Schulrat zu überlassen, der nun über Fächerauswahl, Lernprogramme und -pläne, und Lehrbücher in ukrainischer Sprache selbst bestimmen konnte. In dieser Phase wurde Deutsch bereits in der Volksschule unterrichtet und Französisch und Englisch erst in den Mittelschulen. Die Standards der Fremdsprachenbeherrschung wurden an das Niveau deutscher Muttersprachler angepasst, d. h. jeder ukrainische Schüler musste nach seinem Schulabschluss sehr gut Deutsch beherrschen, insbesondere dann, wenn er eine weiterführende Schule besuchen wollte.

Obwohl sich die ethnische Zusammensetzung der Schüler in Galizien und der Bukowina voneinander unterschied, mussten alle Schüler unabhängig von ihrer Nationalsprache Deutsch als zweite Sprache bzw. als erste Fremdsprache erlernen. Das Gesetz des galizischen Rates vom 22. Juni 1867 hielt fest, dass die Unterrichtssprache in den Volksschulen entweder vom Schulträger oder vom Landesschulrat bestimmt werden sollte. In den polnischen und ukrainischen Volksschulen mussten beide Sprachen erworben werden. Deutsch war erst ab der dritten Klasse einer Mittelschule vorgesehen.² In der Bukowina dagegen fungierte Deutsch als die zweite Sprache in nichtdeutschen Schulen und musste mindestens zwei Stunden pro Woche unterrichtet werden.³

Die Lehrpläne zum Fremdsprachenunterricht, die zwischen 1867 und 1890 entstanden, umfassten spezifische und ausformulierte Lehr- und Lernziele, Lehrinhalte und Unterrichtspläne. In einem ergänzenden Teil wurde die Geschichte der Schule umrissen und über gesetzliche Veränderungen informiert. Die Lehrpläne beinhalteten auch Hinweise für Lehrer zum Unterrichten einer zweiten bzw. dritten Sprache. Das Lehrprogramm an sich bestand aus den Unterrichtsplänen für alle Fächer und aus den Prüfungsthemen und -fragen. Im Unterschied zu Galizien wurden die Lehrpläne in der Bukowina für jeden Typus einer Bildungseinrichtung vom Landesschulrat entwickelt und gedruckt. Sie waren umfangreicher und umfassten auch die Lehrerlisten von jedem Fach, die Schülerlisten mit Namen, Vornamen und Nationalität.

2 Vgl. B. M. Stuparyk: *Škil'nyctvo Halyččyny (1772–1939 rr.)* [Das Schulwesen Galiziens (1772–1939)]. Ivano-Frankivs'k 1994, S. 143.

3 *Deržavnyj Arhiv Černivec'koï Oblasti* [Staatsarchiv des Czernowitzer Gebietes, i. F. DAČO], Fond [Findbuch] 211 (Landesschulrat der Bukowina), Opys [Aktenregister] 1, Sprava [Aktenmappe] 99 (Briefwechsel mit dem Kultus- und Bildungsministerium zu den Programmen für Volks- und Mittelschulen 1870), Arkuš [Blatt] 25.

Lehrmethoden zwischen 1867 und 1890

Das Hauptlernziel des Fremdsprachenunterrichts lag in dieser Zeit vor allem im Erwerb der korrekten Grammatik, in der Lesefertigkeit und der Übersetzungskompetenz. Angelegt an den Erwerb der humanistischen, aber „toten“ Sprachen Latein und Altgriechisch, dominierten die Grammatik-Übersetzungs-Methode und die textuelle Übersetzungs-Methode. Curricula und Lehrwerke unterlagen bis 1890 einer Vielzahl von Kriterien, in denen sich auch die Unterrichtsrealität von Deutsch als Fremdsprache an ruthenischen Schulen in Galizien und der Bukowina widerspiegelt. Diese Kriterien lassen sich in drei Gruppen einteilen. Zur ersten Gruppe gehören Merkmale, die auch für den gesamten Untersuchungszeitraum gültig sind. Dazu zählt beispielsweise die Schriftsprache, auf der der Fremdsprachenunterricht stets basiert, oder das Auswendiglernen von grammatikalischen Strukturen und Lexik. Grammatik wurde anhand der Originaltexte vermittelt, die Lexik sich mittels einer direkten Übersetzung in die Muttersprache angeeignet. Die zweite Gruppe umfasst Kriterien, die vor allem für die untersuchten Regionen gelten können. Die Fremdsprachengrammatik wurde in diesem Raum mit der Muttersprache (bei der Verwendung von grammatischen Übersetzungsmethoden) und nicht mit Latein verglichen. Und schließlich gehören zur dritten Gruppe mindestens vier Aspekte, die neu waren. Während des Lesens wurde der Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Laut erklärt; Lesen und Schreiben betrachtete man beim Erlernen einer Fremdsprache als Kategorien, die nicht voneinander zu trennen sind, dabei fungierte das Lesen als eine Grundlage zum Erlernen des Schreibens; während des Lesens lernten die Schüler nicht nur die Geschichte und die geographische Lage von Österreich-Ungarn kennen, sondern auch die ihrer Heimat und der anderen europäischen Länder; und zuletzt wurde besonders Wert auf persönliche Fähigkeiten der Schüler beim Lernprozess gelegt.

Lehrbücher zwischen 1867 und 1890

Als Beispiel werden hier zwei Lehrbücher für Deutsch als Fremdsprache (DaF) vorgestellt, die für diverse Schulstufen geplant worden sind, in denen jedoch die zeittypische Grammatik-Übersetzungsmethode vorherrscht. Das DaF-Lehrbuch für ukrainische Muttersprachler *Praktyčna grammatyka nemeckoho jazyka. Čast' pervaja dlja treteho otradu gorodskih i holovnih škol v Avstrijskoj deržave* [Die praktische Grammatik der deutschen Sprache. Teil eins für die dritte Stufe der städtischen und der Normalschulen im österreichischen Staat] von 1870 wurde in den Volksschulen in der ersten und zweiten Klasse eingesetzt. Es hatte eine klare Struktur und setzte sich aus einem

grammatischen Teil mit Übungen, einem Textkorpus und einem deutsch-ukrainischen Glossar zusammen. Jede Unterrichtsstunde wurde identisch geplant und begann mit der Erklärung einer Grammatikregel, die anhand von Übungen gefestigt werden sollte. Die Grammatik wurde komparativ mithilfe der deutsch-ukrainischen Übungen erklärt. Den Grammatikübungen folgten Texte vorwiegend mit religiösen Themen bzw. mit einem erzieherischen Anspruch.

Die gleiche Struktur wies das Lehrbuch *Knižka dlja vpravy v jazyce nemeckom* [Übungsbuch für Deutsch] von Evhenij Janota auf, das 1886 in Lemberg (ukr. L'viv) erschien und in den ersten beiden Klassen ruthenischer Gymnasien eingesetzt wurde. Das Lehrbuch bestand ebenfalls aus zwei Teilen und einem deutsch-ukrainischen und ukrainisch-deutschen Glossar. Im ersten Teil wurden die Grammatikregeln auf Ukrainisch erklärt und durch Übungen ergänzt. Dieses Lehrbuch umfasste auch unterschiedliche Textsorten in deutscher Sprache. Die erste Textsammlung beinhaltete Märchen der Brüder Grimm, Erzählungen von Lessing u. a. sowie diverse Sprichwörter, Anekdoten und Witze. Alle deutschsprachigen Texte wurden vom Verfasser auf Ukrainisch kommentiert und teilweise übersetzt und hatten einen erzieherischen Anspruch. In der zweiten Textsammlung folgten Beschreibungen zu Fauna und Flora sowie geschichtliche Texte, die ebenfalls mit ukrainischen Kommentaren versehen waren. Texte in DaF fungierten als Übersetzungsmaterial für Schüler, anhand dessen sie auch grammatische Regeln lernen und festigen sollten.

Was die erste Phase betrifft, so lässt sich festhalten, dass die Übersetzungsmethoden der damaligen Zeit teilweise relativ moderne Züge aufweisen, wie z. B. Vergleich der Fremdsprache mit der Muttersprache, das individuelle und ausdifferenzierte Unterrichten einer Fremdsprache und die Vermittlung von Landeskunde. Allerdings waren die Methoden des Fremdsprachenunterrichts in diesem Zeitraum kaum dazu geeignet, kommunikative Fertigkeiten zu fördern, sondern sie vermittelten in erster Linie theoretisches Wissen einer Sprache als System.

1890 bis 1918: Modernisierung des Fremdsprachenunterrichts

Die zweite Phase von 1890 bis 1918 zeichnete sich durch Reformen im Bildungssystem aus, was zu einer stärkeren Verbreitung humanistischer Werte und Bildung führte. 1888 verabschiedete das k.k. Ministerium für Kultus und Unterricht Gesetzesänderungen zu den Lehrplänen für Volksschulen, die den Anspruch an den Fremdsprachenunterricht neu definierten: das klare Verstehen von Mitteilungen in einer Fremdsprache, freies Sprechen

und Schreiben sowie Leseverstehen.⁴ Im Mittelpunkt des Unterrichts stand nun die praktische Beherrschung einer Fremdsprache. Am 8. August 1908 wurden vom k.k. Ministerium für Kultus und Unterricht die neuen Lehrpläne für reale und klassische Gymnasien verabschiedet, die mehr Stunden für Fremdsprachen vorsahen und zum Ziel hatten, „lebendige“ Sprachen zu unterrichten, indem man beispielsweise neben klassischen Grammatik- und Leseunden einmal pro Woche Sprechunterricht abhielt. Die neuen Lehrpläne sollten auch die Altersunterschiede der Schüler berücksichtigen. Die Neuerungen im Fremdsprachenunterricht betrafen darüber hinaus die Handels- und Realschulen. Die Schüler sollten an diesen Einrichtungen die Fachlexik beherrschen und imstande sein, in einer Fremdsprache frei zu korrespondieren und Unterlagen eigenständig auszufüllen. Die Implementierung der neuen Lehrpläne sowie die Qualität der neuen Lehrbücher wurden in Galizien und der Bukowina durch Schulinspektoren kontrolliert. Die Auswahl der Lehrbücher trafen in Österreich-Ungarn nicht die Lehrer selbst, wie z. B. im Russischen Reich, sondern Landes- und Kreisschulräte, was die Umsetzung einer einheitlichen Bildungspolitik auf Landesebene garantierte.

Die Gesetzesänderungen wurden in Galizien und der Bukowina unter der Lehrerschaft, Pädagogen und Schulleitern breit diskutiert. Am 10. Oktober 1891 fand eine Sitzung des Landesschulrats in Galizien statt, auf der neue Lehrbücher und -pläne besprochen wurden. Der Schulrat gab nach der Sitzung bekannt, welche Anforderungen an die neuen Lehrbücher zu stellen sind, und zwar, dass a) die in Galizien eingesetzten Lehrbücher keine politischen Fragen beinhalten durften, b) die Texte das Alltagsleben widerspiegeln sollten, c) bei der Herausgabe der Lehrbücher alle Beschlüsse des Landesschulrats berücksichtigt werden sollten und d) in den Schulen nur die Lehrbücher zum Einsatz kommen sollten, die vom k.k. Ministerium für Kultus und Unterricht zugelassen worden waren.⁵

In der Bukowina herrschte zwar ein allgemeiner Konsens darüber, dass im Fremdsprachenunterricht die befürworteten Lehrbücher verwendet werden sollten, dennoch nutzten die Lehrerkonferenzen auf Kreisebene oft das Recht, den hiesigen Schuldirektionen andere Lehrbücher zu empfehlen. Als Grund

4 Vgl. Josef Wotta: Sammlung der für die Bukowina in Kraft bestehenden Gesetze und Verordnungen, welche das Volksschulwesen betreffen. Czernowitz 1899.

5 Vgl. Anketa v sprav ruskich knížok školnyh [Fragebogen in Sachen der ruthenischen Schulbücher]. In: *Učitel': orban ruskoho tovarystva pedahobičnogo* [Lehrer: Organ des ruthenischen pädagogischen Vereins]. L'vov [Lemberg] 1891, S. 341–345.

wurde oft die Komplexität des Lehrbuchs angeführt oder eine andere Unterrichtssprache (z. B. Ukrainisch, Rumänisch oder Polnisch).⁶

Die Fremdsprachen galten nun als ein wichtiges Mittel für die Vertiefung humanistischer Ideale. Durch die Reformen wurden im Unterricht die mündliche Sprache, Grammatikkenntnisse und die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts gefördert. Literarische Werke in der Zielsprache und der Einblick in die Kultur, Geographie und Geschichte sollten das Wissen der Schüler kontinuierlich erweitern. In den Real- und Handelsschulen erwarben die Schüler außerdem praktische Kenntnisse im brieflichen Verkehr und in der Geschäftskorrespondenz.

Lehrmethoden zwischen 1890 und 1918

In dieser zweiten Phase dominierte im europäischen Fremdsprachenunterricht die auf sprachlichen und kulturwissenschaftlichen Kategorien basierende direkte Methode. Auch in Galizien und in der Bukowina ist in der Fremdsprachendidaktik ein Übergang von der Grammatik-Übersetzungs- zur direkten Methode zu beobachten. Diese Sprachlernmethode ist in den Arbeiten der sogenannten Junggrammatiker begründet, deren Schule Ende der 1870er Jahre in Leipzig entstanden war. Zu den bekanntesten Vertretern der Leipziger Schule der Junggrammatiker zählen die Sprachwissenschaftler August Leskien, Eduard Sievers und Karl Brugmann. Im Zentrum der direkten Methode stand ein neues Konzept der Fremdsprachendidaktik, das auf einer aktiven Konversation und weniger auf Grammatik fokussierte und auf den Einsatz der Muttersprache verzichtete. Einer der Anhänger dieser Methode war der Bukowiner Landesschulinspektor Dr. Karl Tumlirz. In einem seiner zahlreichen Beiträge zum Volksschulwesen in der Bukowina führte er als Beispiel die multilinguale Bevölkerung der Bukowina an, die relativ schnell ohne eine methodische Basis eine Fremdsprache erwarb. Rumänen und Ruthenen der Bukowina eigneten sich die deutsche Sprache schnell an, da sie sich in einem deutschsprachigen Umfeld aufhielten bzw. indem sie sich mit den Trägern der deutschen Sprache austauschen mussten. Obgleich ihre Kenntnisse nicht systematisch und strukturiert erworben worden waren, reichten sie aus, um im Alltag kommunizieren zu können.⁷

6 Vgl. Ivan Herasymovyč, *Pidručnyk u spravah škil'nyh. Zbirka škil'nyh zakoniv i rozporjadkiv vraz iz vzircjamy urjadovoho dilovodstva i korespondenciji* [Lehrbuch in Schulfragen. Sammelband der Schulgesetze und Verordnungen mit Formularmustern für Dokumente und Korrespondenz]. Zastavna 1914.

7 Vgl. Karl Tumlirz: Sprechübungen in der deutschen Sprache an Volksschulen mit anderer Unterrichtssprache. In: *Bukowiner Schule. Zeitschrift für das Volksschulwesen* 1 (1904), H. 3, S. 3f.

Lehrbücher zwischen 1890 und 1918

Die DaF-Lehrbücher dieser Phase lassen sich in drei Typenklassen unterteilen:

Erstens: Lehrbücher, die vorwiegend für Gymnasiasten im ersten und zweiten Schuljahr konzipiert wurden. Sie bestanden aus zwei Teilen und beinhalteten Texte und Grammatik. Die Texte reflektierten den Alltag und wurden durch Dialoge ergänzt. Am Ende jeder Einheit folgte ein Glossar. Einige wenige Lehrbücher umfassten auch einen Phonetikteil.

Zweitens: Lehrbücher mit Lektüre, d. h. Anthologien mit belletristischen Kurztexten. Einige Anthologien wurden durch Autorenbiographien des 18. und 19. Jahrhunderts sowie durch landeskundliche Informationen ergänzt.

Drittens: Lehrbücher, die einen kohärenten Aufbau mit Phonetik, Texten und dazugehöriger Lexik, Text-, Wortschatz- und Grammatikübungen sowie Erklärungen zu den Grammatikregeln aufwiesen. Einige Lehrbücher behandelten auch Landeskunde.

Die neu eingeführten methodischen Konzepte wurden in den meisten Lehrbüchern realisiert. Das bedeutete, dass nun phonetische Übungen wie Artikulations-, Intonations-, Kommunikations- und Sprechübungen aufgenommen wurden. Jedoch wurde festgestellt, dass in den meisten Lehrbüchern für Deutsch im Unterschied zu den Lehrbüchern für Englisch und Französisch der Phonetikteil viel kleiner ausfiel. Dagegen wurde der Grammatikteil stark erweitert, weil die Grammatik in der direkten Methode als das wichtigste Instrument für den Fremdspracherwerb galt. Darüber hinaus wurden die Lehrer im Zuge der Unterrichtsreformen im Jahr 1908 aufgefordert, den Grammatikunterricht stärker zu berücksichtigen, nachdem sich die Kreisschulräte über den mangelnden Kenntnisstand bei den Schülern beklagt hatten. Als Lösung wurden ganze Grammatikteile in der Muttersprache der Schüler eingeführt. Grammatik wurde den Schülern anhand der gelesenen Texte vermittelt. Das Lehrbuch für DaF *Vpravy nimecki dlja peršoi kljasy škil serednih* [Übungen für Deutsch für die erste Klasse an Mittelschulen] aus dem Jahr 1898⁸ bestand aus zwei Teilen und einem deutsch-ukrainischen Glossar. In vierzig Unterrichtsstunden wurden Alltagsthemen wie „Meine Familie“, „Garten“, „Schule“, „Kirche“, „Körper“ etc. behandelt, die mit Kommentaren zu grammatischen und in ukrainischer Sprache verfassten Erklärungen im zweiten Buchteil versehen waren. Im Unterschied zu den früheren Lehrbüchern fehlten hier Übersetzungsaufgaben und der Phonetikteil, der als einer der Schlüsselinstrumente der direkten Methode fungierte.

8 Verfasser des in Lemberg erschienenen Lehrbuchs waren L. Hermann und K. Petelenz.

1918 bis 1939: Wandel von Verwaltung und Unterricht unter neuen politischen Bedingungen

Die dritte Phase stand unter den Zeichen einer veränderten politischen Landschaft. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zur Vereinigung von Ostgalizien (und Westwolynien) mit Polen und der Bukowina mit Rumänien. Da auch Transkarpatien zur Tschechoslowakei kam, war aus einer ehemaligen Großregion der Habsburgermonarchie ein Raum entstanden, der sich auf drei Länder erstreckte, jedoch überwiegend von Ukrainern besiedelt war. Unter nicht einfachen sozialen Bedingungen aufgrund der schweren Kriegsfolgen oder der neuen politischen Machtverhältnisse war man vorerst bestrebt, die Erneuerungen im Bildungssystem zu bewahren. In allen genannten Regionen fanden aber auch Bildungsreformen statt.

In Galizien und in der Bukowina änderten sich die Staats- und Amtssprachen. In der Bukowina galt Rumänisch ab den 1920er Jahren als einzige Staatssprache, in Ostgalizien erhielten Polnisch und Ukrainisch diesen Status. Dennoch verringerte sich die Anzahl der ruthenischen Schulen in Ostgalizien, während die der polnischsprachigen Lehranstalten wuchs. Die Funktionen des k.k. Ministeriums für Kultur und Unterricht übernahm nun das Staatssekretariat für Bildung. Mit dem Gesetz vom 10. Februar 1919 wurden in Galizien alle privaten Schulen mit Ukrainisch als Unterrichtssprache verstaatlicht. Am 31. Juli 1919 verabschiedete die polnische Regierung das sogenannte „Kresy“-Schulgesetz, das die Zweisprachigkeit in den östlichen Regionen des Staates – in den Kresy⁹ – festlegte. Eine Umstrukturierung des Bildungswesens wurde im Gesetz vom 11. März 1932 verabschiedet, wonach die Volksschule auf sechs Jahre ausgeweitet wurde. Das weiterführende allgemeine Gymnasium entsprach den 3. bis 6. Klassen des österreichischen Gymnasiums und die fachliche Ausrichtung bzw. Spezifizierung begann nun ab der 7. Klasse eines Lyzeums. Dieses Gesetz hatte in Galizien eine grundlegende Auswirkung auf den Fremdsprachenunterricht, da dieser dadurch in der Volksschule abgeschafft worden war. Bis zum Alter von 14 Jahren lernten Schüler ausschließlich in ihren Muttersprachen.¹⁰

In der Bukowina gestaltete sich die Sprachenfrage insbesondere für die ukrainische Bevölkerung problematisch. Nach der Eingliederung der Bukowina in Rumänien 1918 wurden nahezu alle Lebensbereiche rumänisiert, was auch

9 Als Kresy [Grenzland] wurden während der Zweiten Polnischen Republik zwischen 1918 und 1939 die östlich der sogenannten Curzon-Linie gelegenen Gebiete bezeichnet. Dazu gehörte auch Ostgalizien.

10 Vgl. Jakiv Romanenko: Čuža mova i dvomovnist' u školi. Šljah vyhovannja i navčannja. Ričnyk X [Eine fremde Sprache und die Zweisprachigkeit in der Schule. Erziehungs- und Unterrichtsmethoden. Jahrbuch 10]. L'viv. 1936, S. 76–94.

die Arbeit ukrainischer Einrichtungen stark beeinträchtigte.¹¹ Direkt nach dem Machtwechsel wurden alle nichtrumänischen Schuldirektoren entlassen und Rumänisch – nach einer kurzen Übergangsphase – als einzige Unterrichtssprache bestimmt. Für den Bildungsbereich der Ukrainer bedeutete dies, dass alle Lehrpläne und -bücher in ukrainischer Sprache nicht mehr zugelassen waren. Ab 1918 verwalteten nun nicht mehr die Gemeinden das Volksschulwesen, sondern eine zentrale Behörde in Czernowitz. Mit dem „Gesetz für die staatlichen Elementarschulen“ 1924 wurde das staatliche Schulwesen in Rumänien zentralisiert und in allen staatlichen Schulen Rumänisch endgültig als einzige Unterrichtssprache festgelegt.¹²

Lehrmethoden zwischen 1918 und 1939

Lehr- und Lerntraditionen aus der österreich-ungarischen Zeit gerieten nicht in Vergessenheit, sie entwickelten sich fort, wurden modifiziert, auch wenn die äußeren Umstände oftmals ziemlich schwierig waren. Folgende Aspekte wurden aber in den ruthenischen Schulen bis 1939 beibehalten: die Rede in mündlicher und schriftlicher Form im Alltag, das selbständige Verstehen einfacher Texte, das Analysieren von komplizierten Texten mit Hilfe des Wörterbuchs und das Erkennen und die richtige Verwendung der wichtigsten grammatischen Regeln. In dieser Phase basierte der Fremdsprachenunterricht auf der Misch-Methode, die offiziell in den Lerncurricula festgelegt wurde, und die linguistische, kulturologische, kognitive, integrative und Sprechansätze berücksichtigte. Ein neues didaktisches Prinzip kam hinzu – das der Individualisierung. Beim Lernprozess achtete man auf die psychologischen Fähigkeiten, auch auf individuelle Fähigkeiten und ging stärker auf Schülerinteressen ein. Einzug in den Fremdsprachenunterricht fand auch das dramatische Spiel, d. h. die Inszenierung und das Einspielen von Alltagssituationen.

Lehrbücher zwischen 1918 und 1939

Der Lehrbuchkorpus kann in diesem Zeitraum in zwei Gruppen unterteilt werden.

Erstens: Lehrbücher, die nach einem thematisch-situativen Prinzip strukturiert waren und Alltagstexte, landeskundliche Informationen, lexikalische und grammatische Einheiten, Übungen zu Sprech- und Schreibfertigkeiten sowie phonetische Übungen umfassten.

11 Vgl. Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944. München 2001 (Südosteuropäische Arbeiten, 111).

12 Ebenda, Kapitel 3.3.2.2 (Rumänisierung des Bildungswesens und der orthodoxen Kirche), S. 158–173.

Zweitens: Lehrbücher als Lesebücher, die Märchen, Gedichte, kurze belletristische Texte und Erzählungen sowie Angaben zur Geschichte, Geographie und Kultur eines Landes beinhalteten. Diese Lesebücher wurden in der jeweiligen Sprache des Landes publiziert – auf Polnisch in Galizien und auf Rumänisch in der Bukowina. Die Lesebücher wurden im Fremdsprachenunterricht für die Mittel- und Oberstufe eingesetzt. Im Unterschied zu den beiden vorherigen Phasen waren die Lehrbücher weitaus besser strukturiert und ermöglichten eine gute Unterrichtsplanung. Erstmals wurden kreative Aufgaben aufgenommen und die Lerner sollten z. B. selbst beschreiben, wie ihre Familien bestimmte Feste feiern bzw. welche Traditionen in ihrem Umfeld gepflegt werden.

Mit Blick auf alle drei untersuchten Phasen lässt sich zusammenfassend feststellen, dass sich die Methodik des Fremdsprachenunterrichts an den neuen Forschungsansätzen orientierte, innovative Ideen der neuen wissenschaftlichen Praxis sowie theoretische Aspekte berücksichtigte. Obwohl in allen drei Phasen die Grammatik und die Aneignung neuer Lexik zentrale Bestandteile des Fremdsprachenunterrichts waren, ist eine Verschiebung zum individualisierten Unterricht zu beobachten. Darüber hinaus wurden Literatur und Landeskunde als neues Material immer stärker im Fremdsprachenunterricht berücksichtigt. Diese Vielfalt und Ausdifferenzierung führte auch zu einer verbesserten Struktur der Lehrbücher und zu einer Standardisierung des Fremdsprachenunterrichts in Galizien und der Bukowina.

„Da aber die Schule in einem schauerlichen Zustand ist ...“

Zum Unterrichtswesen der deutschen Siedler in der Dobrudscha

JOSEF SALLANZ

Die historische Region Dobrudscha erstreckt sich zwischen dem Schwarzen Meer und der Donau, genauer dem Donaudelta im Norden und der bergigen Landschaft Ludogorje in Bulgarien im Süden. Die Dobrudscha bildet heute das Grenzgebiet zwischen Südostrumänien und Nordostbulgarien. Sie umfasst die beiden rumänischen Verwaltungskreise Tulcea und Konstanza (rum. Constanța) sowie die beiden bulgarischen Bezirke Silistra und Dobritsch (bulg. Dobrič). Vom Ende des 14. Jahrhunderts bis 1878 stand die Dobrudscha unter osmanischer Herrschaft. 1878 kam der eindeutig größere nördliche Teil zum Königreich Rumänien. Der bulgarische südliche Teil der Region wurde 1913 infolge des Zweiten Balkankrieges durch Rumänien annektiert und 1940 wieder an Bulgarien abgetreten. Seit damals ist die Region zwischen Rumänien und Bulgarien endgültig geteilt.¹

Ansiedlung der Deutschen in der Dobrudscha

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts sind deutsche Siedler in mehreren Etappen in die zum Osmanischen Reich gehörende Region Dobrudscha eingewandert. Die deutschen Kolonisten kamen mit wenigen Ausnahmen aus Bessarabien sowie den südrussischen Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Taurin.² Diese Siedler wurden mehrheitlich 1812 unter Zar Alexander I. nach

1 Ausführlicher zur Geschichte der Dobrudscha mit umfangreicher Bibliographie, vgl. Andrea Schmidt-Rösler: Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg: Die Grenzziehung in der Dobrudscha und im Banat und die Folgeprobleme. Frankfurt/M. u. a. 1994 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 622), S. 17–196; Josef Sallanz: Bedeutungswandel von Ethnizität unter dem Einfluss von Globalisierung. Die rumänische Dobrudscha als Beispiel. Potsdam 2007, S. 47–91.

2 Zur Einwanderung der deutschen Siedler nach Neurussland und Bessarabien im 18. und 19. Jahrhundert besteht eine recht umfangreiche Literatur. Stellvertretend seien hier ge-

der Einverleibung Bessarabiens ins Russische Reich geholt, um beim Wiederaufbau der zu jener Zeit dünn besiedelten Region zwischen Pruth und Dnestr zu helfen. Das Zarenreich verließen die deutschen Siedler Richtung osmanische Dobrudscha hauptsächlich aus ökonomischen Gründen, verursacht durch die verschlechterten Lebensbedingungen, d. h. vor allem wegen des Landmangels, der immer stärker werdenden Russifizierungspolitik, die besonders das Schulwesen betraf, und des Verlusts von Privilegien, wie z. B. der Befreiung vom Militärdienst. Sie verließen Bessarabien bzw. Südrussland „aus eigenem Antrieb und auf eigene Hand [...], um anderswo neues Land und ihr Glück zu suchen“³. Die ersten deutschen Siedler gelangten 1841 in die Dobrudscha.⁴ Sie verließen Bessarabien und Südrussland ohne ein feststehendes Ziel, es gab keinen Siedlungsauf Ruf, dem sie folgen konnten, wie den des Zaren Alexander I. vom 28. November 1813, dem ihre Vorfahren nachkamen.⁵

In der damals dünn besiedelten osmanischen Dobrudscha, in die sie in drei größeren Etappen einwanderten,⁶ wurden den deutschen Siedlern keinerlei Schwierigkeiten beim Landkauf und der Ansiedlung bereitet, zumal dort weder der Ackerbau noch ein fester Grundbesitz entwickelt waren.⁷ Das Osmanische Reich verfolgte keine gezielte Staatskolonisation. Die Zuwanderer konnten den Ort ihrer Niederlassung frei wählen, wo sie weitgehend ein abgeschlossenes Eigenleben führen konnten. Ihnen wurde Religionsfreiheit gewährt und so viel Land zugewiesen, wie sie selbst bearbeiten konnten, und

nannt: Detlef Brandes: Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neu Rußland und Bessarabien 1751–1914. München 1993 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 2), mit ausführlicher Bibliographie, und Alfred Eisfeld: Die Rußlanddeutschen. München 1992 (Vertreibungsgebiete und vertriebene Deutsche, 2).

3 Paul Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa. Stuttgart 1922 (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart. A. Kulturhistorische Reihe, 6), S. 31.

4 Zur Ansiedlung der deutschen Kolonisten in der Dobrudscha vgl. Paul Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 34ff.; Hans Petri: Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha. Hundert Jahre deutschen Lebens am Schwarzen Meere. München 1956 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks. Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten, 4); Johannes Florian Müller: Ostdeutsches Schicksal am Schwarzen Meer. Donzdorf 1981; Andrea Schmidt-Rösler: Von Bessarabien in die Dobrudscha. Zur Siedlungsgeschichte der Dobrudschadeutschen. In: *Regensburger Hefte zur Geschichte und Kultur im östlichen Europa* 3 (2007), H. 6 (Sonderheft), S. 53–60.

5 Vgl. Brandes: Von den Zaren adoptiert, S. 114–124.

6 Die drei Etappen der Einwanderung deutscher Siedler in die Dobrudscha umfassen im Wesentlichen die Zeiträume von 1841 bis 1857, 1873 bis 1883 und 1890 bis 1891. Vgl. Paul Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha. „Die Einwanderungen erfolgten stets in Familiengruppen, sodaß der Einzelne nicht in die Gefahr geriet, im fremden Volkstum aufzugehen“, heißt es bei Hans Petri: Geschichte der deutschen Siedlungen, S. 24.

7 Vgl. Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 6.

sie waren sechs Jahre von Steuern und dem Militärdienst befreit.⁸ Während der osmanischen Herrschaft wurden den deutschen Siedlern auch keine Einschränkungen im Bildungsbereich auferlegt; sie mussten allerdings für die Finanzierung der Schulgebäude und der Lehrkräfte sowie des Lehrmaterials selbst aufkommen. Eine gesetzliche Regelung der Schulpflicht gab es in der osmanischen Dobrudscha nicht.

Zur „Deutschen Schule“ während der Ansiedlungszeit

In fast allen deutschen Siedlungen des Zarenreiches gab es eine auf eigene Kosten finanzierte Schule. Nach ihrer Weiterwanderung versuchten die Siedler auch in der Dobrudscha in jedem Ort eine Schule einzurichten. Die deutschen Schulen (bzw. der deutschsprachige Unterricht) in der Dobrudscha war im Grunde immer mit der Kirche verbunden,⁹ schon allein weil der Unterricht zumeist im Bethaus oder in der Kirche selbst stattfand, denn zunächst fehlte ein Schulraum oder gar ein Schulgebäude, und auch weil der Unterricht in den ersten Jahren nach der Ansiedlung überwiegend nur in den Fächern Religion, Deutsch und Rechnen durchgeführt wurde.

Da die kleinen, meist abgelegenen Ortschaften der deutschen Kolonisten zunächst nicht in der Lage waren, einen ausgebildeten Lehrer zu finanzieren, wurde dieser Posten häufig von einem des Lesens und Schreibens kundigen Landwirt aus den eigenen Reihen übernommen, der zumeist auch für die Geburts- und Taufverzeichnisse zuständig war. Nicht selten wurde während des Sommers nur sonntags unterrichtet, dafür im Winter ganztägig. So stellte der Lehrer Louis Horn aus Atmadscha/Atmagea für die 1880er Jahre fest: „Was die Kinder im Winter gelernt haben, geht im Sommer wieder verloren.“¹⁰

Häufig vergingen Jahre, bis in den dobrudschadeutschen Siedlungen ein ausgebildeter Lehrer und ein Pfarrer eingestellt werden konnten, um die Kinder zu unterrichten, Gemeindelisten zu führen und standesamtliche Aufzeichnungen zu tätigen. Wenn es den Gemeinden ökonomisch besser ging, versuchten die Kolonisten, einen deutschsprachigen Lehrer einzustellen.

8 Vgl. die Übersetzung des Kolonisationsreglements für die Türkei in Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 220–222.

9 Christian Speitel: Die deutschen Volksschulen in der Dobrudscha. In: *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen* 5 (1960), S. 129.

10 Zit. nach Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 162.

Zum Unterrichtswesen der deutschen Siedler nach 1878

Nach der Angliederung der Dobrudscha an Rumänien sollte sich die Situation des Bildungswesens auch für die Dobrudschadeutschen radikal ändern. Die Schulpflicht wurde eingeführt und es begannen zu Beginn der 1880er Jahre einige der deutschsprachigen Lehrer in den dobrudschadeutschen Siedlungen in deutscher und in rumänischer Sprache zu unterrichten, was sie dann bis zur Jahrhundertwende noch tun konnten.¹¹ Danach wurden die deutschsprachigen Lehrer nach und nach aus den Staatsschulen verdrängt und man begann auch in den dobrudschadeutschen Ortschaften mit mehrheitlich Kindern deutscher Muttersprache, rumänische Staatslehrer einzusetzen,¹² die (meistens) kein Deutsch beherrschten.

Zudem wurden in Gemeinden, in denen es fast nur oder überwiegend dobrudschadeutsche Schüler gab, an staatlichen Schulen keine deutschsprachigen Klassen eingerichtet, sondern alle Fächer wurden in rumänischer Sprache unterrichtet. Die deutschsprachigen Lehrer durften nur noch Deutsch und Religion in der Muttersprache unterrichten, mit einem Unterrichtsvolumen von maximal zwei Stunden pro Tag. Dieser hatte dann im Anschluss an den regulären rumänischen Unterricht stattzufinden.¹³ Zudem wurden die Schulgebäude der Dobrudschadeutschen für die Staatsschulen beschlagnahmt, erst später wurden in den meisten größeren Gemeinden Schulen durch den Staat errichtet. Der deutschsprachige Unterrichtsbetrieb wurde in dieser Zeit in vielen dobrudschadeutschen Siedlungen völlig aufgegeben. So hat es auch in der Großgemeinde Karamurat/Caramurat [heute: Mihail Kogălniceanu], wo die Kinder mehrheitlich aus dobrudschadeutschen Familien kamen, ab 1902 keinen deutschsprachigen Unterricht mehr gegeben.¹⁴ In vielen Gemeinden versuchten die Siedler allerdings diesen weiter zu erhalten und finanzierten selbst eine deutsch(sprachig)e Lehrkraft.

11 Speitel: Die deutschen Volksschulen, S. 130.

12 Allein in den von katholischen Dobrudschadeutschen bewohnten Orten Karamurat/Caramurat (heute: Mihail Kogălniceanu) und Kulelie/Colelia wurde nach einem Besuch König Carols I. aufgrund einer Zusage von 1905 der deutschsprachige Lehrer von staatlicher Seite finanziert. Vgl. Sonderdruck aus Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums [Breslau 1940], S. 289.

13 In dem Schulunterstützungsgesuch für das Rechnungsjahr 1939/40, das von der Deutschen Gesandtschaft Bukarest am 8. März 1939 an das Auswärtige Amt weitergeleitet wurde, heißt es dazu: „Da diese Gepflogenheit jedoch gesetzlich nicht verankert ist, wird dieser Sonderunterricht seitens der lokalen Machthaber immer wieder willkürlich eingeschränkt und unterdrückt, insbesondere auch dadurch, dass die staatlichen Schulräume entweder gar nicht, oder nur in gänzlich ungenügendem Ausmaß zur Verfügung gestellt werden.“ Vgl. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA des AA), Deutsches Konsulat Galatz, 8/2.

14 Vgl. Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 162.

In verschiedenen dobrudschadeutschen Siedlungen führten die Gemeinderäte eine Pflicht für die zusätzliche „Deutsche Schule“ ein, also den Unterricht in deutscher Sprache für dobrudschadeutsche Kinder. So wurde in den Kirchlichen Ordnungen des Kirchspiels (Pfarrbezirk) Konstanza die Bestimmung festgelegt, dass „ein Kind aus den organisierten Kirchengemeinden nur dann konfirmiert werden dürfe, wenn es die deutsche Schule mindestens zwei Jahre regelmäßig besucht habe, worüber die Konfirmanden eine Bescheinigung vorlegen müssen“¹⁵. Nach dem Statut des Kirchspiels von Atmadscha war „das Fernbleiben von der Schule ein Grund zum Ausschluss aus der Gemeinde“¹⁶. Diese Statuten haben sich Vertreter der deutschen Siedler selbst gegeben und vermutlich wurden die daraus resultierenden Forderungen deshalb auch „leichter eingehalten“.

Die rumänischen Behörden begannen auch mit der Einrichtung von Kindergärten in der Region und setzten in den Siedlungen mit überwiegend dobrudschadeutscher Bevölkerung Betreuerinnen ein, die des Deutschen (meistens) nicht mächtig waren. So heißt es für das Schuljahr 1938/39 im *Deutschen Volksblatt* vom 13. Januar 1940, das im bessarabischen Tarutino herausgegeben wurde, dass es in den 67 von Deutschen in der Dobrudscha bewohnten Orten nur in 28 Gemeinden ein „deutsches Gemeindeleben“ gab und davon nur in 20 Dörfern deutschsprachigen Schulunterricht. „Ein außerplanmäßiger, oft nur kümmerlicher Unterricht in deutscher Sprache“, heißt es dort weiter, „wurde mehr oder weniger regelmäßig in 20 Gemeinden, 15 evangelischen und 5 katholischen, abgehalten. In den übrigen 8 hat er ganz gefehlt“.

Dies hatte zur Folge, dass die Kinder der deutschen Siedler häufig nur Rumänisch schreiben lernten und ihnen Deutsch nur zu Hause vermittelt wurde. Die Unterweisung in der deutschen Sprache verblieb allein beim Pfarrer, der (meistens) über keine pädagogische Ausbildung verfügte. So bemerkte Paul Traeger, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts ethnographische Studien in der Dobrudscha durchführte, dass es „recht schlimm“ um die „grammatischen Regeln“ und um die Rechtschreibkenntnisse bei den Dobrudschadeutschen stand.¹⁷ Auch in der rumänischen Geschichtsschreibung wurde inzwischen festgestellt, dass die Regierungen Rumäniens die Frage des muttersprachlichen Unterrichts für die Dobrudschadeutschen nicht gelöst hätten.¹⁸

15 Zit. nach Speitel: Die deutschen Volksschulen, S. 130.

16 Ebenda.

17 Vgl. Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 164.

18 Vgl. Vasile Ciobanu: Date noi privind germanii din Dobrogea în perioada interbelică [Neue Daten bezüglich der Dobrudschadeutschen in der Zwischenkriegszeit]. In: Valentin Ciorbea (Hg.): Germanii dobrogeni – istorie și civilizație [Die Dobrudschadeutschen – Geschichte und Zivilisation]. Constanța 2006, S. 191.

Erst 1939, wenige Monate vor der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen,¹⁹ sollte es zur Gründung der ersten „vollausgebauten deutschen Volksschule“²⁰ von Siedlern in Kobadin (rum. Cobadin) kommen. Mit dem Schuljahr 1939/1940 wechselten 182 Kinder von der dortigen rumänischen Staatsschule in die neuen Klassenräume der Deutschen evangelischen Schule Kobadin. An dieser Schule unterrichteten drei deutschsprachige Lehrer sowie ein Rumänischlehrer von der rumänischen Staatsschule im Ort. Die unter großen Mühen von den deutschen Siedlern eröffnete Schule bestand auch erfolgreich die erste jährliche Abschlussprüfung und ihr wurde bereits nach einem Jahr das Öffentlichkeitsrecht zuerkannt. 1940 wurde dann die Umsiedlung der Dobrudschadeutschen ins Deutsche Reich beschlossen, so dass die Deutsche evangelische Schule Kobadin nur ein volles Schuljahr bestand.

Die Siedlergemeinden waren Träger des deutschsprachigen Unterrichts und somit auch zuständig für Schulgebäude bzw. -säle und die Inneneinrichtung, wie auch für die Beschaffung und Finanzierung des Lehrmaterials. Des Weiteren mussten die Siedler auch für die Lehrer- und Pfarrgehälter aufkommen.

Wie wurde der Deutschunterricht finanziert?

In fast allen dobrudschadeutschen Siedlungen wurde das Schulgeld auf die Anzahl der Schüler umgelegt. Einige Gemeinden hatten das Schulgeld sozial gestaffelt, das auf den Landbesitz oder auf die bewirtschaftete Fläche umgelegt wurde. Es mussten also auch solche Familien Schulgeld leisten, die noch keine oder keine schulpflichtigen Kinder „mehr hatten. Außerdem verfügte fast jede deutsche Gemeinde über Schul- und Kirchenland“²¹.

Die Lehrerstellen in der Dobrudscha waren allerdings auch aufgrund der Bezahlung nicht besonders begehrt. Die Situation um das Lehrergehalt fasste

19 Etwa 15.000 Dobrudschadeutsche wurden aufgrund der „Deutsch-rumänischen Vereinbarung über die Umsiedlung der Deutschen aus der Südbukowina und der Dobrudscha vom 22. Oktober 1940“ umgesiedelt und 1941/42 hauptsächlich im besetzten Polen sowie in Böhmen und Mähren angesiedelt. Anfang 1945 mussten sie flüchten und sich im geteilten Deutschland eine Existenz aufbauen. Zur Umsiedlung der Dobrudschadeutschen vgl. Dirk Jachomowski: Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudschadeutschen. Von der Volksgruppe in Rumänien zur „Siedlungsbrücke“ an der Reichsgrenze. München 1984 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 32); Ortfried Kotzian: Die Umsiedler. Die Deutschen aus West-Wolhynien, Galizien, der Bukowina, Bessarabien, der Dobrudscha und in der Karpatenukraine. München 2005 (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, 11), S. 256–300.

20 Vgl. Michael Hartmann: Die erste deutsche Volksschule einer Dorfgemeinde in der Dobrudscha. In: *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen* 5 (1960), S. 152.

21 Speitel: Die deutschen Volksschulen, S. 131.

der als Nestor der dobrudschadeutschen Lehrerschaft geltende Johann Straub 1934 folgendermaßen zusammen:

Einen etwas höheren Lohn bekam ich im vergangenen Jahr. [...] ‚Zum Sterben zu viel, zum Leben fast zu wenig.‘ Ein arbeitsreiches Leben, sowohl in geistiger als auch in körperlicher Hinsicht, liegt hinter mir. Und die Aussichten auf einen ruhigen, sorglosen Lebensabend sind fast null. Das ist das Los aller alten Dobrudschalehrer. Möge es den jungen Kollegen, die jetzt an unsere Stelle treten, einmal besser gehen.²²

Das Lehrergehalt wurde zudem hauptsächlich in Naturalien ausbezahlt. Meistens musste der Lehrer noch nebenbei in der Landwirtschaft oder in einem anderen Beruf arbeiten; in einigen Gemeinden wurde den Lehrkräften das sogenannte Schulland zur Selbstbewirtschaftung überlassen. Andere fanden Nebenbetätigungen; so hat beispielsweise Otto Oswald – ab 1922 Lehrer in Kobadin, 1925 wechselte er als Lehrer in die Siedlung Fachria (rum. Făclia) – als Zusatzverdienst auf den Beruf seines Vaters zurückgegriffen und stellte Grabsteine her. Er bezeichnete sich selbst stolz als „Grabsteinmacher“²³. Hinzu kommt noch, dass in den dobrudschadeutschen Siedlungen die Lehrer von der Gemeinde ein-, aber auch abgesetzt wurden. So beklagte sich der Lehrer Theophil Hoffmann aus Fachria in einem Schreiben an den Dobrudschadeutschen Verein über diese Praxis:

Sollte dieses Recht auch weiter den Gemeinden überlassen bleiben, so ist nach meiner Ansicht und Erfahrung dem deutschen Schulwesen in der Dobrudscha der größte Hemmschuh belassen worden, mit welchem die Hebung der Schule überhaupt in Frage gestellt wird.²⁴

Denn häufig wurden die Kinder von den Eltern zur Unterstützung in der Landwirtschaft von der Schule genommen. Da der Lehrer von den Gemeindegliedern finanziert wurde, konnte er gegen diese Praxis nicht viel unternehmen, denn damit gefährdete er meistens seine Anstellung. So wurde auch in einem Entwurf für eine „Schulordnung für die deutschen Siedler der

22 Zit. nach Otto Klett: Vom Schulwesen der Dobrudschadeutschen. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 15 (1966), H. 1, S. 24.

23 Denn zunächst fertigte Oswald die Grabsteine aus Sand und Zement an, später kam Naturstein hinzu, den er sich aus einem Steinbruch bei Cernavodă besorgte. Vgl. Otto Oswald: Als Grabsteinmacher in der Dobrudscha. In: *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen* 4 (1959), S. 178–182.

24 Abschrift des Schreibens von Theophil Hoffmann vom 29. Juni 1918: Zur Stellung des Lehrers in den Dobrudscha-Gemeinden. An den engeren Ausschuß des Vereins der Dobrudschadeutschen zu Händen des Vorsitzenden Herrn Eduard Brenner. In: *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen* 7 (1962), S. 12.

Dobrudscha“ von 1924 einerseits darauf hingewiesen, dass der deutschsprachige Unterricht durch rumänische Behörden eingeschränkt wird: „Zwei Stunden täglich genügen nicht, um in fünf Schuljahren die Wissensgebiete der Volksschule genügend zu erteilen.“²⁵ Andererseits wird beklagt, dass die dobrudschadeutschen Gemeinden dem Unterricht zu wenig Aufmerksamkeit schenken und häufig Lehrkräfte einstellen, „die überhaupt keine oder nur mangelhafte Vorbildung und Befähigung haben“²⁶. Zudem wurden auch die qualifizierten Lehrer zu oft ausgewechselt, was einen kontinuierlichen Unterricht behinderte. Es wird auch darauf hingewiesen, dass ein „vorgeschriebener Lehrplan“ und eine „ausreichende fachmännische Schulaufsicht“ nicht existierten.

Gefordert wurde die „konfessionelle Vollschnule mit deutscher Unterrichtssprache“, als Übergangsregelung sollte „die Teilung des Unterrichtes in die gleiche Stundenzahl mit deutscher und rumänischer Unterrichtssprache“²⁷ vorgeschlagen werden. Bei den Wünschen nach einer Unterrichtserweiterung in deutscher Sprache wurde von staatlicher Seite stets auf die häufig mangelnde bzw. fehlende berufliche Ausbildung der von den Siedlern eingestellten deutschsprachigen Lehrkräfte hingewiesen. Deshalb sollte der Volksrat versuchen, „mit allen Mitteln der Aufklärung und Überzeugung bei allen evangelischen und römisch-katholischen Gemeinden der Dobrudscha dahin zu wirken, dass sie sich der nachstehenden ‚Schulordnung für die deutschen Schulen der Dobrudscha‘ unterwerfen“²⁸, damit deutsche Schulen in der Region politisch durchgesetzt werden können.

In dem „Schulunterstützungsgesuch für das Rechnungsjahr 1938/39“²⁹ heißt es, dass die Rumänisierungsbestrebungen des Schulwesens der nationalen Minderheiten auch 1937 fortgesetzt wurden. Die vom rumänischen Staat erhaltenen deutschen Schulen in den dobrudschadeutschen Gemeinden „waren völlig romanisiert worden“. Ein großer Teil der deutschsprachigen Lehrer wurde aus dem Dienst entlassen, andere wurden versetzt oder pensioniert, so dass nur noch wenige deutschsprachige Lehrer im Dienst der staatlichen Schulen standen:

Durch Verfügungen des Ministeriums bzw. seiner Exposituren in den einzelnen Provinzen war es den deutschen Lehrern verboten worden, in ihren fast ausschließlich von deutschen Kindern besuchten Klassen deutsch zu unterrichten;

25 Schulordnung für die deutschen Schulen der Dobrudscha (aus dem Jahre 1924). In: *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen* 7 (1962), S. 26.

26 Ebenda, S. 26–28.

27 Ebenda, S. 27.

28 Ebenda.

29 PA des AA, Deutsche Gesandtschaft Bukarest, R 60.191.

ja selbst in den Pausen mit den Kindern deutsch zu sprechen, war untersagt. [...] Es kann also gesagt werden, dass es in diesen drei Siedlungsgebieten [Bessarabien, Bukowina und Dobrudscha] ein deutsches Schulwesen nicht mehr gab.³⁰

Nach einer Informationsreise durch die Dobrudscha beschreibt Georg Weigand vom Darmstädter „Verband deutscher Auslandslehrer“ seine Eindrücke von den Schulverhältnissen an den dortigen „Deutschen Schulen“ als „einzigartig und schwierig“ und fährt fort: „Denn hier waren keine seit Jahrhunderten ansässigen Siedler, keine starken Gemeinden, die wie jene im Banat ihre Schulen selbst erhalten konnten.“³¹

Auch sind die Schulen häufig in einem erbärmlichen Zustand. So schreibt am 16. Dezember 1938 die aus dem Banat stammende Lehrerin Gertrud Buchwald, nach vier Wochen in der Dobrudscha, einen „Brandbrief“ an den Pfarrer von Malkotsch, Anton Söhn, der gleichzeitig auch der Leiter der dortigen Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache war:

Da aber die Schule in einem schauerlichen Zustand ist, die Leute arm sind und hier kein Schulfond besteht, ersuche ich Sie als Schulleiter hier Abhilfe zu schaffen. Es sind insgesamt 175 Kinder, die die deutsche Schule besuchen. In der Schule sind bloß 12 Stück sehr reparaturbedürftige Bänke. In einer Bank können fünf Kinder sitzen. Am Nachmittag habe ich jedoch 123 Kinder (Schüler und Schülerinnen von fünf Klassen gleichzeitig) in der Schule. Hierfür brauchten wir also wenigsten 12 Stück neue Bänke. Ein Katheder ist gar nicht vorhanden. Die Türen [...] sind reparaturbedürftig. Auch haben wir kein Stückchen Holz. Bis heute den 16. XII. [1938] saßen wir in der kalten Schule; nun geht dies nicht mehr.³²

Daraufhin wendet sich Schulleiter Söhn in seiner Not an den deutschen Konsul in Galatz (rum. Galați) und bittet ihn, wenn schon keine finanzielle Hilfe möglich sein sollte, zumindest um „einen guten Rat, von wo wir vielleicht eine eventuelle Unterstützung bekommen könnten“³³. Denn die sogenannten Deutschen Schulen in den dobrudschadeutschen Siedlungen waren „Jahrzehnte lang

30 Ebenda.

31 Georg Weigand: Reiseeindrücke einer Schulreise in die Dobrudscha. In: *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen* 13 (1968), S. 59.

32 PA des AA, Deutsches Konsulat Galatz 8/2. Brief der Lehrerin Gertrud Buchwald vom 16. Dezember 1938 an Anton Söhn, Schulleiter der deutschen Volksschule Malkotsch (rum. Malcoci).

33 Ebenda, Brief des Schulleiters Anton Söhn vom 18. Dezember 1938 an den deutschen Konsul in Galatz.

nur Notbehelfe“³⁴, wie Paul Traeger schlussfolgert, die von staatlicher Seite aus Deutschland nur wenig Unterstützung erhielten,³⁵ mit Ausnahme der Deutschen evangelischen Schule in Konstanza, die allerdings nur von wenigen Kindern deutscher Siedler besucht wurde, da die Kolonisten meistens in Orten lebten, die von Konstanza relativ weit entfernt waren.

Die Deutsche evangelische Schule in Konstanza

Trotz der gesetzlichen Möglichkeiten des Unterrichtswesens für die nationalen Minderheiten³⁶ existierte in der Dobrudscha nur eine deutschsprachige Privatschule, die Deutsche evangelische Schule in Konstanza. Die Anfänge dieser Schule gehen auf das Jahr 1892 zurück, als der örtliche Pfarrer Jancke zunächst in einem Privathaus Kinder auf Deutsch unterrichtete.³⁷ Dank einer großzügigen Spende von Sophie Luther, Inhaberin einer Bierbrauerei in Bukarest, konnte 1901 in Konstanza ein großes Gebäude für die Deutsche evangelische Schule errichtet werden. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde die Schule zu einer Volksschule mit vier Klassen mit einer einklassigen Mittelschule ausgebaut. Als Leiter der Schule fungierte immer der örtliche evangelische Pfarrer.

Der Deutschen evangelischen Schule in Konstanza wurden Lehrer über das Auswärtige Amt in Berlin vermittelt. Die Aufenthaltsdauer der aus Deutschland entsandten Lehrer und Lehrerinnen war auf drei Jahre angelegt, häufig blieben die deutschen Lehrkräfte allerdings nur ein Jahr an der Schule.³⁸ In

34 Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 215.

35 Der Evangelische Oberkirchenrat (EOK) unterstützte Lehrer in verschiedenen Orten jährlich mit kleinen Summen. So wurde beispielsweise der Lehrer und Küster Kraemer in Tschukurova (rum. Ciucurova) bei Babadag vom EOK für 1897 eine Unterstützung von 100 Mark (1898: 90 Mark, 1899: 150 Mark) gewährt. Vgl. Bundesarchiv, R 901.39368, Evangelische Schule und Gemeinde in Tschukurova Juni 1880–1907. Summen in ähnlicher Größenordnung wurden auch weiteren Lehrern und Geistlichen in verschiedenen dobрудschadeutschen Orten bis zur Umsiedlung gewährt.

36 Vgl. Andrea Schmidt-Rösler: Die deutschen evangelischen Gemeinden in der Dobrudscha. In: Christa Stache, Wolfram G. Theilemann (Hgg.): Evangelisch in Altrumänien. Forschungen und Quellen zur Geschichte der deutschsprachigen evangelischen Kirchengemeinden im rumänischen Regat. Hermannstadt, Bonn 2012, S. 98–121, hier: S. 115. Regelungen, die die Schulen der nationalen Minderheiten in Rumänien betrafen, waren der Minderheitenschutzvertrag vom 10. September 1919, das Partikularschulgesetz vom 30. Juni 1924, das Gesetz über Privatschulunterricht vom 22. Dezember 1925, das Volksschulgesetz vom 26. Mai 1939 und das Kultusgesetz vom 5. April 1928.

37 Vgl. Traeger: Die Deutschen in der Dobrudscha, S. 164ff.

38 So erkundigte sich beispielsweise die Lehrerin Dora Mackeprang aus Erfurt nach ihrer Bewerbung um eine Stelle an einer deutschen Auslandsschule in ihrem Schreiben an das Auswärtige Amt vom 15. Juni 1912: „Ich bin bereit, die Stelle [in Konstanza] im Falle meiner Wahl anzunehmen. Zuvor jedoch eine definitive Entscheidung getroffen wird, gestatte

der Regel wurden der deutschen evangelischen Gemeinde Konstanz, die für die Einstellung der Lehrer an der Deutschen Schule in der Stadt verantwortlich war, zwei Vorschläge für eine Stelle übersandt. Der Gemeindevorstand konnte aufgrund der Bewerbungsunterlagen einen Kandidaten für die Stelle aussuchen. Danach wurde in Berlin der Anstellungsvertrag mit der ausgewählten Lehrkraft unterschrieben. In dem Kontrakt mit der Lehrerin Gertrud Münchmeyer vom 23. Dezember 1910 wurden Anstellungszeitraum und Aufgabenbereich folgendermaßen festgelegt:

Der Vorstand der deutschen evangelischen Gemeinde Constantza³⁹ überträgt hierdurch Fräulein Gertrud Münchmeyer eine Stelle als Lehrerin der deutschen evangelischen Schule zunächst für die Zeit vom 15. Januar 1911 bis 14. September 1911. Frl. Münchmeyer ist verpflichtet zur Übernahme von wenigstens 28 Wochenstunden und erhält dafür im ersten Jahre bis zum 14. September 1911 monatlich ein Gehalt von 125 Lei. Außer dem Bargehalt erhält sie freie möblierte Wohnung nebst freier Heizung und Beleuchtung. Frl. Münchmeyer untersteht in allen dienstlichen Beziehungen dem Leiter der Schule und verspricht, dessen Weisungen pünktlich zu befolgen. Sie gelobt ferner, die übernommenen Verpflichtungen auf das gewissenhafteste zu erfüllen, ihren Schülerinnen in jeder Hinsicht mit gutem Beispiele voranzugehen und auch in ihrem persönlichen Verhalten das Ansehen der Schule jederzeit im Auge zu haben. – Für die Verköstigung, die die unverheirateten Lehrkräfte bei der Hausökonomin Frau von Mors erhalten, zahlt Frl. Münchmeyer einschließlich Bedienung monatlich 60 Lei. Bei Abwesenheit von mehr als drei Tagen wird der Pensionspreis mit 2 Lei täglich abgezogen. Die Reinigung der von der Schule gelieferten Bettwäsche fällt der Lehrerin zur Last.

Zur Herreise erhält Frl. Münchmeyer 125 Lei Reiseentschädigung. Nach ev. dreijähriger Tätigkeit dieselbe Summe zur Rückreise. Etwa notwendig werden- de Überstunden werden mit 1,25 Lei pro Stunde honoriert.

Eine Kündigung des Kontraktes muss spätestens drei Monate vor seinem Ablauf erfolgen. Andernfalls gilt er als auf zwei weitere Jahre verlängert bis zum 14. September 1913. Für die Zeit vom 14. September 1911 bis zum 14. September 1913 wird Frl. Münchmeyer ein Bargehalt von 1700 Lei jährlich zugesichert.⁴⁰

ich mir um die Mitteilung zu bitten, ob 2 Jahre genügen, wenn ich auf das Geld für die Rückreise verzichte?“ Vgl. Bundesarchiv, R 901.39395: Die Deutsche Schule in Constantza vom Januar 1909 bis 31. Juli 1914. Dora Mackeprang erhielt vom Vorstand der deutschen evangelischen Gemeinde Konstanz die Zusage für die Lehrerstelle.

39 Die deutsche Schreibweise von Konstanz/Constanța variiert in den Akten und Dokumenten. Die häufigsten Schreibweisen sind folgende: Konstanz, Constantza, Constanza und Constanza. Die Schreibung der Vorlage wurde in den Zitaten beibehalten.

40 Vgl. Bundesarchiv, R 901.39395: Die Deutsche Schule in Constantza vom Januar 1909 bis 31. Juli 1914, Anstellungsvertrag von Gertrud Münchmeyer vom 23. Dezember 1910.

Die Deutsche evangelische Schule Konstanza wurde von deutscher Seite finanziell unterstützt.⁴¹ Das Auswärtige Amt wachte streng darüber, dass die Schule weder bei anderen Behörden im Deutschen Reich um Lehrkräfte nachsuchte,⁴² noch dass Unterstützungsanträge an andere Staaten gestellt wurden. Von Seiten der Deutschen Gesandtschaft in Rumänien wurde die Anfrage des Leiters der Deutschen Schule Konstanza, Pfarrer Meyer, an den österreichisch-ungarischen Vertreter um Unterstützung für seine Schule als „unerwünscht“ eingestuft, wie auch das Bestreben des Schulleiters, an Stelle zweier Lehrer aus Deutschland Lehrkräfte aus dem zum Habsburgerreich gehörenden Siebenbürgen einzustellen.⁴³ Auch der deutsche Konsul Marheineke in Galatz erklärte dem Vorstand der evangelischen deutschen Gemeinde Konstanza „recht deutlich“, dass „das Auswärtige Amt einen solchen Schritt durchaus missbilligen würde und dass bei Ausführung des Vorhabens weitere Beihilfe seitens des Reiches nicht mehr zu erwarten wäre“⁴⁴.

Tatsächlich war die Deutsche evangelische Schule Konstanza auf die finanzielle Unterstützung aus Deutschland angewiesen, da die sie tragende evangelische Kirchengemeinde zu klein war, um die Ausgaben alleine bewältigen zu können.⁴⁵

Pro Woche wurden an der Deutschen Schule Konstanza in der 1. Klasse von den 24 Unterrichtsstunden 18 Stunden in deutscher Sprache gehalten, 6 Stunden in der Landessprache. Die Deutsche evangelische Schule in Konstanza wurde nicht nur von Deutschen bzw. von Schülern deutscher Mutter-

41 Während für das Jahr 1929 die Schule keine „Reichsbeihilfe“ erhielt, waren es für das Jahr 1930 bereits 5.000 RM [Reichsmark], danach wurde die finanzielle Unterstützung kontinuierlich verringert (1931: 3.000 RM; 1932 und 1933 je 2.000 RM; 1935: 2.350 RM; 1936 und 1937 je 2.050 RM; 1938: 1.950 RM). Für 1939 wurde von der evangelischen Gemeinde Konstanza eine Beihilfe von 2.517 RM beantragt, „da unsere Kirchengemeinde infolge der kleinen Zahl von meist verarmten Mitgliedern kaum in der Lage ist, ihre Pfarrer aus eigener Kraft zu erhalten, bitten wir recht freundlich, den Fehlbetrag des Haushaltsplanes unserer deutschen Volksschule für das Rechnungsjahr 1939 durch eine Beihilfe in der Höhe von 2.517. RM. decken zu wollen“. Vgl. PA des AA, Deutsches Konsulat Galatz 8/2, Schulunterstützungsgesuch für das Haushaltsjahr 1939 der Evangelischen Volksschule A.B., Konstanza.

42 So wurde der Vorstand der evangelischen Gemeinde in Konstanza vom Auswärtigen Amt am 15. Juli 1919 aufgefordert mitzuteilen, warum dieser sich an den Verein für das Deutschland im Ausland um eine neue Lehrkraft gewendet habe und nicht wie bisher an das Auswärtige Amt. Vgl. Bundesarchiv, R 901.39395: Die Deutsche Schule in Constantza vom Januar 1909 bis 31. Juli 1914.

43 Ebenda, Bericht der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Rumänien an den Reichskanzler vom 6. Februar 1914.

44 Ebenda, Bericht von Konsul Marheineke, Galatz, an den Kaiserlichen Deutschen Gesandten in Bukarest vom 23. März 1914.

45 PA des AA, Deutsches Konsulat Galatz 8/2, Schulunterstützungsgesuch für das Haushaltsjahr 1939 der Evangelischen Volksschule A.B., Konstanza.

sprache besucht. 1939, ein Jahr vor der Umsiedlung, zählte die Schule 81 Schüler (1. bis 4. Klasse). Hinzu kam noch ein Kindergarten mit 22 Kindern. Davon waren zwei deutsche Staatsangehörige und 97 rumänische Staatsbürger, wovon 56 Deutsch als Muttersprache hatten, sowie je zwei bulgarische, griechische und Schweizer Schüler, drei türkische und ein holländischer Staatsangehöriger sowie vier Kinder mit einem Nansen-Pass (d. h. ohne Staatsangehörigkeit).⁴⁶ Nach der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen verblieben 1940 etwa fünf Schüler deutscher Muttersprache an der Deutschen evangelischen Schule in Konstanza.⁴⁷ Die Schule bestand noch bis 1944.

Schlussbemerkungen

Mit den Erinnerungen Anni Biebers, einer Lehrerin aus dem Banat, die 1936/37 in der Gemeinde Groß-Pallas (rum. Palazu Mare) unterrichtete, einer Siedlung, die heute ein Stadtteil von Konstanza ist, sei abschließend auf die Anforderungen an die Lehrkräfte in der Dobrudscha hingewiesen. Bieber berichtet, dass sie neben dem Deutsch- und Religionsunterricht auch noch eine Menge weiterer Aufgaben in der Gemeinde zu bewältigen hatte. Abends nach dem Unterricht kam die bereits nicht mehr schulpflichtige Jugend „zu Spiel und Tanz, zu Religion- und Lesestunde“, und sonntags war sie häufig „Pfarrer, Kantor und Küster in einer Person“⁴⁸. Somit kann festgehalten werden, dass von den Lehrerinnen und Lehrern in den dobrudschadeutschen Ortschaften während der gesamten Siedlungszeit von knapp einhundert Jahren Fähigkeiten, Fertigkeiten und Einstellungen gefordert waren, die weit über die normalen Aufgabenbereiche von Lehrkräften hinausgingen.

Die in den 1930er Jahren sich abzeichnende positive Entwicklung des Unterrichtswesens der deutschen Siedler⁴⁹ fand mit der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen ein jähes Ende. Auch die Deutsche evangelische Schule in Konstanza, die nur von wenigen Kindern der deutschen Siedler aus der Region besucht wurde, stellte Mitte der 1940er Jahre den Unterricht ein.

46 Ebenda.

47 Vgl. Speitel: Die deutschen Volksschulen, S. 131.

48 Vgl. Anni Bieber: Als Lehrerin in der Dobrudscha. In: *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen* 5 (1960), S. 158.

49 So hatte beispielsweise auch die Gemeinde Tariverde den Bau einer eigenen „Deutschen Schule“ geplant und das Baumaterial bereits angeschafft. Mit der Errichtung des Gebäudes wurde allerdings wegen der Umsiedlung dann nicht mehr begonnen. Vgl. Speitel: Die deutschen Volksschulen, S. 131f.

Des Weiteren kann festgehalten werden, dass ein unmittelbarer Einfluss auf das dobrudschadeutsche Unterrichtswesen aus der Österreichisch-Ungarischen Doppelmonarchie nicht belegbar ist. Erst nach 1918 begannen vermehrt Lehrerinnen und Lehrer hauptsächlich aus Siebenbürgen und dem Banat, vormals Regionen des Habsburgerreiches, in der Dobrudscha zu unterrichten, als die k.u.k. Donaumonarchie schon nicht mehr bestand.

III.

Akteure und Institutionen

Der europäische Bildungsweg der Czernowitzerin Susanna Rubinstein

ANDREI CORBEA-HOISIE

Drei Fußnoten in dem vielzitierten, Ende der 1950er Jahre erschienenen Standardwerk *Geschichte der Juden in der Bukowina* ergänzen die Angaben zur gesellschaftlich-politischen Rolle von Isak Rubinstein, dem langjährigen Vorsteher der jüdischen Kultusgemeinde in Czernowitz und ersten jüdischen Reichsratsabgeordneten der Bukowina. In ihnen wird darauf hingewiesen, dass seine Tochter Dr. Susanna Rubinstein, als „Schiller-Forscherin“ bekannt, eine Schülerin von Karl Emil Franzos gewesen ist.¹ Der Verweis auf den Autor von *Halb-Asien* ist vermutlich auf den Artikel, den der Czernowitzer Salomon Wininger Susanna Rubinstein in dem fünften Band seiner *Grossen Jüdischen National-Biographie* gewidmet hatte, zurückzuführen. Darin wurde vermerkt, dass sie vor ihrer Matura 1869 Privatunterricht bei Franzos genommen hatte.² Dieser Verweis klärt weitere Zusammenhänge auf: Über jene Zeitspanne, in der Franzos noch Schüler des Czernowitzer Gymnasiums war und dennoch seinen Lebensunterhalt als Präzeptor von Söhnen und Töchtern lokaler „Patricier“ verdienen musste, hatte er schon 1876 eine „Skizze aus der Bukowina“ unter dem Titel *Lateinische Mädchen* veröffentlicht,³ aus der, durch Einarbeitung anderer Feuilleton-Texte („Fräulein Doktor“ und „Weibliche Studenten“ aus dem Jahre 1880),⁴ das ebenso genannte Kapitel aus dem zweiten Band seiner 1888 veröffentlichten „Neue Kulturbilder“-Sammlung *Aus der grossen Ebene* entstand.⁵

1 Vgl. Hugo Gold (Hg.): *Geschichte der Juden in der Bukowina*. Bd. 1. Tel Aviv 1958, S. 64; Bd. 2. Tel Aviv 1962, S. 46.

2 Vgl. den Artikel über Susanna Rubinstein in S. Wininger: *Grosse Jüdische National-Biographie*. Bd. 5. Cernăuți 1931, S. 290f.

3 Erschienen in *Die Heimat. Illustriertes Familienblatt* 1 (1876), Nr. 10, S. 161–164; Nr. 11 (1876), S. 179–182.

4 Erschienen in *Neue Freie Presse*, 20. März 1880 (Nr. 5589), S. 1f. bzw. in *Die Gegenwart* 19 (1880), Nr. 23, S. 358–361; Nr. 24–25 (1880), S. 380–393. Vgl. die chronologische Bibliographie der Schriften Karl Emil Franzos' in Andrea Wodenegg: *Das Bild der Juden Osteuropas. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie an Textbeispielen von Karl Emil Franzos und Leopold von Sacher-Masoch*. Bern 1987, S. 127 und S. 130f.

5 Karl Emil Franzos: *Aus der grossen Ebene*. Bd. 2. Stuttgart 1888, S. 120–183. Der Text der drei Vorlagen wurde für die Buchversion gründlich umgearbeitet, ebenso auch für die 2. Auflage (Berlin 1897). Vgl. Lim Jong-dae: *Das Leben und Werk des Schriftstellers Karl Emil Franzos*. Wien 1982 (Diss.), S. 337.

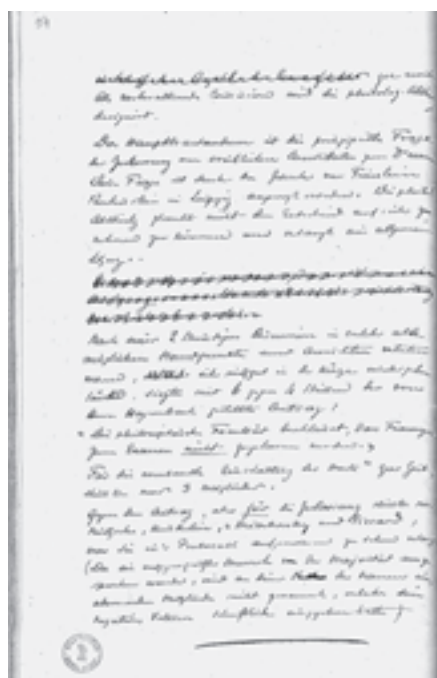
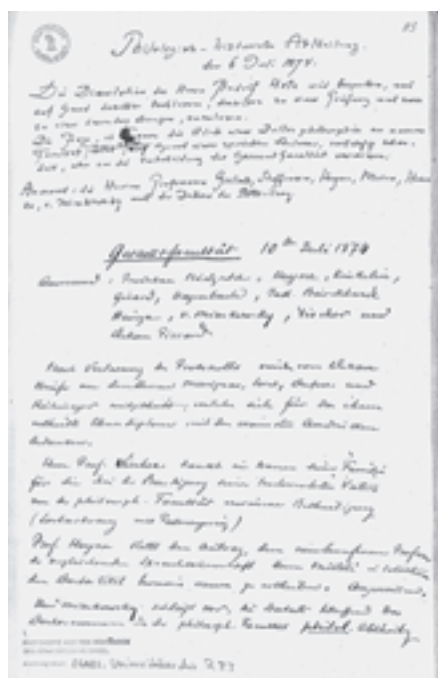


Abb. 1 und Abb. 2: Ablehnung der Zulassung Susanna Rubinsteins zum Doktoratsexamen an der Universität Basel. Sitzungsprotokoll vom 10. Juli 1874 (Staatsarchiv Basel, Universitätsarchiv R 3.3; Protokoll der Philosophischen Fakultät, Zeitraum 1851–1887, S. 113f.)

Die Erinnerung an eine Episode aus jenen Jahren, als er sich überzeugen ließ, die drei Töchter eines Czernowitzer jüdischen Kornhändlers zu unterrichten, der sich als höchstes Ziel gesetzt hatte, diese allein durch fleißigen Wissenserwerb für das Leben zu wappnen, verband Franzos mit der damals aktuell gewordenen Reflexion über die Fähigkeiten der Frauen zum Studium und zu einer Karriere in bisher für Männer reservierten intellektuellen Berufen. Im Hinblick auf die auffallende strukturelle Uneinheitlichkeit des endgültigen Textes von *Lateinische Mädchen*, in dem eine Philippika gegen die reaktionäre Intoleranz des traditionellen Judentums, die der ehemalige Chassid Sinai Welt nur dank des Zugangs zur deutschen Kultur angeblich überwinden konnte, so dass er meinte, auch seine Töchter in diesem strengen Glauben an Vernunft erziehen zu müssen, mit einem liberal-aufgeschlossenen Plädoyer für die Zulassung der Frauen zur höheren Ausbildung in Hochschulanstalten vermischt wird, wirkt die Geschichte vom „harten Sitzen“ auf der „weichen Polsterung“⁴⁶

6 Franzos: Aus der grossen Ebene, S. 121.

der Czernowitzer Domizilen, wo der Gymnasiast Franzos den Hauslehrer spielte, eher marginal im Vergleich mit dem ideologischen Aufwand spätaufklärerischer Leidenschaft. Außerdem wird es schwierig sein, heute zu bestimmen, inwieweit die von voller Sympathie durchdrungene Schilderung der Hauptgestalt, die sich nicht zufällig als eifriger Leser von Lessing und Moses Mendelssohn entpuppte, von einer gewissen „historischen“ Realität ins Fiktionale auswich; damit aber für sein damaliges Publikum dieser Bezug darauf definitiv bestätigt wird, rekurriert Franzos auf ein an sich gewagtes Kunststück: Anscheinend grundlos wird der Fall der drei gescheiterten Mädchen Sinai Welts mit dem von „Madame Susanne (sic!) Rosanes-Rubinstein“, einer „reiche[n] Dame in reiferen Jahren“ verglichen, von der behauptet wird, dass ihr Grund, weiter zu studieren, ein ganz anderer als der reine Wissenseifer gewesen sei – sie „hatte einem sehr prosaischen Ehebunde entsagt, sich in aller Stille für die Maturitätsprüfung vorbereitet, und war dann nach der Schweiz gegangen, wo sie später in Bern Doktor der Philosophie wurde“⁷. Der grimmige Ton der Äußerung ist unüberhörbar und, falls Franzos tatsächlich auch im Hause Rubinstein angestellt war, soll dieser Augenblick tiefe Ressentiments hinterlassen haben, denn nicht nur die Bezeichnung einer Frau im Alter von etwa 20 Jahren als „reife Dame“, sondern vielmehr die öffentliche Ansprache einer vermeintlich misslungenen Heirat, die damals als eine gesellschaftlich peinliche Begebenheit empfunden wurde – wobei die Autorin Susanna Rubinstein auch später und nicht nur einmal als „Fräulein“ bezeichnet wird – bezeugen alles andere als eine freundliche Erinnerung. Der spätere Versuch Unkundiger, Susanna Rubinstein durch den Hinweis auf Franzos als intellektuelle Persönlichkeit zu legitimieren, scheint wenigstens aus dieser Sicht unangebracht.

Allerdings gilt die ganze in Franzos' Text entwickelte Argumentation zugunsten des Rechts der Frauen auf höhere Bildung auch für das in ihrem „Chronotop“ unübliche Schicksal der Czernowitzerin Susanna Rubinstein. Vater Isak Rubinstein (geb. 1804), dessen soziale Herkunft heute nicht einfach zu rekonstituieren ist, konnte ebenso gut wie Sinai Welt aus einem orthodoxen jüdischen Milieu stammen; sehr früh aber – schon in den 1830er Jahren – taucht sein Name unter denen auf, die in der jüdischen Gemeinde der Bukowiner Hauptstadt für „freisinnig“ gehalten wurden und die gegen den Einfluss frommer Rabbiner die Modernisierung und Anpassung an das zivilisatorische Angebot der Emanzipation unter ihren Glaubensgenossen

7 Ebenda, S. 141. Für den Doppelnamen gibt es aufgrund der bisherigen Erkenntnisse keine Erklärung. „Rosanes“ ist der Name einer sephardischen Familie, die im 19. Jahrhundert in Rustschuk (Bulgarien) ihren Sitz hatte. Man kann nur mutmaßen, ob dies auf den Namen der Mutter Susanna Rubinsteins zurückgeht oder möglicherweise auf eine eheliche Verbindung, die nicht von langer Dauer gewesen sein mag.

propagierten. Er gehörte sicherlich zu den von Franzos höhnisch als „Patri-cier“ Etikettierten, denn das Interesse der sozial Arrivierten an einer für die Geschäfte förderlichen und für die eigene Prosperität wohltuenden Integration in die „Leitkultur“ lag auf der Hand. Nicht zufällig also – und vielleicht aus derselben inneren Überzeugung wie Sinai Welt – agitierte Isak Rubinstein, der auch zur Gründung des Jüdischen Spitals in Czernowitz beigetragen hatte, für die Errichtung einer israelitischen Schule mit Deutsch als Unterrichtssprache; abgelehnt von den Behörden wegen mangelnder Finanzierung in den 1840er Jahren, konnte sie erst 1855 entstehen und kam sehr rasch zur Blüte.⁸ Man kann sich den Vater Rubinstein unter dem Publikum des Czernowitzer Gastspiels von Moritz Gottlieb Saphir 1843, unter den Abonnenten von Wiener Zeitungen oder unter den Zuschauern bei den Auftritten deutschsprachiger Theatertruppen, die den Chassidensprössling Sender Glatteis, die Hauptfigur in Franzos' Roman *Der Pojaz*, faszinierte, gut vorstellen, auch wenn die „vormärzliche“ vornehme Gesellschaft der Stadt immer noch darauf bestand, die Juden prinzipiell auf Distanz zu halten.⁹ Dass 1847 Franz Liszt auf Tournee in Czernowitz nicht nur im Hotel de Moldavie, sondern auch im Salon von Isak Rubinstein in der Schlangengasse 4 (später Dr. Reissgasse) musizierte¹⁰ – das angeblich mit dem bescheidenen Häuschen Sinai Welts nicht vergleichbar war –, zeigt, wie solche Schranken durch einen beharrlichen Assimilationswillen durchbrochen werden konnten. Nach der 1848er Revolution und besonders infolge der liberalen Öffnung des kaiserlichen Staates Anfang der 1860er Jahre wurde Isak Rubinstein auch politisch tätig; er vertrat die Czernowitzer Handelskammer im ersten Bukowiner Landtag (1861–1863) und war Abgeordneter des Kronlandes im Reichsrat (1873–1878). All diese Jahre setzte er aber auch seinen Kurs zugunsten des „Fortschritts“ und trotz der Renitenz der strenggläubigen Widersacher innerhalb der jüdischen Gemeinde fort.

Susanna Rubinstein, geboren am 15. September 1847 in Czernowitz (ein paar Monate nach Liszts Konzerten), dürfte die jüngste unter den Kindern

8 Gold: Geschichte der Juden, Bd. 1, S. 77. Auf der Liste der Schülerinnen der Mädchenschule im Schuljahr 1855/56 stehen auch die Namen „Rubinstein Eva“ und „Rubinstein Ernestine“ (sic). Trotz des Namensunterschieds könnte es sich um die beiden Töchter von Isak Rubinstein (Leonore und Susanna) handeln, da es in der damalige Zeit durchaus vorkam, dass in den Matrikeln Vornamen fehlerhaft eingetragen wurden. Darüber hinaus konnten sich die jüdischen Vornamen, so wie sie in der jüdischen Gemeinde eingetragen waren, auch von den amtlichen Namen unterscheiden.

9 Vgl. die Notizen von Carl-Wilhelm von Borkowski in: Peter Frank-Döfering (Hg.): Die Donner der Revolution über Wien. Ein Student aus Czernowitz erlebt 1848. Wien 1988.

10 Hier soll Isak Rubinstein auch einen „ästhetischen Salon“ unterhalten haben, vgl. Gold: Geschichte der Juden, Bd. 1, S. 64.

Isak Rubinsteins gewesen sein: die Todesanzeige des in Bad Ischl verstorbenen Vaters platzierte sie als vierte in der Reihenfolge der Trauernden nach den Geschwistern Bernhard, Moriz und Leonore (verheiratete Barber). Ein Lexikonartikel über sie hält fest, dass sie „mütterlicherseits frühzeitig verwaist“ war.¹¹ Ähnliche Ansichten wie den Vater in den *Lateinischen Mädchen* sollen auch Isak Rubinstein bewegt haben, seinem Nachwuchs eine den damals höchsten Ansprüchen angemessene Ausbildung nicht nur anzubieten, sondern diese vielleicht auch mit sanfter Gewalt zu erzwingen. Im Falle von Susanna, die mutmaßlich – jenseits des von Franzos verbreiteten Klatsches – eine intellektuelle Karriere anzustreben schien, konnten jedoch weder Vaters Vermögen noch sein Einfluss in Czernowitz oder Wien die institutionellen Schranken in der akademischen Frauenausbildung leicht überwinden. Wiederum hätte Isak Rubinstein, der als Aufgeklärter eine „natürliche“ Veranlagung des Mannes für die geistige Arbeit im Unterschied zu jener der Frau vermutlich nicht leicht akzeptieren wollte, ähnlich wie Franzos' Sinai Welt sich empören können: „Sind etwa Mädchen Menschen geringerer Gattung? Es kommt alles auf die Erziehung an! Soll ich mich durch ein Vorurteil behindern lassen?“¹² Dagegen konnte man noch 1895 seitens des österreichischen Unterrichtsministers Paul Gautsch die resolute Behauptung vernehmen, dass die Einrichtungen, die den Frauen den Weg zum Studium öffnen konnten, besonders das Gymnasium, „der eigentlichen Natur des weiblichen Geschlechts zuwiderlaufen“¹³. Auch wenn das österreichische Grundgesetz von 1867 die Gleichberechtigung von Männern und Frauen proklamierte, und zwar einschließlich in ihrem Recht, an allen vorhandenen Ausbildungsmöglichkeiten teilzuhaben, war die Haltung der Behörden bezüglich des allgemeinen Zugangs der Frauen zu den höheren Bildungsinstitutionen lange zurückhaltend bis ablehnend, trotz der zahlreichen Versuche und Initiativen entgegenzusteuern. Die privaten Schulen für Mädchen, die in den 1860er Jahren in Wien gegründet wurden – angefangen mit der „Evangelischen Lehr- und Erziehungsanstalt für Töchter gebildeter Stände“ 1861 –, das seit 1873 bestehende Grazer Mädchenlyzeum oder die Lehrerinnenbildungsanstalten genossen keinesfalls den entsprechenden Status, den Weg „der weiblichen Jugend“ zur Matura und weiter zum Hochschulstudium zu ebnen, denn die Ministerialbürokratie bestand jahrzehntelang darauf, dass „mindestens der höhere Unterricht stets unter Trennung der Geschlechter erteilt

11 Sophie Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder. Bd. 2. Berlin 1898, S. 209f.

12 Franzos: Aus der grossen Ebene, S. 139.

13 Helmut Engelbrecht: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Bd. 4. Wien 1995, S. 284.

wird“¹⁴; auch nachdem die ersten Mädchengymnasien autorisiert worden waren – 1890 in Prag ein tschechischsprachiges und erst 1892 eine „Gymnasiale Mädchenschule“ in Wien –, gewährte die abgelegte Matura noch nicht (bis 1896) das automatische Recht der Frauen, sich an einer Universität ordentlich einzuschreiben.¹⁵ Dabei wurden während all dieser Jahrzehnte auch Ausnahmen zur Regel genehmigt, aber die Tatsache, dass zwischen 1885 und 1895 nur 25 Mädchen die Maturitätsprüfung ablegen durften,¹⁶ spricht für sich selbst.

Susanna Rubinstein gehörte schon Ende der 1860er Jahre zu den Ausnahmen. Sie hätte sowieso in ihrer Heimatstadt keine Chance gehabt, anders als eine „Privatistin“ den Weg durch die gymnasiale Ausbildung und bis zur Matura zurückzulegen, denn in Czernowitz gab es erst ab 1871 eine „höhere Töchterschule“, die 1898 in ein Mädchenlyzeum umgewandelt wurde;¹⁷ in den letzten Jahren der Monarchie wurde hier auch ein deutschsprachiges Mädchengymnasium eingerichtet,¹⁸ obwohl man zugunsten der Erfolgsaussichten bei der Matura die Möglichkeit wahrnahm, begabte Mädchen ins Knabengymnasium zum „Hospitieren“ zu schicken – wie Ninon Ausländer, die spätere Ehefrau Hermann Hesses, die allerdings ein skurriles Bild ihrer Zeit in einer Klasse des I. k.u.k. Staatsgymnasiums zeichnete, in der die drei „Hospitantinnen“ in der „vordersten Bankreihe [...] unter dem auf sie besonders streng gerichteten Blick des Gymnasialprofessors“ saßen, wobei in den Pausen „ein Lehrer die Mädchen unverzüglich hinaus [führte]“, denn „sie hatten bis zur nächsten Unterrichtsstunde in einem abgesonderten Raum zu warten“¹⁹. Nichts von alldem musste Isak Rubinsteins Tochter hinnehmen, wobei die Maturitätsprüfung, die sie fast gleichzeitig mit Karl Emil Franzos ablegte und auch bestand, für Mädchen komplizierter war, da diese – im Unterschied zu den Jungen, die nur in drei Gegenständen mündlich von ihren eigenen Professoren geprüft wurden – in sämtlichen Fächern des Lehrprogramms und von fremden Prüfern abgefragt werden konnten.²⁰ Fest steht, dass Rubinstein

14 Renate Flich: *Wider die Natur der Frau? Entstehungsgeschichte der höheren Mädchenschulen in Österreich*, dargestellt anhand von Quellenmaterial. Wien 1992, S. 82.

15 Ebenda, S. 71.

16 Engelbrecht: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, S. 284.

17 Erich Prokopowitsch: *Die Entwicklung des Schulwesens in der Bukowina*. In: Franz Lang (Hg.): *Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina*. München 1961, S. 269–319, hier: S. 307f. Vgl. auch Rudolf Wagner: *Das multinationale österreichische Schulwesen in der Bukowina*. Bd. 2. München 1986.

18 Hannelore Burger: *Sprachenrecht und Sprachgerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen 1867–1918*. Wien 1995, S. 233.

19 Gisela Kleine: *Zwischen Welt und Zaubergarten. Ninon und Hermann Hesse: ein Leben im Dialog*. Frankfurt/M. 1998, S. 34.

20 Flich: *Wider die Natur der Frau?*, S. 72.

nicht in Czernowitz geprüft wurde; die erste Maturantin im Czernowitzer Staatsgymnasium war 1874 Rosa Welt, die älteste Tochter des in den *Lateinischen Mädchen* auftauchenden Gesprächspartners Franzos'.²¹ Man kann nur vermuten, dass Susanna Rubinstein vor einer Matura-Kommission in einem Knabengymnasium in Wien, Graz, Innsbruck, Lemberg oder Prag stand, denn das wichtigste Ziel auf dem Weg zur weiteren Ausbildung dürfte für sie nur ein Studium in einer der damaligen Universitätsstädte der österreichischen Hälfte der Monarchie gewesen sein.

Die Hoffnung, ein reguläres Universitätsstudium aufzunehmen, war jedoch für Frauen in Österreich Anfang der 1870er Jahre fast aussichtslos. Einerseits galten Maturazeugnisse der Frauen im Unterschied zu den Männern noch nicht als eine Bestätigung der „Reife zum Betriebe höherer Studien“; dies wurde noch 1878 vom Unterrichtsminister in einer entsprechenden Verfügung betont. Die jedoch zugelassenen Ausnahmen – und dies nicht einmal als außerordentliche Hörerinnen, sondern nur als „Hospitantinnen“ – brauchten die Genehmigung der jeweiligen Fakultät und ebenfalls der Dozenten, wo diese „hospitieren“ wollten.²² Susanna Rubinstein, die allerdings keine materiellen Sorgen hatte, entschied sich trotz institutioneller Hindernisse für ein Geschichtsstudium in Prag, wo sie mutmaßlich alle Bedingungen erfüllte. Die Karl-Ferdinands-Universität war damals seit mehreren Jahren von dem schwelenden Konflikt zwischen den deutschen und tschechischen Professoren betroffen, da sich Letztere samt ihrer Hörschaft angesichts der deutlichen Mehrheit der tschechischen Stadtbevölkerung benachteiligt fühlten – was 1882 zur Trennung in eine tschechische und eine deutsche Universität führte. Unter den Historikern, deren Vorlesungen Susanna Rubinstein beiwohnte, herrschte erst recht die nationale Fehde, seitdem deutsche Professoren, wie z. B. Konstantin Höfler, die Schriften des überaus respektierten tschechischen Nationalhistorikers Frantisek Palacky – der sich übrigens gerade in jenen Jahren von einem überzeugten Austroslavisten zum Kritiker des österreichisch-ungarischen Ausgleichs wandelte – öffentlich angegriffen hatten; der auf Tschechisch lehrende Professor Wenzel Tomek, der 1882 zum ersten Rektor der tschechischen Universität ernannt wurde, stand selbstverständlich auf der Gegenseite.²³ Möglicherweise trug diese heikle Atmosphäre dazu bei, dass sich Susanna Rubinstein von ihrem Studium abwandte; hingegen hatte sie sehr

21 Romuald Wurzer: Geschichte des K. K. I. Staatsgymnasiums in Czernowitz. Festschrift zur 100jährigen Gedenkfeier der Gründung des Gymnasiums 1808. Czernowitz 1909, S. 278.

22 Engelbrecht: Geschichte des österreichischen Bildungswesens, S. 290.

23 Ferdinand Seibt (Hg.): Die Teilung der Prager Universität 1882 und die intellektuelle Desintegration in den böhmischen Ländern. München 1984, S. 117f.

wahrscheinlich ihr Interesse an der Sinnespsychologie – keiner national interpretierbaren Wissenschaft – von Ernst Mach, der in Prag seit 1867 als Direktor des Physikalischen Instituts lehrte, oder vom Physiologen Ewald Hering, dem Nachfolger von Jan Purkinje, übernommen.

Von den Veranstaltungen des populären Ordinarius für Philosophie, Wilhelm Fridolin Volkmann, der die Lehre Johann Friedrich Herbarts in der Psychologie zu verankern versuchte, soll sie besonders in den Bann gezogen worden sein. Nach der Absolvierung des „Trienniums“²⁴ entschied sich die Czernowitzerin 1873 – vielleicht auch in der Hoffnung, sich im neu gegründeten Deutschen Reich kulturell heimischer zu fühlen – Prag zugunsten Leipzig zu verlassen.

An der Leipziger Universität unterschied sich der Umgang mit zur höheren Bildung strebenden Frauen nicht wesentlich von den Erfahrungen in Österreich. Immerhin durften sich Frauen als Gasthörerinnen anmelden;²⁵ als 1892 das preußische Kultusministerium an die Universitäten die Frage richtete, ob man die Frauen nicht regulär als Studierende inskribieren sollte, waren die Antworten noch mehrheitlich dagegen.²⁶ Susanna Rubinstein hatte aber einen wichtigen Grund, sich in Leipzig um jeden Preis durchzusetzen: Ihre in Prag anscheinend geweckte Neugierde, sich mit der Experimentalpsychologie zu beschäftigen, konnte sich hier auf einem festen Boden entwickeln: Sie konnte noch die Koryphäen Ernst Heinrich Weber, Gustav Fechner und Carl Ludwig erleben, die durch ihre Forschungen im Bereich der Psychologie und Physiologie den wissenschaftlichen Paradigmenwechsel

24 Die Studienordnung der modernen Universitäten im deutschsprachigen Raum verpflichtete dazu, mindestens drei Jahre lang (Triennium) die Grundlagen eines Faches zu studieren. Die Absolvierung des Trienniums galt auch als Vorbedingung für die Anstellung im Staatsdienst. 1816 war die Mindeststudiendauer von sechs Semestern bereits in den Statuten der Berliner Universität festgeschrieben. Vgl. u. a. Friedrich Carl von Savigny: Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg 1814, S. 145.

25 Die 1873 von der Medizinischen Fakultät angeregte Debatte an der Universität Leipzig bezüglich des Zugangs der Frauen zu einem vollgültigen Universitätsstudium führte zu keiner Änderung der damaligen Praxis, dass nur Hörerinnen mit einer Genehmigung des jeweiligen Dozenten und mit einem Dispens vom Rektor zu den Vorlesungen zugelassen waren. Vgl. Renate Drucker: Zur Vorgeschichte des Frauenstudiums an der Universität Leipzig. In: Hellmuth Kretzschmar (Hg.): Vom Mittelalter zur Neuzeit. Zum 65. Geburtstag von Heinrich Sproemberg. Berlin 1956, S. 278–290, hier: S. 280f.; Sonja Brentjes, Karl-Heinz Schlote: Zum Frauenstudium an der Universität Leipzig in der Zeit von 1870 bis 1910. In: *Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde* 19 (1993/1994), S. 57–75, hier: S. 62f.

26 Ilse Costas: Der Kampf um das Frauenstudium im internationalen Vergleich. In: Anne Schlüter (Hg.): Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland. Pfaffenweiler 1992, S. 115–139, hier: S. 117. Vgl. auch dies.: Zulassung der Frauen zum Studium – im internationalen Vergleich. In: Ilse Nagelschmidt (Hg.): 100 Jahre Frauenstudium an der Alma Mater Lipsiensis. Leipzig 2007, S. 195–232; Regina Wecker: Die Schweiz, das europäische Land des Frauenstudiums. In: Ebenda, S. 233–252.

vorbereiteten, der nach 1875 durch den (von Zürich) nach Leipzig berufenen Wilhelm Wundt und seine Mitarbeiter vollzogen wurde. Allerdings waren in Leipzig im Wintersemester 1873/74 außer Susanna (eingetragen als Sophie!) Rubinstein nur noch zwei Hörerinnen eingeschrieben: Elisabetha von Boguslavski (aus Kursk) und Lydia von Karganoff (aus Tiflis).²⁷ In der Matrikel des Sommersemesters erscheint ihr Name nicht mehr; sie hat vermutlich schon an ihrer Dissertation gearbeitet, denn sie verließ Leipzig mit dem Status einer „Cand. phil.“.²⁸

Der Weg Susanna Rubinsteins führte dorthin, wo eine im damaligen Europa alleinige Aussicht bestand, dass Frauen ein Studium mit einem Diplom beendeten. In der Schweiz hatte die Universität Zürich, wo bereits 1840 zwei Frauen immatrikuliert werden durften, Nadeschda Suslowa aus Russland 1866 zum Medizinstudium zugelassen (sie promovierte 1867),²⁹ wobei die Zahl der russischen Studentinnen in Zürich um 1872 bei 54 lag (bei insgesamt 68 Studentinnen).³⁰ Diese in Europa einzigartige Haltung gegenüber dem Frauenstudium hatte verschiedene Ursachen, nicht zuletzt die von den vielen Hörerinnen gezahlten Gebühren, die bei dem Ausbau der relativ neuen Universitäten benötigt wurden,³¹ aber vor allem eine Berufungspolitik, die nach 1848 die Niederlassung vieler liberaler Wissenschaftler aus Deutschland ermöglichte.³² Doch nicht nach Zürich – das einige Jahrzehnte später von der Czernowitzerin Eugenie Nussbaum, der als Eugenie Schwarzwald berühmt gewordenen Wiener Pädagogin, zum Studienort gewählt wurde³³ – ging Susanna Rubinstein, sondern nach Basel, an die älteste Universität der Schweiz. Anfang Juli 1874 lag dort ihr Gesuch vor, zum Doktoratsexamen zugelassen zu werden, das am 10. Juli in einer denkwürdigen, von dem Prodekan Friedrich Nietzsche beantragten Sitzung des gesamten Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät zur Diskussion gestellt wurde: die *causa* schien so wichtig zu sein, dass Nietzsche,

27 Brentjes, Schlote: Zum Frauenstudium an der Universität Leipzig, S. 62.

28 Im Protokoll der Sitzung vom 21. Juli 1874 des Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät der Universität Bern, in der über Susanna Rubinsteins Gesuch, zur Promotion zugelassen zu werden, entschieden wurde, wird sie mit dem Titel „Cand. Phil.“ angeführt. Vgl. Staatsarchiv Bern, Universitätsarchiv. BB.05.10.1701, S. 13. Ich bedanke mich bei Herrn Prof. Dr. Ernest Hess-Lüttich und bei Herrn Niklaus Bütikofer vom Universitätsarchiv Bern für die freundliche Unterstützung und für die Einsicht in die Originaldokumente.

29 Wecker: Die Schweiz, das europäische Land des Frauenstudiums, S. 233 und S. 238.

30 Costas: Kampf um das Frauenstudium, S. 134.

31 Luise Hirsch: Vom Shtetl in den Hörsaal. Jüdische Frauen und Kulturtransfer. Berlin 2010, S. 51.

32 Costas: Kampf um das Frauenstudium, S. 135; Wecker: Die Schweiz, das europäische Land des Frauenstudiums, S. 239.

33 Vgl. Deborah Holmes: Langeweile ist Gift. Das Leben der Eugenie Schwarzwald. St. Pölten u. a. 2012, insbesondere S. 58–77.

der die philologisch-historische Abteilung der Fakultät leitete, eine Debatte wollte, an der sich auch die Kollegen der naturwissenschaftlichen Abteilung beteiligten.³⁴ Die Protokolle verraten nicht vieles vom Inhalt der Auseinandersetzung, die immerhin zwei Stunden gedauert haben soll und in der „alle möglichen Standpunkte und Ansichten vertreten waren“; bei der endgültigen Abstimmung siegte mit sechs gegen vier Stimmen der Antrag des Physikers Eduard Hagenbach, laut dem „Frauenzimmer zum Examen nicht zugelassen werden“³⁵ – ein Beschluss mit schwerwiegenden Folgen für die Basler Universität, die sich jahrzehntelang im Verhältnis zur toleranten Haltung anderer Schweizer Universitäten gegenüber der Hochschulbildung für Frauen negativ absonderte.³⁶ Für den Antrag stimmten außer Hagenbach der Professor für französische Sprache und Literatur Charles Girard, der Germanist Moritz Heyne, der Philosoph Max Heinze und die Historiker Wilhelm Vischer und Jakob Burckhardt, dagegen waren der Chemiker und damalige Dekan Jules Piccard, der Mathematiker Hermann Kinkelin, der Nationalökonom August von Miaskowski und der Ordinarius für Altphilologie Friedrich Nietzsche.

Vielleicht war Susanna Rubinstein auf eine derartige Entscheidung in Basel gefasst, so dass sie einige Tage später ein ähnliches Gesuch an der Universität Bern einreichte, wo ihre Chancen besser zu stehen schienen, da diese Hochschule einen toleranten Ruf genoss; hier durften sogar nicht konvertierte Juden als Professoren wirken: Zwischen 1860 und 1866 lehrte der Berliner Moritz Lazarus Psychologie, ebenfalls ein Herbartianer, der auch eine Theorie der „Völkerpsychologie“ formulierte, während der ehemalige Breslauer Arzt Gabriel Gustav Valentin den Lehrstuhl für Physiologie (an der Medizinischen Fakultät) innehatte. In Bern durfte sich erst 1868 eine Frau, Elisabeth Schroer aus Deutschland, immatrikulieren lassen; 1870 war eine Enkelin Puschkins, Jekaterina Gontscharowa,³⁷ die erste Russin, die dort studierte. Im Falle von Susanna Rubinstein wurde auch hier während einer Sitzung des gesamten Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät am 21. Juli 1874 die „prinzipielle

34 Staatsarchiv Basel, Universitätsarchiv R 3.3; Protokoll der Philosophischen Fakultät, Zeitraum 1851–1887, S. 113. Ich danke Frau Prof. Regina Wecker und Herrn Dr. Hermann Wichers, dem Leiter Benutzung am Staatsarchiv Basel, für die großzügige Unterstützung meiner Bemühungen, die genannten Protokolle einsehen zu können.

35 Ebenda, S. 113f. Vgl. auch Hermann-Peter Eberlein: *Flamme bin ich sicherlich! Friedrich Nietzsche, Franz Overbeck und ihre Freunde*. Köln 1999, S. 147; Wecker: *Die Schweiz, das europäische Land des Frauenstudiums*, S. 242; Andreas Urs Sommer: *Friedrich Nietzsche als Basler Philosoph*. In: Emil Angehrn, Wolfgang Rother (Hgg.): *Philosophie in Basel. Prominente Denker des 19. und 20. Jahrhunderts*. Basel 2011. S. 32–61, hier: S. 44f.

36 Wecker: *Die Schweiz, das europäische Land des Frauenstudiums*.

37 Franziska Rogger: *Der Doktorhut im Besenschränk. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern*. Bern 2002, S. 14f.

Frage“ gestellt, „ob Damen zum Dr.Examen zugelassen“ werden durften; im Unterschied zu Basel wurde die Zulassung „unter der Erfüllung der im Reglement vorgeschriebenen Bedingungen [...] bejaht“³⁸. Erst dann wurden die „eingelieferte“ Dissertation und die Zeugnisse von Susanna Rubinstein eingesehen und für genügend befunden, so dass die Kandidatin dann auch tatsächlich geprüft werden durfte. Am 5. August 1874 wurden die Themen von drei Klausurarbeiten in den Fächern Philosophie, Geschichte und Deutsche Literatur bestimmt und am 6. August fanden die mündlichen Prüfungen statt. Anschließend erhielt Susanna Rubinstein den „Doktorgrad der Philosophie“³⁹, wodurch sie in Bern die erste Frau war, die einen Dokortitel erhielt.⁴⁰

Die Motivation Susanna Rubinsteins, ihr Studium in der Schweiz abzuschließen, war eine andere als jene der immer zahlreicheren Studentinnen aus Russland, darunter viele Jüdinnen, von denen man bei der Inskription nicht einmal das Maturitätszeugnis verlangte.⁴¹ Im Grunde empfand sie einen ähnlichen, zur Tradition der jüdischen Kultur gehörenden Eifer des hochgeschätzten „Lernens“ wie jene und ebenso teilte sie mit ihnen den rationalistisch-kritischen Blick auf die umgebende Welt, der sich bei ihr, der selbstbewussten, mit „Besitz und Bildung“ dotierten Bürgerin, jedoch nie in eine nihilistische Versuchung umwandelte,⁴² sondern höchstens in eine Art feministisches Engagement *avant la lettre*.⁴³ Auch die räumliche Mobilität verband ihr Verhalten mit dem der „Russinnen“, aber in ihrem Fall war diese durch keine materielle Not oder politische Verfolgung verursacht, sondern bloß durch die Suche nach einem Ort, wo ihr Wissen eine Verwendung finden sollte. Durch die Promotion erhoffte sie sich eine Legitimierung, weiter im

38 Staatsarchiv Bern, Universitätsarchiv. BB.05.10.1701, S. 13.

39 Ebenda, S. 14. Unter den Prüfern befanden sich außer dem Dekan Georg Rettig (Altphilologe) der Philosoph Carl Hebler, der Historiker Basilius Hidber und der Germanist Ludwig Hirzels sowie der Romanist Albert Schaffter und der Altphilologe Johann Melchior Knaus. Susanna Rubinstein musste bei den Klausuren das Thema der „Sinnestäuschungen“ im Fach Philosophie, „die bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Kaisers Karl IV., Sohn des Königs Johann von Böhmen“ im Fach Geschichte und „die Hauptmomente im Schillers Entwicklungsgange“ im Fach „Deutsche Litteratur“ behandeln. Nach der Berufung Lazarus' nach Berlin blieb allerdings der Lehrstuhl für Psychologie in Bern mehrere Jahrzehnte unbesetzt.

40 Ebenda, S. 15. Vgl. auch Rogger: Der Doktorhut im Besenschränk, S. 89.

41 Hirsch: Vom Schtetl in den Hörsaal, S. 51f.

42 Ebenda, S. 45ff. und S. 57ff.

43 Luise Hirsch hebt die Differenz zwischen den Bildungsvoraussetzungen der aus Russland stammenden jüdischen Studentinnen und denen der „deutsch-jüdischen Studentinnen“ mit Nachdruck hervor. Die von ihr angeführten Lebensläufe von Töchtern aus dem „aufstiegsorientierten Kaufmannsmilieu“ in Deutschland, in dem die Rolle der „jüdischen Identität“ ständig abnahm, sind mit jenem von (der eigentlich älteren) Susanna Rubinstein durchaus vergleichbar. Vgl. ebenda, S. 119ff.

akademischen Leben aktiv bleiben zu dürfen und – vielleicht mit besseren Chancen – in Deutschland wissenschaftlich zu arbeiten; so kann man auch erklären, warum sie rasch aus Bern verschwand, ohne dort tiefere Spuren zu hinterlassen.⁴⁴

Die 78 Seiten starke Dissertation, die den Titel *Die sensoriellen und sensitiven Sinne* trägt und dem Vater „in Liebe und Verehrung“ gewidmet ist, veröffentlichte sie 1874 im Leipziger Verlag des Universitäts-„Buchdruckers“ Alexander Edelman; eine zweite Auflage des Buches folgte 1877. Die durchaus belebte, wie auch scheinbar experimentell fundierte Untersuchung, bewegte sich offensichtlich in dem Grenzbereich zwischen Physiologie und Psychologie, wobei sich Susanna Rubinstein, die hier ihre Prager und Leipziger Meister Volkmann, Weber, Fechner wie auch Hermann Lotze, Herbarts Nachfolger in Göttingen, oder den Berner Physiologen Valentin fleißig zitierte, als eine überzeugte Anhängerin der philosophisch fundierten Psychologie Johann Friedrich Herbarts zeigte. Der wissenschaftliche Diskurs klang sicher und selbstbewusst: Diese Arbeit präsentierte sich kaum als Abschluss einer Forschung, sondern eher als Öffnung zu neuen Forschungsprojekten. Sie soll auch in den Fachkreisen wohlwollend aufgenommen worden sein,⁴⁵ so dass die Autorin wiederum an der Universität Leipzig als „Hospitantin“ wirken durfte;⁴⁶ sie setzte nach einem Jahr die Wanderung durch deutsche Universitäten fort, auch in Heidelberg und München bemühte sie sich offensichtlich um ihre Fortbildung⁴⁷ und hoffte vielleicht insgeheim auf eine dauernde Arbeitsperspektive. Was für eine zukünftige Karriere konnte sich aber die Czernowitzerin, die allerdings dank des väterlichen Vermögens materiell gut versorgt war, versprechen? Eine Habilitation, die ihr eine Lehrbefugnis gewähren sollte, war für eine Frau zur damaligen Zeit in Deutschland und umso mehr in Österreich undenkbar; sogar in der liberalen Schweiz durfte sich eine Frau erst 1898 habilitieren – es handelte sich um die russische Jüdin Anna Tumarkin, die in Berlin bei Wilhelm Dilthey studierte und die *venia legendi* ebenfalls an der Universität Bern erwarb, wo sie dann Philosophie lehrte.⁴⁸

44 Rogger: Der Doktorhut im Besenschränk, S. 89.

45 Winger: Grosse Jüdische National-Biographie, S. 290f. Franzos fand dagegen nur paar bissige Worte für ihre Dissertation. Obwohl er ihr „Belesenheit“ zugestand, bemerkte er, „um bei der Wahrheit zu bleiben“, dass „von einer Selbstständigkeit des Standpunktes [...] sich in dem Büchlein dieses weiblichen Philosophen keine Spur“ zeige. Vgl. den Artikel in *Die Heimat. Illustriertes Familienblatt*, S. 163. In der endgültigen Version des Textes im Band *Aus der grossen Ebene* ließ er übrigens diesen Satz streichen.

46 Die Information stammt aus dem offensichtlich von Susanna Rubinstein selbst inspirierten Artikel über sie in Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder, S. 209f.

47 Ebenda.

48 Hirsch: Vom Shtetl in den Hörsaal, S. 54.

Eine definitive Rückkehr in die Czernowitzer Provinz, wo Susanna Rubinstein gelegentlich „volkstümliche Kurse für schöngeistige Literatur“⁴⁹ immerhin angeboten hatte, war unvorstellbar, denn dies konnte wie eine Niederlage für die mutige Frau angesehen werden. Der Tod des Vaters 1878 hat die unmittelbare Beziehung zur Heimatstadt letztendlich unterbrochen; aufgrund ihres Erbanteils – zu dem wahrscheinlich auch das von Franz von Lenbach gemalte Bild von Isak Rubinstein gehörte, das sie später der kaiserlichen Galerie in Wien schenkte⁵⁰ – konnte es sich Susanna Rubinstein wohl leisten, sich weiter in Deutschland als Privatgelehrte aufzuhalten.

Susanna Rubinstein heiratete nicht (mehr). Sie wechselte rastlos ihre Wohnsitze – Leipzig, Wien, Heidelberg (Pension Karlsthor), Dresden, Bad Kissingen (Villa Fürstenhof), Berlin, Wiesbaden – und starb 1914 in Würzburg, wo sie ihre letzten Lebensjahre verbrachte.⁵¹ Zu ihren Lebzeiten genoss sie als „Frau der Feder“ eine beachtliche Bekanntheit; mehrere zeitgenössische Lexika (Heinrich Gross' *Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Wort und Bild* [1885, dritter Band], Sophie Patakys *Lexikon deutscher Frauen der Feder* [1898], *Meyers Konversationslexikon* [1905], *Jewish Encyclopedia* [1906], Rudolf Eislers *Philosophen Lexikon* [1912]) sowie *Kürschners Literaturkalender* zeugen davon. Auch wenn Susanna Rubinstein noch lange darauf beharrte, dass ihr „festes unverrücktes Arbeitsfeld“ die Psychologie sei,⁵² soll sie doch sehr früh begriffen haben, dass die für sie unüberbrückbar gewordene Distanz zum akademischen Betrieb, an der auch ihre anfällige Gesundheit schuld war, ihr keinen Zugang mehr zur experimentellen Betätigung in den physiologischen Labors erlauben würde. Ihr philosophisches Wissen und die Gabe, sich plastisch und gleichzeitig bündig auszudrücken, verhalfen ihr stattdessen, sich als Essayistin zu bewähren und dank des raschen Erfolgs ihrer Produktion damit einen Namen zu machen. Ihr erstes Buch nach der Dissertation, veröffentlicht 1878 in Heidelberg (bei Carl Winter), trug den Titel *Psychologisch-ästhetische Essays*; sie sammelte darin eine Reihe von Abhandlungen zu den damals aktuellsten Themen der Psychologie („Das Leben der Sinne“, „Über das Gedächtnis“, „Einbildungskraft und Phantasie“ u. a.), in denen sich die originale Reflexion auf ein breites Spektrum literarischer Exempla stützte, wobei deren geistreiche Interpretation in bestimmter Hinsicht eine Art „Psychokritik“ *avant la lettre* darstellte. Diese Schrift, von der 1884 ein zweiter Band (mit ebenso publikumswirksamen Titeln wie „Psychologie der Geschlechter“,

49 Gold: Geschichte der Juden. Bd. 2, S. 46.

50 Ebenda, Bd. 1, S. 64.

51 Vgl. die Todesanzeige in der *Allgemeinen Zeitung des Judentums* vom 14. April 1914.

52 Vgl. Pataky: *Lexikon deutscher Frauen der Feder*, S. 209f.

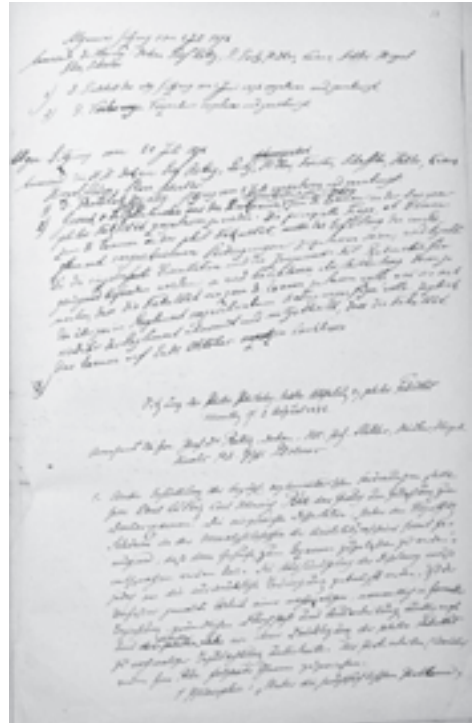


Abb. 3: Sitzungsprotokoll vom 21. Juli 1874 des Lebrkörpers der Philosophischen Fakultät der Universität Bern über die Promotionszulassung Susanna Rubinsteins (Staatsarchiv Bern, Universitätsarchiv. BB.05.10.1701, S. 13)

„Leidenschaft und Affecte“, „Zur Naturgeschichte des Witzes“ u. a.) veröffentlicht wurde, nahmen die Kulturpresse und Fachblätter beinahe enthusiastisch auf: die Rezensionen in der *Leipziger Zeitung*, *Wiener Allgemeinen Zeitung* und *Deutschen Literaturzeitung*, im *Über Land und Meer* und *Literarischen Centralblatt* bis zur *Zeitschrift für exakte Philosophie* betonten sowohl die Verwandtschaft ihres Gedankenguts mit der Philosophie Herbarts und seines Schülers Volkmann als auch ihre außerordentliche Fähigkeit, sehr komplexe Inhalte („die herbe Strenge, die verstandesmäßige Nüchternheit, die kalte Logik Herbarts“⁵³) in einem gehobenen Konversationsstil und mittels einer „anziehenden Sprache“⁵⁴ auszudrücken.

Damit empfand sich Susanna Rubinstein in ihrer Rolle als Vermittlerin der Erkenntnisse aus den ihr allzu bekannten Sachgebieten für eine breitere intellektuelle Leserschaft als durchaus legitimiert. Auch wenn sie noch vereinzelt Studien veröffentlichte, die sich aus ihren älteren physiologischen

53 *Pädagogische Studien* 5 (1884), H. 4, zit. in einem Anhang zu ihrem nächsten Band: Aus der Innenwelt. Psychologische Studien. Leipzig (Edelmann) 1888, S. 217.

54 *Zeitschrift für exakte Philosophie* 14 (1886), H. 4, zit. nach ebenda, S. 218.

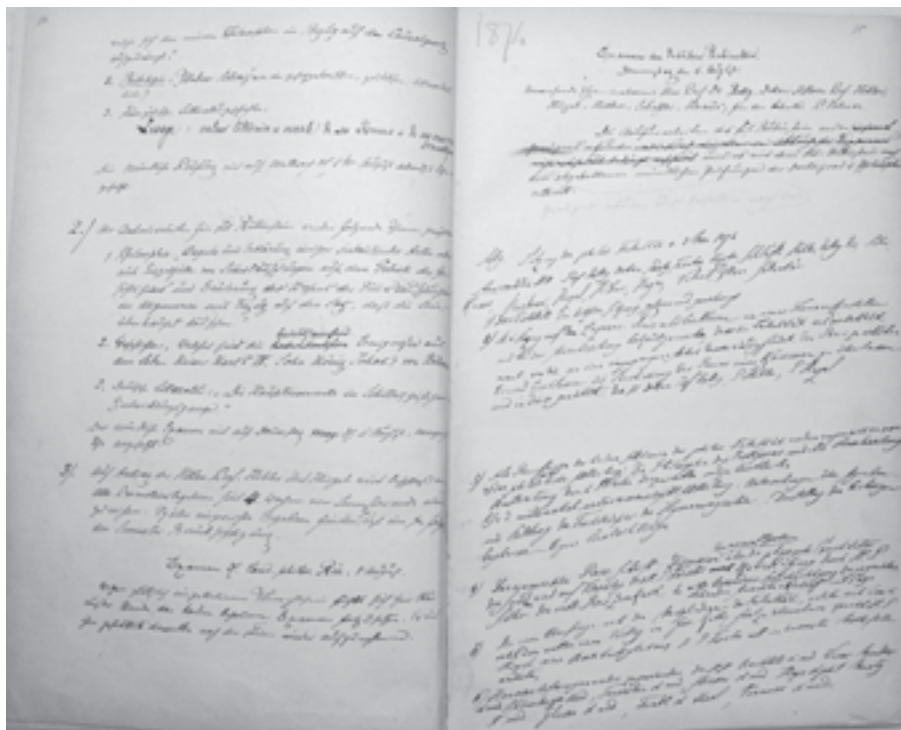


Abb. 4: Protokoll zu Prüfungsinhalten und Erteilung des Doktorgrads der Philosophie an Susanna Rubinstein durch die Universität Bern, 5./6. August 1874 (Staatsarchiv Bern, Universitätsarchiv. BB.05.10.1701, S. 14f.)

Untersuchungen bedienten – wie *Zur Natur der Bewegungen*⁵⁵, in der die ehemalige Leipziger Hörerin sich mehrmals auf Wilhelm Wundts Forschungen bezog –, pflegte sie jedoch mit Nachdruck ihren neu eingeschlagenen Weg in der wissenschaftlichen Publizistik. Die Bezeichnung ihrer ebenfalls in verschiedenen Periodika – von der *Vossischen Zeitung* über die *Sozialistischen Monatshefte* bis zum *Pädagogischen Magazin* – erschienenen Aufsätze als „populär-wissenschaftlich“ oder „populär-philosophisch“ schien sie nicht zu stören: sie übernahm diese sogar in manchen ihrer Titel, wobei die Autorin jedoch nicht nur einmal ihre Ansprüche viel höher setzte als das Verständnis-niveau eines einfachen, intellektuell neugierigen Lesers. Das anschaulichste Beispiel ist ein Buch, in dem Susanna Rubinstein sich mit den Ideen eines der sonderbarsten, oft mit Nietzsche verglichenen Denkers ihrer Zeit, Philipp

⁵⁵ Leipzig (Edelmann) 1890.

Mainländer, Autor einer *Philosophie der Erlösung*, auseinandersetzt;⁵⁶ sie scheut nicht die philosophische Provokation, auch wenn dieser unterschwellige Radikalismus nicht weiter über den bei Schiller erlernten bürgerlichen Humanismus hinausgeht. Andererseits fühlt sie sich ebenfalls berufen, zeitgenössische philosophische Standardwerke von Eduard von Hartmann oder Julius Bahnsen zu analysieren und näher zu erklären.⁵⁷ Dabei nimmt die philosophisch-literarische Argumentation in ihren den psychologischen Phänomenen gewidmeten Aufsätzen beständig zu, wie in den Bänden *Aus der Innenwelt. Psychologische Studien* (bei Carl Winter), *Aus dunklem Grunde*⁵⁸ und *Philosophisch-ästhetische Fragmente*;⁵⁹ es wird reichlich aus Plotin, Kant, Schopenhauer, Herbart, ebenso aus Sophokles, Shakespeare, Lessing, Schiller, Goethe und besonders Ibsen und Anatole France zitiert. Der Diskurs lässt jetzt auch ein persönliches Gepräge deutlicher durchblicken, indem durch die fortwährende Wiederkehr bestimmter Themen – Judentum, das Verhältnis zwischen der Vernunft und dem Unbewussten, der gesellschaftliche Status der Frau im Hinblick auf eine anzustrebende Gleichstellung zum Mann, der angebliche Gegensatz von Geschlechtern, die psychologische „Formel“ der Liebe und deren Beziehung zum Hass usw. – eigene Dilemmata, Obsessionen oder sogar Frivolitäten (sie schreibt auch über die Funktion des Gürtels und des Filzhuts in der Frauenmode) einen festen Platz in der Diktion der Autorin einnehmen.

In den späteren Jahren scheint das philosophische und literarische Werk Friedrich Schillers immer mehr in den Vordergrund ihres Interesses zu rücken. In einer Epoche, in der trotz der Feierlichkeiten zum 100. Todes- und zum 150. Geburtstag des Weimarerers, die immerhin die Editionsarbeit anspornten⁶⁰ und auch einige Monographien über Schiller auf den Markt brachten,⁶¹ das zeitgenössische allgemeine Urteil der Öffentlichkeit eher als eine Entweihung des Mythos gewirkt haben soll, trat die in mehreren Aufsätzen⁶² und vor allem

56 Susanna Rubinstein: Ein individualistischer Pessimist. Beitrag zur Würdigung Philipp Mainländers. Leipzig 1894.

57 Susanna Rubinstein: Eine Trias von Willensmetaphysiker. Populär-philosoph. Essays. Leipzig 1896. Vgl. auch Dr. Susanna Rubinstein: Die Energie als Wilhelm von Humboldts sittliches Grundprinzip. In: *Pädagogisches Magazin* (1906), H. 272, S. 3–14.

58 Leipzig (Edelmann) 1892.

59 Leipzig (Edelmann) 1903.

60 Helmut Koopmann: Forschungsgeschichte. In: ders. (Hg.): Schiller-Handbuch. Stuttgart 1998, S. 809–832, hier: S. 810f.

61 Ebenda, S. 813f. Als einen Höhepunkt der Schiller-Forschung des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts galt die Monographie *Schiller. Sein Leben und sein Werk* von Fritz Strich, die als Ergänzungsband seiner Schiller-Ausgabe (*Sämtliche Werke*) 1912 erschien.

62 Vgl. Schillers Begriffsinventar. In: *Pädagogisches Magazin* (1905), H. 255, S. 3–13; Schillers Stellung zur Religion. In: Ebenda (1906), H. 275, S. 3–16.



Abb. 5: Ehemaliges Czernowitzer Wohnhaus der Familie Rubinstein in der Schlangengasse 4, später Dr. Reissgasse, heute: vul. Ukraïns'ka 18 (Foto: Andrei Corbea-Hoisie)

in zwei umfänglichen Büchern – *Schiller-Probleme*⁶³ und *Lexikalischer Schiller-Kommentar*⁶⁴ – festgehaltene Würdigung durch Susanna Rubinstein wie eine mutige Positionierung zugunsten einer der wissenschaftlichen Vernunft dienlichen Analyse und gegen den geistesgeschichtlichen Strom einer irrationalen „Monumentalisierung und Enthistorisierung“⁶⁵ Schillers auf. Die tiefe Empathie mit dem kosmopolitischen „Priester der Humanität“⁶⁶ kam bei ihr unzweifelhaft von weit her: von jenem jüdisch-bürgerlichen Milieu, in dem sie aufgewachsen war und in dem Schillers Werk die optimistische Vision der Assimilation und der Integration der Juden in eine moderne europäische Kultur verkörperte – was eigentlich auch das Ideal ihres Vaters⁶⁷ und nicht

63 Leipzig (Edelmann) 1908.

64 Berlin-Friedenau (Karl Fischer Verlag) 1913.

65 Vgl. Claudia Albert: Schiller im 20. Jahrhundert. In: Koopmann: Schiller-Handbuch, S. 773–787, hier: S. 774ff.

66 Susanna Rubinstein: Schiller-Probleme. Leipzig 1908, S. 172–185.

67 „Meinem leuchtenden Stern im grauen Weltennichts“ lautete die Widmung an den verstorbenen Vater in ihrem Buch *Ein individualistischer Pessimist* über den Atheisten Philipp Mainländer.

weniger der Gestalten aus Franzos' Erzählung *Schiller in Barnow* darstellte. Damit hätte sich Susanna Rubinstein in Czernowitz, wo 1907 vor dem neuen Gebäude des vom deutschsprachig-jüdischen Publikum intensiv besuchten und geförderten Stadttheaters ausgerechnet ein Schiller-Denkmal errichtet wurde, wieder und vollkommen zu Hause gefühlt.

Literarisch-publizistische Texte von Eugenie Schwarzwald im Universum ihres pädagogischen Systems

PETER RYCHLO

Eugenie Schwarzwald (1872–1940), geborene Nussbaum, war eine legendäre Persönlichkeit des Wiener Bildungs- und Kulturlebens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Sie war Pädagogin, Reformerin des österreichischen Schulsystems und gründete die sogenannten „Schwarzwaldschen Schulanstalten“, die ein ganzes Netz von Mädchenschulen verschiedener Stufen und Ausrichtungen (darunter mit Matura und Öffentlichkeitsrecht), etliche Fortbildungskurse für Frauen, die erste Koedukationsvorschule und eine Kleinkinderschule bildeten. Hier konnte Eugenie Schwarzwald ihre innovativen pädagogischen Ideen verwirklichen. Sie war darüber hinaus auch Organisatorin zahlreicher sozialer und philanthropischer Institutionen wie Gemeinschaftsküchen, Ferienkolonien, Alters- und Erholungsheime für mittellose Künstler usw. In ihren Schulanstalten unterrichteten Künstler wie Oskar Kokoschka und Adolf Loos, die Musiker Egon Wellesz und Arnold Schönberg, der Literatur- und Theaterhistoriker Otto Rommel oder der Jurist und Soziologe Hans Kelsen. Markante Persönlichkeiten wie Vicky Baum, Helene Weigel, Elisabeth Neumann-Viertel, Hilde Spiel, Alice Herdan-Zuckmayer, Freya von Moltke und viele andere zählten zu ihren Schülerinnen. In ihrer von Adolf Loos eingerichteten Wiener Wohnung in der Josefstädterstraße 68, in der sie einen Salon führte, verkehrten bekannte Wiener Politiker, Journalisten, Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler. Hier in ihrem kleinen, aber gastlich eingerichteten Salon konnte man Rainer Maria Rilke, Lou Andreas-Salomé, Peter Altenberg, Egon Friedell, Egon Erwin Kisch, Carl Zuckmayer, Käthe Kollwitz, Karin Michaelis, Alexander Moissi, Karl Popper, Paul Lazarsfeld, Helmuth von Moltke u.v.a. antreffen. Sehr plastisch beschreibt Jakob Wassermann in der Wiener Zeitung *Neue Freie Presse* vom 25. Juni 1925 Eugenie Schwarzwald und ihren Alltag:

Mit jedem muss sie in seiner Sprache reden, den Argumenten eines jeden zuvorkommen, seine kleinen Eitelkeiten ausfindig machen und schonen, sich mit seinen Interessen vergleichen, seinen vermeintlichen Ideen auseinandersetzen und ihm seine Vorbehalte abdingen. Sie muss Briefe schreiben, Ansprachen

halten, telefonieren, bitten, betteln, zürnen, lachen, weinen, danken; sie muss Beschuldigungen widerlegen, Zweifler umstimmen, Nörgler aufheitern, Ehrgeizige vertrösten, Machthaber vergewaltigen oder überlisten, Vordringliche zurückweisen, Gelangweilte ermuntern; sie lebt mit dem Zifferblatt der Uhr vor Augen und ohne Zeit im Gemüt, denn sie hat keinen Tag, und sie hat keine Nacht; ihr Tun ist pausenlos.¹

Nicht nur Jakob Wassermann war von dieser Frau fasziniert. Robert Musil, ein im Umgang mit anderen Leuten sehr reservierter Mensch, jedoch ein exzellenter Beobachter und scharfer Kritiker der herrschenden gesellschaftlichen Zustände, charakterisierte Eugenie Schwarzwald als „Nebeneinander von Wohltun und Sichwohltun“, das nur „durch das Nebeneinander der Überzeugungen in dieser Zeit“ ermöglicht wird. Darin sah er „das Satyrische dieser Figur“, indem er sie ironisch als „Zeus von Tarnopolis“² bezeichnete. In Musils Hauptwerk, dem Fragment gebliebenen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*, diente sie als Vorlage der Diotima-Figur (Ermelinda Tuzzi). Karl Kraus parodierte sie in seinem grandiosen pazifistischen Drama *Die letzten Tage der Menschheit* als Hofrätin Schwarz-Gelber und Elias Canetti beschrieb sie als „Pädagogin, die einen das erste Mal beim Empfang an ihren Bauch drückte und einen so herzlich empfing, als sei man von Säuglingsjahren an ihr Schüler gewesen, als sei man durch kein Geheimnis von ihr getrennt und habe sich unzählige Male schon das Herz bei ihr ausgeschüttet“³. Für Canetti war sie allerdings etwas zudringlich, so dass er sie in seinen Erinnerungen *Das Augenspiel* auch als eine „Schwätzerin“ bezeichnete.⁴

Eugenie Schwarzwald war allerdings keine Theoretikerin der Pädagogik, wie Johann Amos Comenius, Johann Heinrich Pestalozzi oder Adolph Diesterweg. Sie hinterließ auch kein geschlossenes System von pädagogischen Ideen, die in speziellen Studien oder Traktaten dargelegt worden wären. „Das besondere an ihrer Schule lässt sich schwer benennen. Ihr Programm war ihre Persönlichkeit und ihr Gespür für die Menschen, die sie um sich scharte“⁵, bemerkt dazu Robert Streibel. Ihre pädagogische Auffassung basierte ausschließlich auf ihrer eigenen Praxis als langjährige und meistens illegal tätige

1 Zit. nach: Leben mit provisorischer Genehmigung. Leben, Werk und Exil von Dr. Eugenie Schwarzwald (1872–1940). Eine Chronik von Hans Deichmann. Berlin, Wien, Mülheim/Ruhr 1988, S. 370f.

2 Arno Rußegger: „Der Zeus von Tarnopolis“. Eugenie Schwarzwald als Figur in Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“. In: Robert Streibel (Hg.): Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis. Wien 1996, S. 30.

3 Streibel: Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis, S. 37.

4 Deichmann: Leben mit provisorischer Genehmigung, S. 373.

5 Robert Streibel: Eugenie Schwarzwald – Pädagogin – Intellektuelle und Muse. In: *Illustrierte Neue Welt*, Oktober 1996, S. 12.

Schulleiterin, da die österreichischen Bürokraten ihr Zürcher Doktordiplom nicht anerkennen wollten.

Eugenie Schwarzwald hat zwar eine Schule gegründet – die Leitung wurde ihr zeitlebens durch österreichische Bürokraten verwehrt. Sie hat den Grundstein für die Reformpädagogik gelegt, die von Otto Glöckel umgesetzt wurde – nicht zuletzt mit den Lehrern, die ihre Erfahrungen in der Schwarzwaldschule gesammelt haben. In der großen fünfbandigen Geschichte des österreichischen Erziehungswesens wird sie aber mit keinem Wort erwähnt.⁶

Über ihre pädagogischen Prinzipien erfährt man das meiste aus den Zeugnissen und Erinnerungen ihrer Schülerinnen und Schüler, die im Dokumentationsband von Hans Deichmann *Leben mit provisorischer Genehmigung. Leben, Werk und Exil von Dr. Eugenie Schwarzwald* (1988) und im reich illustrierten, von Robert Streibel herausgegebenen Band *Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis* (1996) aufgenommen sind. Die darin veröffentlichten Texte liefern viele Einzelheiten über die von ihren Zöglingen und Lehrkollegen als „Fraudoktor“ verehrte Schwarzwald. 2012 erschien von Deborah Holmes im Wiener Residenz-Verlag unter dem Titel *Langeweile ist Gift. Das Leben der Eugenie Schwarzwald* auch die erste umfangreiche Biographie der Reformpädagogin.

Viel relevanter sind jedoch jene Quellen, in denen Eugenie Schwarzwald selbst zu Wort kommt und über ihre pädagogischen Methoden und Erziehungsprinzipien reflektiert. Dazu zählen ihre publizistischen Artikel und Essays sowie wenige biographische und belletristische Texte, die auch pädagogische Fragen berühren. Die meisten Aufsätze wurden in verschiedenen deutschen und österreichischen Zeitungen und Zeitschriften in den 1920er und 1930er Jahren publiziert (*Czernowitzer Morgenblatt*, *Neue Freie Presse*, *Wiener Allgemeine Zeitung*, *Wiener Tag*, *Neues Wiener Journal*, *Neues Wiener Tagblatt*, *Neue Zürcher Zeitung*, *Zürcher Illustrierte*, *Vossische Zeitung*, *Aus fremden Zungen*, *Frauenblatt* u. a.). Zahlreiche ihrer feuilletonistischen Texte wurden 1995 unter dem Titel *Die Ochsen von Topolschitz* herausgegeben.⁷ Zusammen mit der Auswahl der Artikel, die Hans Deichmann in seine Dokumentation aufgenommen hat, bilden sie heute die eigentliche Textbasis für die Erforschung ihrer literarisch-publizistischen Tätigkeit.

Eugenie Schwarzwalds Interesse für die Pädagogik ist biographisch bedingt und geht auf ihre eigenen, unglücklichen Erfahrungen in der Schule zurück. Ihre Schulzeit verbrachte sie zuerst im Dorfmilieu ihres galizischen Heimatortes Polupanowka (mit Ausnahme ihres vierten Volksschuljahres in Wien),

⁶ Ebenda.

⁷ Eugenie Schwarzwald: *Die Ochsen von Topolschitz*. Feuilletons. Wien 1995.

später im Mädchenlyzeum und im Lehrerinnenseminar in Czernowitz. Sie empfand das strenge österreichische Schulreglement als bedrückend. In einem autobiographischen Artikel „Die Lebensluft der alten Schule“, der das *Czernowitzer Morgenblatt* am 17. Mai 1931 veröffentlichte, erinnert sie sich an ihre Schulzeit wie folgt:

Ich war als Kind in einer jener dumpfen, kalten, muffigen und gehässigen Schulen, wie sie zu Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre in allen Ländern üblich waren. Da ich ein geselliges Wesen bin, war ich beim Eintritt in die Schule fest entschlossen, meine siebzig Kolleginnen und acht Lehrer glühend zu lieben. Aber das war ganz unmöglich. Sie ließen sich nicht lieben. Die Atmosphäre war mit Spannung geladen [...]. Außerdem langweilte ich mich geradezu frenetisch [...]. Je älter man wurde, desto schwerer fand man es, zur Schule zu gehen [...]. Die geistige Entfernung schritt von Stunde zu Stunde fort. Heimlich las man gute Bücher, statt der in der Schule empfohlenen schlechten [...]. Allmählich fing man an, seine geistige Nahrung unter der Bank zu suchen [...]. Bis auf den heutigen Tag gibt es für mich keine anheimelnde Farbe als das Rosabraun der Reclam-Büchel [...]. Die Schule war der reinste Ausdruck der Anschauung, dass Jugend nichts sei als ein peinlicher Übergang. War man sie endlich los, so atmete man auf, wie eine Frau, die am Abend ihr Korsett ablegt [...].⁸

Die seelische Frustration dieses jungen Mädchens hatte noch einen weiteren Hintergrund. Es gab in Österreich am Ende des 19. Jahrhunderts (wie übrigens auch in vielen anderen europäischen Ländern) für Mädchen kaum eine Aussicht auf einen höheren Bildungsabschluss. Ganz selten waren für sie eine Matura an öffentlichen Schulen oder ein Universitätsstudium möglich. Dieser Status quo wurde sogar noch von zeitgenössischen und prominenten Medizern „theoretisch“ begründet. Frauen wurde ein „angeborener Schwachsinn“ oder eine „geistige Minderwertigkeit“ attestiert. Der österreichische Psychoanalytiker Fritz Wittels, Schüler, Freund und spätere Biograph Sigmund Freuds, bezeichnete einmal das Medizinstudium für Frauen als „ein ebenso operettenhaftes wie untaugliches Manöver des Weibes zur Lösung seines sexuellen Dilemmas“⁹.

Es verwundert daher nicht, dass Eugenie Schwarzwald aus dieser Enge ausbrechen musste und sich nach ihrer Reifeprüfung für ein Studium an der Universität Zürich entschied, wo sich ausländische Frauen bereits seit Ende der 1860er Jahre an der philosophischen und seit den 1890er Jahren auch an der

8 Deichmann: Leben mit provisorischer Genehmigung, S. 18.

9 Renate Göllner: „Die Schule aber war das eigentliche Leben“. Eugenie Schwarzwald und die Mädchenbildung um 1900. In: Streibel: Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis, S. 41.

medizinischen Fakultät einschreiben konnten. In Zürich studierte sie von 1895 bis 1900 Germanistik, Anglistik, Philosophie und Pädagogik und wurde als eine der ersten Österreicherinnen promoviert – mit der Dissertation *Metapher und Gleichnis bei Berthold von Regensburg*.

Als sie nach ihrem Zürcher Studium Ende 1900 Dr. Hermann Schwarzwald heiratete und sich in Wien niederließ, hatte sie nur einen einzigen Wunsch – sie wollte unterrichten, da sie in der pädagogischen Arbeit den richtigen Weg zur Überwindung der prekären Situation des Kindes, insbesondere der von der Gesellschaft vernachlässigten Mädchen, erkannte. Sie übernahm das Mädchenlyzeum von Eleonore Jeiteles am Franziskanerplatz 5 und konnte hier ihre Ideen erstmals praktisch anwenden. Über ihre pädagogische Berufung schreibt Schwarzwald:

Mit Recht spricht man von Erziehungskunst, nicht von Erziehungshandwerk. Ein wahrer Künstler lebt vom Unbewussten [...]. So weiß ein wahrer Lehrer nicht viel zu sagen, wie er es gemacht hat. Kaum, wie er zum Lehrberuf gekommen ist. Was mich betrifft, so weiß ich heute, warum ich gerade Lehrerin geworden bin und nicht lieber Schauspielerin, Sängerin, Schriftstellerin oder sonst was Freies und Luftiges. Das heißt, ich glaube es zu wissen, ich habe mir nachträglich alles zusammenkombiniert. Ich wollte eine Schule, die ich mir gewünscht hatte, wenigstens anderen verschaffen.¹⁰

Die dänische Schriftstellerin Karin Michaelis, eine ihrer engsten Freundinnen, beschreibt Eugenie Schwarzwalds Motivation zur pädagogischen Tätigkeit als einen tiefen inneren Trieb, dem sie sich nicht widersetzen konnte. In ihrem Artikel „Das Mädchen aus den ukrainischen Wäldern“ (1926), der anlässlich des 25. Jahrestags der Schwarzwaldschen Schulanstalten in dänischen und österreichischen Zeitungen erschien, hebt Michaelis den Kontrast zwischen dem Widerwillen, den die trostlosen Schuljahre bei Eugenie Schwarzwald hinterließen, und ihrer Vision von einer freien und aufgeschlossenen Schule hervor:

Eines war ihr klar: Schule war das Traurigste auf der Welt. Sie verkörperte den bösen Zauberer, den Sklavenhalter, den Vampir, der das Herzblut aus den Kindern sog, Kerker und Tretmühle [...] und viele Elternhäuser waren leider nicht besser. Warum aber alles dies? Wo Menschen zu einem guten Zweck zusammen waren, hätte es doch lebensvoll und beglückend zugehen müssen. Nicht Schmerz und Langeweile, nur Freude müsse die Schule bringen, eine Schule, in der Unterricht Reisen in die weite Welt gliche, wo man alles so leicht lerne,

10 Deichmann: Leben mit provisorischer Genehmigung, S. 47.

ebenso leicht wie ein Lied zu singen, und im Tanz über einem Rasen zu schweben. [...] Die Krone ihrer Hingabe sollte eine Schule bilden, so wunderschön, dass alte Leute, wenn sie am Stock humpelten oder in der Ofenecke hockten, noch von köstlicher Schulerinnerungen wären [...]. In Wien begegnete ich ihr und sah ihre Schule: die fröhliche, die Schule der Freude. Da war es, dass ich zum ersten Mal meine Kindheit zurückwünschte, um sie in dieser Schule verbracht zu haben. Da dies aber ein frommer Wunsch bleiben musste, obgleich ich oft dachte, dort nachträglich mein Abitur zu machen, schrieb ich mein Buch „Glädenskole“, die Schule der Freude, die von Genia, ihren Lehrern und Schülern handelte.¹¹

Hier fällt wohl das wichtigste Stichwort, das Schwarzwalds Vorstellung von einer neuen Schule charakterisiert: *die Schule der Freude*. Sie ist davon überzeugt, dass der Unterricht ein spannendes Abenteuer sein sollte, das die Begeisterung der Kinder weckt. Am prägnantesten äußert sie ihre Gedanken dazu in ihrem unveröffentlichten Aufsatz „Die Lebensluft der neuen Schule“, der vermutlich Ende der 1920er Jahre geschrieben wurde. Hier formuliert sie ihre Grundidee, dass alle Kinder von Natur aus talentiert seien, aber durch eine unsinnige Erziehung und ungeeignete Lehrmethoden gleichgültig werden und abstumpfen. Alle Kinder seien jedoch sehr kreativ und wahre Künstler:

Jeder Mensch, der mit Kindern zu tun hat, weiß, wie genial, liebens- und lebenswürdig diese Wesen sind. Umso erstaunlicher ist die Verknöcherung und Bewegungsarmut der Erwachsenen. Über diese schreckenerregende Tatsache pflegen wir uns aber keine Gedanken zu machen. Im Gegenteil: der Prozess, der da vor sich gegangen ist, wird Erziehung genannt. Und ist der Spiritus zum Teufel gegangen, so heißt das zurückbleibende Phlegma „Reife“. [...] Die Schule muss versuchen, eine Künstlereigenschaft, die alle Kinder besitzen, die Vitalität, zu erwecken und zu erhalten [...].¹²

Die wichtigste Person in ihrer „fröhlichen“ Schule ist die des Lehrers. Von ihm hängt ab, ob er die Kinder für seine Ideen gewinnen und ihre Kreativität fördern kann. Um diese Aufgabe zu erfüllen, muss der Lehrer Eigenschaften besitzen, die ihn in den Augen der Kinder zu ihrem Verbündeten und zu ihrem Freund machen. Um den Lernprozess zu erleichtern und fast spielerisch zu machen, muss er sich auch gut in die Kinder hineinversetzen, d. h. ihre Probleme verstehen und ihnen in ihrer schwierigen Auseinandersetzung mit der Erwachsenenwelt helfen können. Nur ein solcher Lehrer würde bei den Kindern einen bleibenden Eindruck für das Leben hinterlassen:

11 Ebenda, S. 14f.

12 Ebenda, S. 47.

Der Lehrer muss fühlen, – entwickelt E. Schwarzwald ihren Gedanken weiter, – dass man Autorität nicht erwerben kann, dass sie etwas ist, was mit einem geboren wird. Dass Disziplinhalten nichts anderes ist als ausgezeichnet unterrichten, dass ein feierlicher Kerl niemals groß ist, dass Langeweile ein Gift ist, welches Kindern nicht einmal in kleinsten Dosen gereicht werden darf, dass Fröhlichkeit ein unentbehrliches Lebensmittel ist, dass ein freundlicher Blick für den Stoffwechsel eines Kindes mehr bedeutet als eine lange Radtour, und dass man bei jenem Lehrer am besten die Verba auf mi lernt, dessen Lächeln so schön ist, dass es die Kinder mit der Welt versöhnt.¹³

Ein Artikel, der am 5. April 1931 in der *Neuen Freien Presse* erstmals publiziert wurde, lautete programmatisch „Erziehung zum Glück“¹⁴. Die Schule sollte keine deprimierende Institution sein, die die Lebensfreude der Kinder im Keim erstickt und die ihnen Angst einflößt. Das Kind „darf sich seiner Fehler nicht schämen. Es muss wissen, dass es ein Mensch ist und dass es heiliges Menschenrecht ist, Fehler zu haben“¹⁵. Das Kind dürfe nicht permanent getadelt, sondern vielmehr für seine Leistungen, auch die bescheidensten, gelobt werden. „Am meisten Erfolg erntet bei der außerordentlichen Empfindlichkeit der Kinderseele, wer in einer Schulklasse mit Lob operiert“¹⁶, betont sie in einem anderen Artikel. Ein einziges Wort des Lobes könne manchmal mehr erreichen als unzählige Tadelworte, die vielleicht in bester erzieherischer Absicht ausgesprochen werden, jedoch das Gegenteil erreichen.

Unermüdlich verteidigt sie die Prinzipien einer „fröhlichen“ Schule. Kinder fänden durch die heitere und freundschaftliche Atmosphäre in der Schule ihr eigentliches Heim, in dem sie sich frei fühlen könnten, da das Lernen ohne Zwang und strenge Aufsicht ein Vergnügen für sie sei. „So kommt die Zeit, in der die Kinder den Sonntag als eine Fehleinrichtung betrachten und der traurigste Tag im Jahr der letzte Schultag ist.“¹⁷

Eugenie Schwarzwalds Plädoyer für die neue Schule, in der Gewaltfreiheit, Förderung der Phantasie und Kreativität der Kinder herrschen sollen, macht sie zu einer Bahnbrecherin des österreichischen Schulwesens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Die freie Entwicklung des Kindes oder eines jungen Menschen trägt ihrer Meinung nach dazu bei, Konflikte zwischen den Generationen leichter zu bewältigen und sich ganz bewusst Lebensziele zu setzen:

¹³ Ebenda.

¹⁴ Ebenda, S. 287.

¹⁵ Ebenda, S. 289.

¹⁶ Ebenda, S. 327.

¹⁷ Ebenda, S. 48.

Die neue Schule wird der Jugend helfen, das in ihr derzeit ruhende Ideal zu erreichen. Wir können die Menschen nicht nach unserem Sinn formen. Ihr Ideal liegt in ihnen verborgen, nicht in uns. Die alte Schule wollte biegen, beschneiden, mit der Wurzel ausreißen. Neue Erziehung heißt: organischem Wachstum lauschen.¹⁸

Als Reformpädagogin bemühte sie sich darum, die Kinder und Jugendlichen gut auf das weitere Leben vorzubereiten. Da ihre Schüler hauptsächlich Mädchen waren, wollte sie ihnen auch praktische Fertigkeiten für das Familien- und öffentliche Leben vermitteln. In ihren Schulen war die Idee einer engen Verknüpfung von Unterricht und Praxis, die erst sehr viel später die Erziehungswissenschaft beschäftigen wird, bereits realisiert. Ebenso neu waren ihre Ideen über die Erziehung der Eltern – im Artikel „Wie Eltern erzogen werden“ (*Neue Freie Presse*, 21. November 1926)¹⁹ genau beschrieben –, die ihren Kindern dadurch die Sozialisierung in der Gesellschaft erleichtern sollten. Ihre Biographin Deborah Holmes hält dazu fest:

Ihre Schulen sollten nicht bloß Wissen vermitteln, sondern jeden Aspekt des Lebens ihrer Schülerinnen beeinflussen, von der Kleidung über die Ernährung bis zu den Musik- und Kunstvorlieben, von der Art, wie sie ihre Freundschaften pflegten, bis zu ihren Zukunftsplänen. Sie war der Meinung, Schule sollte wie eine Familie sein, und Familien, angefangen bei ihrer eigenen engsten Umgebung, sollten sich einer gemeinschaftlichen Lebensweise öffnen.²⁰

Noch viele weitere relevante pädagogische Themenfelder ließen sich hier anführen, die Schwarzwald in ihren Aufsätzen aufgreift: über den Umgang mit Büchern, Konversation und Komplimenten, über Namen und Sprachbeherrschung, über Protektion und Briefeschreiben. Neben ihrem pädagogischen Werk sind auch ihre literaturkritischen Publikationen, die in diesem Beitrag keinen Platz finden konnten, von wissenschaftlichem Wert. Artikel und Essays über Hans Christian Andersen, Gottfried Keller, Karin Michaelis, Bernard Shaw, Sinclair Lewis, Arnold Schönberg, Oskar Kokoschka, Hugo Wolf, die seinerzeit „zum fixen Bestandteil im Feuilleton der Wiener Tageszeitungen“²¹ gehörten, sind ein weiteres Zeugnis der Vielseitigkeit ihres Schaffens – jenseits des Universums ihres pädagogischen Systems.

18 Ebenda, S. 49.

19 Ebenda, S. 302.

20 Deborah Holmes: *Langeweile ist Gift. Das Leben der Eugenie Schwarzwald*. Wien 2012, S. 15.

21 Ebenda, S. 10.

Toynbee-Halle in Czernowitz 1913

Zur Rekonstruktion einer jüdischen Bildungseinrichtung

MARKUS WINKLER

Die Jüdische Toynbee-Halle in Czernowitz wurde im Herbst 1913 zum Stadtgespräch. Als sie am 15. November 1913 eröffnet wurde, berichtete die lokale Presse, dass „viele Vertreter von Behörden, Ämtern und sonstige geladene Gästen, sich durch die das Haus belagernde Menschenmenge nicht durchdrängen konnten“¹, das Publikum „den geräumigen Saal bis auf das letzte Plätzchen“ gefüllt habe und „Hunderten von Personen [...] infolge Raum Mangels der Eintritt verwehrt werden“² musste. Aus heutiger Sicht gilt die Einrichtung als ein elementarer Bestandteil der Bildungs- und Sozialgeschichte der Bukowina – und doch stellt sie ein Forschungsdesiderat dar. Noch fehlen eine umfassende Rekonstruktion ihrer Entstehungsgeschichte sowie auch allgemein Einzelstudien zu den meisten anderen Toynbee-Hallen (und Jüdischen Volksheimen) im deutschsprachigen Raum.³

Hintergrund und Aufbauarbeit

Die Frühgeschichte der Toynbee-Halle geht in die 1870er und 1880er Jahre Oxfords und Londons zurück, wo die sogenannte Settlement-Bewegung und

1 *Der Jüdische Volksrat* [i. F.: *JV*], 28. November 1913, S. 1.

2 *Bukowinaer Post*, 20. November 1913, S. 4. Das Gebäude hat heute eine andere Funktion, entspricht aber baulich – innen wie außen – in weiten Teilen dem Ursprung aus dem Jahr 1913. Heutige Nutzung durch „Cerkva adventystiv sjomoho dnja“ [Kirche der Siebententags-Adventisten].

3 Als einschlägige Untersuchungen, die einen Überblick zum Thema verschaffen, seien genannt: Dieter Oelschlägel: *Integration durch Bildung. Jüdische Toynbeehallen und Volksheime in Österreich und Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*. In: Peter Herrmann, Peter Szynga (Hgg.): *Durchbrüche ins Soziale – Eine Festschrift für Rudolph Bauer*. Bremen 2014, S. 102–139; ders.: *Die jüdische Settlementbewegung. Eine Spurensuche* (Teil 1). In: *Soziale Arbeit* 61 (2012), H. 1, S. 2–11 und ders., gleichnamiger Titel (Teil 2). In: *Soziale Arbeit* 61 (2012), H. 2, S. 42–50; Sabine Haustein, Anja Waller: *Jüdische Settlements in Europa. Ansätze einer transnationalen sozial-, geschlechter- und ideenhistorischen Forschung*. In: *Medaon. Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung* 3 (2009), H. 4, S. 1–14.



*Abb. 1: Jüdische Toynbee-Halle in Czernowitz
(undatiertes Foto)*

die Toynbee Hall ihren Ursprung haben. Der in Oxford lehrende Wirtschaftshistoriker und liberale Reformer Arnold Toynbee (1852–1883)⁴ wollte die (sozialen) Grenzen zwischen Gebildeten und Ungebildeten, Wohlhabenden und Armen dadurch überwinden, indem sich Absolventen von Universitäten direkt in die Arbeiterviertel und sozialen Brennpunkte begeben sollten, um sich dort niederzulassen (to settle) und die Hilfsbedürftigen durch Bildung und Gemeinschaftsarbeit zu erziehen. Das Settlement sollte vom missionarischen Gedanken abgrenzen und zu einer Lebensgemeinschaft verhelfen.⁵ Toynbee kannte aus eigener Anschauung die desolaten Verhältnisse in einem Viertel im Londoner East End. In Whitechapel District wohnten rund 73.000 Menschen auf einer Fläche von 1,37 Quadratkilometer. Es war einer der am dichtesten besiedelten Bezirke weltweit, 1893 lebten hier 17.961 Emigranten (darunter 13.538 russische und polnische Juden).⁶

4 Sein Neffe war der Kulturtheoretiker und Geschichtsphilosoph Arnold Joseph Toynbee (1889–1975).

5 Haustein, Waller: Jüdische Settlements, S. 2.

6 Sanitary deficiencies in East London. In: *British Medical Journal*, 19. Januar 1895, S. 151f., hier: S. 152.



Abb. 2: Heutige Außenfassade des Gebäudes in der vul. Turec'ka (Foto: Markus Winkler)

Toynbee starb bereits mit 30 Jahren und konnte sein Vorhaben nicht selbst umsetzen. Doch Freunde von ihm – Samuel und Henrietta Barnett – führten seine Ideen fort, gründeten einen Verein und es entstand in Whitechapel 1884 ein erstes Siedlungsheim als Nachbarschafts- und Bildungszentrum im Rahmen der christlich-sozialen Settlement-Bewegung mit dem Namen „Toynbee Hall“. In dieses Gemeindehaus zogen sechzehn Settler ein.⁷ Es war ein Pilotprojekt mit Langzeitcharakter, denn die Institution besteht an dieser Stelle bis heute.⁸ Nach Gründung des ersten Settlements überschritten auch in anderen Orten junge Akademiker und Studenten die Grenzen der Universität und zogen in die Armen- und Arbeiterquartiere der Großstädte. In den folgenden Jahrzehnten kam es zu vielen Neugründungen in England, in den USA, Deutschland, Österreich und weiteren europäischen Staaten. Dass in relativ kurzer Zeit die Zahl der Settlements enorm wuchs, hing mit der fortschreitenden Industrialisierung und der (Ein)Wanderungsbewegung billiger Arbeitskräfte in die Städte zusammen, wo immer mehr sozial prekäre Viertel entstan-

⁷ Oelschlägel: Integration durch Bildung, S. 103.

⁸ <<http://toynbeehall.org.uk>>, 13.11.2014.

den. Die Residents und zukünftige Elite, die mehrere Monate lang in einer Settlementgründung lebten, verbanden humanistische und/oder religiöse Motive mit ihrer Arbeit. Doch hatten sie durch die Gemeinschaftsarbeit auch die Möglichkeit, praktische Lösungen der sozialen Frage zu erkunden und diese später in ihrem politischen Leben umzusetzen.

Jüdische Toynbee-Halle und Leon Kellner: London – Wien – Czernowitz

Die erste Toynbee-Halle in London war eine Inspirationsquelle. Gäste aus vielen Ländern konnten hier im wahrsten Sinne des Wortes Anschauungsunterricht nehmen. Auch Leon Kellner (1859–1928) besuchte 1898 diese Einrichtung – er wird für die zionistische Aufbauarbeit und die Gründung der Jüdischen Toynbee-Halle in Czernowitz eine entscheidende Rolle spielen. Die im Kern christlich-soziale Settlementidee war auch für jüdische Bildungs- und Sozialreformer attraktiv, konnte doch mit ihr – in Verbindung mit modernen jüdischen Erziehungs- und Bildungsformen – ein spezifischer Wohlfahrtsgedanke realisiert werden, fern von Almosenangaben oder rein der Armenfürsorge verpflichteten Einrichtungen. Es war eher die Intention, einen Ort der geistigen Emanzipation zu schaffen, der im Judentum gut aufgenommen wurde. Kellner, ein Vertrauter Theodor Herzls und nach dem Ersten Weltkrieg englischer Sekretär des österreichischen Bundespräsidenten, trug maßgeblich zum Aufbau der ersten Jüdischen Toynbee-Halle in der Habsburgermonarchie bei, die er am 2. Dezember 1900 Wien (im Arbeiterbezirk Brigittenau) eröffnen konnte. Laut Statut hatte der Wiener Trägerverein den „Zweck, unbemittelten, wissensbedürftigen Juden in Wien in einem hierzu eingerichteten Saale (Toynbee-Halle) unentgeltliche bildende und unterhaltende Belehrung zu bieten“⁹. Politische Diskussionen waren ausgeschlossen. Die Wiener Gründung hing zweifellos mit Kellners London-Besuch 1898 zusammen, denn er schreibt rückblickend, dass das „Gesehene einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte und der Gedanke, im Sinne Arnold Toynbees eine Volkshalle in Wien zu schaffen, mich nicht mehr losließ“¹⁰.

Der im Wiener Statut festgelegte Zweck, Menschen zu unterstützen, die „unbemittelt und wissensbedürftig“ waren, ist vergleichbar mit der Intention

9 Elisabeth Malleier: Gegen den fremden Kontinent der Armut. Die Anfangsjahre der „Jüdischen Toynbee-Halle“ in der Brigittenau. In: *Jüdisches Echo. Europäisches Forum für Kultur und Politik* 54 (2005), S. 112–117, hier: S. 113.

10 Leon Kellner: Eine jüdische Toynbee-Halle in Wien. In: *Ost und West. Illustrierte Monatschrift für modernes Judentum* 1 (1901), H. 4, S. 291–298, hier: S. 292.

der Londoner Toynbee Hall. Doch war die Zielgruppe in Wien auf Juden begrenzt und darin unterschied sich die Einrichtung von ihrem überkonfessionellen Vorbild. Es ging also nicht darum, eine Gruppe von Einwanderern und/oder einen sozial benachteiligten Personenkreis unabhängig von ihrer religiösen, ethnischen oder nationalen Herkunft zu unterstützen. Und Kellner wusste um die Frage, mit der er konfrontiert werden würde, nachdem er sich für eine *jüdische* Toynbee-Halle entschieden hatte:

Es wäre das Natürlichste gewesen, eine Wiener Toynbee-Halle schlechtweg, frei von konfessionellen oder nationalen Nebengedanken, ein Haus für die Armen aller Bevölkerungsschichten zu gründen, und in der Tat haben mir viele meiner jüdischen Freunde ihre Unterstützung, ihre reichste Unterstützung in Aussicht gestellt, wenn ich den „unheilvollen“ Plan einer jüdischen Toynbee-Halle fallen liesse und dafür eine Volkshalle für jedermann ins Leben rufen wollte. Aber das wäre eine blinde, törichte, unfruchtbare Nachahmung, ein Schlag ins Wasser gewesen. Wien ist – leider! – nicht London, und was für die Armen von Whitechapel eine selbstverständliche Sache ist, das wäre den Wienern, und zwar nicht nur den Wienern der untersten Schichten, ein unbegreifliches Wagnis: Christen und Juden als gleichwertige Stadtgenossen teilnehmend an einer und derselben geselligen Unterhaltung! Und wenn schon die Empfangenden, die Armen, sich in das Unerhörte gefunden hätten, wo sollen die vorurteilsfreien Männer, Frauen und Mädchen herkommen, die sich der schweren Aufgabe der Unterhaltung und Bewirtung unterziehen würden?¹¹

Die Worte Kellners beschreiben auch das Sittenbild Wiens um die Jahrhundertwende unter dem Bürgermeister Karl Lueger, das von einem weitverbreitenden Antisemitismus durchdrungen war. Doch es gab für Kellner noch einen anderen Grund für die Fokussierung auf das „Jüdische“ bei seinem Vorhaben. Der in Tarnów (Galizien) geborene und in Breslau und Wien sozialisierte und ausgebildete Kellner sorgte sich um das Bild des Judentums, das er durch die jiddische Kultur der galizischen Einwanderer bedroht sah. Er befürchtete auch, dass die Außenwahrnehmung der mit sozialer und wirtschaftlicher Reputation ausgestatteten Juden Wiens immer stärker von den als „Kaftanjuden“ abschätzig bezeichneten jüdischen Emigranten aus Ostgalizien überlagert werden könnte. In der Arbeit der Wiener Toynbee-Halle erkannte Kellner daher auch die Möglichkeit einer „Anpassung der Wertvorstellungen armer Ostjuden an die der bürgerlichen Westjuden“¹². Er wollte

¹¹ Ebenda.

¹² Oelschlägel: Integration durch Bildung, S. 108.

arme, bildungsferne oder auch orientierungslose Juden aus den billigen Tanzlokalen, Kaffeehäusern und Singspielhallen holen, in denen

Abend für Abend jüdische Bänkelsänger einem jüdischen Publikum in der niedrigsten, schamlosesten Weise jüdisches Wesen karikieren und beschmutzen – wer darf sich wundern, dass diese Art Juden sich gegenseitig noch weit mehr Verachtung entgegenbringen, als die Christen für sie fühlen?¹³

Kellner plante als Zionist natürlich auch, ärmeren jüdischen Schichten und Einwanderern aus Galizien eine Orientierung im Sinne Theodor Herzls zu vermitteln und sie auf das Fernziel – eine Auswanderung nach Erez Israel – durch spezifische Bildungsangebote, z. B. Sprachkurse in Hebräisch, Vorträge über die Siedlungsbewegung und Niederlassungsfragen, vorzubereiten.

Die Veranstaltungsreihe der Wiener Toynbee-Halle teilte sich in eine Sommer- und Wintersaison. Im Sommer wurden Sprachkurse und Kurse in Stenographie und Buchhaltung angeboten und an den Wochenenden Ausflüge in die Umgebung von Wien, begleitet von Naturforschern, unternommen. Im Winter war die Toynbee-Halle mit ihrem Saal für 150 Personen ein Ort für Vortragsabende. Einlass war um halb sieben, es folgte ein Vortrag von ca. 45 Minuten. Nach einer Pause mit Tee und Gebäck schlossen sich ein weiterer Vortrag mit anschließender Diskussion oder musikalische Aufführungen an.¹⁴ Vortragsthemen wie die „Altjüdische Rechtsethik“ oder auch naturwissenschaftliche Beiträge entsprachen jedoch eher den Interessen der Initiatoren und der Bildungsbürger, als den Bedürfnissen ärmerer Milieus. Dennoch: Die Zusammenkunft der Menschen trug zur Stärkung eines Gemeinwesens bei und angesichts von vergleichbaren Lebensumständen konnten Kontakte leichter geknüpft werden.

Ein Siedlungsheim war diese erste Jüdische Toynbee-Halle – wie viele andere auch – jedoch nicht, d. h. kein Ort für Residents und Freiwilligendienste oder (übergangsweise) als Heimstätte für Verarmte. Die Bedeutung der ersten Jüdischen Toynbee-Halle lag aber gewiss in der Institutionalisierung dieser spezifischen Wohlfahrtsidee. Die Einrichtung diente als Vorbild für die Gründung weiterer Toynbee-Hallen, die nun jährlich in der Habsburgermonarchie folgten – in Lemberg, Prag, Krakau und auch in kleineren Orten wie Brody oder Drohobycz. Der Impuls ging dabei stets von Wien aus. Untereinander waren aber beispielsweise die galizischen Toynbee-Hallen lange Zeit nicht vernetzt. Der Verband galizischer Toynbee-Hallen wurde erst 1911 gegründet. 1913 gehörten ihm 25 Toynbee-Hallen an.¹⁵

¹³ Kellner: Eine jüdische Toynbee-Halle in Wien, S. 295.

¹⁴ Ebenda, S. 293.

¹⁵ *Die Welt*, 28. März 1913, H. 13, S. 411f.

1904 wurde Kellner als ordentlicher Professor für Englische Literatur an die Universität Czernowitz berufen, wurde Landtagsabgeordneter und setzte hier seine zionistische Aufbauarbeit fort, die auch sein Engagement für die Erbauung einer Czernowitzer Toynbee-Halle umfassen sollte. Ihre Gründungsgeschichte hängt eng mit der Wiener Einrichtung und Leon Kellner zusammen, doch erscheint ihr Verlauf, der um 1900 beginnt, diffus. Denn im Zuge der Wiener Gründung organisierten jüdische Bildungsvereine oder jüdisch-nationale Studentenverbindungen unter der Bezeichnung „Jüdische Toynbee-Halle“ an vielen Orten Veranstaltungen zur Bildung und Unterhaltung, ohne über eine feste Stätte zu verfügen. Dies erschwert teilweise die Rekonstruktion der Czernowitzer Bildungseinrichtung vor 1913. Im Februar 1902 schrieb *Die Welt*, dass der „Verein Zion in Czernowitz nach dem Muster der Wiener Toynbee-Halle eine gleiche Institution ins Leben gerufen“ habe. Die Veranstaltungen, die unter Leitung Philipp Menczels jeden Samstag und Sonntag mit über 300 Zuhörern stattfanden, hätten „nicht nur in den breiten Volksmassen [...] großen Anklang gefunden, sondern auch bei der jüdischen Intelligenz lebhaftes Interesse geweckt“¹⁶.

Doch waren diese Anfänge noch nicht vergleichbar mit der Wiener Einrichtung, geschweige denn mit der eingangs beschriebenen Londoner Toynbee Hall. Teilweise verschwanden diese Veranstaltungen in Czernowitz wieder bzw. wurden unregelmäßig von sich abwechselnden akademischen Verbindungen organisiert. Bis 1911 wird sich in Czernowitz kein Verein „Jüdische Toynbee-Halle“ und auch keine feste Heimstätte etablieren. Auf den ersten Blick scheint der soziale Nährboden für eine solche Initiative auch gefehlt zu haben. Czernowitz war keine Großstadt, es gab keine Einwanderungsbewegung und kaum Industrialisierung, die zu sozialen Verwerfungen hätte führen können. Hingegen gab es eine relativ starke Dienstleistungsgesellschaft aus Beamtschaft, Lehrern, Angestellten und Angehörigen freier Berufe mit einem großen jüdischen Anteil.¹⁷ Die Frage ist daher nur allzu berechtigt, warum 1913 ein prächtiges, vierstöckiges und großflächiges Gebäude nach zweijähriger Planungszeit und siebzehnmonatiger Bauphase entsteht? Ein Gebäude, das laut einer zeitgenössischen Beschreibung bei seiner Eröffnung folgende Räumlichkeiten umfasste:

¹⁶ *Die Welt*, 14. Februar 1902, S. 15.

¹⁷ Markus Winkler: Deutschsprachige Presse und Öffentlichkeit in Czernowitz vor 1914. In: ders. (Hg.): Presselandschaft in der Bukowina und den Nachbarregionen. Akteure – Inhalte – Ereignisse. München 2011 (Veröffentlichung des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München; Wissenschaftliche Reihe [Literatur- und Sprachgeschichte], 121), S. 15.

[einen] im elektrischen Lichte strahlenden Festsaal samt Nebenräumlichkeiten, die für die Bewirtung der Toynbeehallegäste zweckmäßig eingerichtete Küche, die Sitzungszimmer des Kuratoriums und des Damenkomitees, das im zweiten Stockwerke untergebrachte Lehrlingsheim bestehend aus 2 Schlafsälen, einem Lehrzimmer und einem Waschraume, den Raum für die maschinelle Vorrichtungen zur Veranstaltung von Lichtbildern, die gleichfalls in der Toynbeehalle untergebrachte Vorschußkasse für Kleinhandel und Kleingewerbe (ICA-Bank), den hebräischen Kindergarten und die hebräische Sprachschule Safah Ivriah [...].¹⁸

Politische und gesellschaftliche Gründungsimpulse

Die jüdisch-akademische Verbindung „Hebronia“ begann im Herbst 1910 mit einer Veranstaltungsreihe, die sich „Toynbeehalle-Abende“ nannte und die einem festen Schema folgte: Vermittlung von Bildung (Vortrag) – Verköstigung – Musik oder geselliges Beisammensein. Kurz darauf organisierte dann der neugegründete Verein „Jüdische Toynbeehalle“ gemeinsam mit der „Hebronia“ die Veranstaltungen, die zwischen 1911 und 1913 an Kontinuität gewannen und von einem Stammpublikum besucht wurden. Beginnend mit der Eröffnung des ersten Toynbee-Abends am 14. Januar 1911 und einem Vortrag Kellners über den Zweck dieses Vorhabens, kam es im Anschluss zu wöchentlichen Veranstaltungen mit „wissenschaftlichen und belehrenden Vorträgen, denen jedesmal die Teebewirtung folgte, woran sich dann ein unterhaltende[r] Teil anschloss“¹⁹. Im Tätigkeitsbericht über die erste (14. Januar bis 25. März 1911) und zweite Saison (4. November 1911 bis 16. März 1912), in denen insgesamt 19 Toynbee-Abende stattfanden, wird der Zweck der Jüdischen Toynbee-Halle eindeutig markiert, nämlich „Aufklärung und Bildung in die ärmeren Schichten des jüdischen Volkes zu tragen und durch wissenschaftliche und künstlerische Darbietungen ein freies und edles Menschentum im jüdischen Volk zu fördern“²⁰. In den Mittelpunkt rückte nun auch verstärkt die praktische Unterstützung von Hilfsbedürftigen und Kindern. Beispielsweise fand am 19. Februar 1911 eine „Kinderjause“ mit Programm statt, an der „über 400 arme jüdische Kinder“ teilnahmen.²¹ Doch weiterhin fehlte ein permanenter Veranstaltungsort, denn die Abende fanden in verschiedenen Vereinen und Sitzungssälen statt. Bereits in seiner ersten Nummer informierte das Wochenblatt *Der Jüdische*

¹⁸ *JV*, 28. November 1913, S. 1.

¹⁹ *JV*, 28. Juni 1912, S. 2.

²⁰ Ebenda.

²¹ *JV*, 24. Februar 1911, S. 6.

Volksrat daher in einem Beitrag über den Plan: „Eine Toynbeehalle – im eigenen Heim“²². Mit dem Bau, aus Mitteln des Mäzens Markus Kisslinger für 250.000 Kronen (nach heutigem Maßstab ca. drei Millionen Euro) errichtet, wurde im Juni 1912 begonnen.

Dass frühzeitig die Errichtung eines eigenen Gebäudes geplant war, hatte auch politische Gründe und hing mit dem Aufbau des „Volksrats der Bukowiner Juden“ ab Herbst 1910 zusammen. Die Initiatoren um Leon Kellner verfolgten mit dem Volksrat den Zweck, „sich der gemeinsamen Angelegenheiten der Bukowiner Juden anzunehmen, die Juden wirtschaftlich und politisch zu beraten, sie nach innen wie nach außen, innerhalb des Judentums wie gegenüber den anderen Nationen zu vertreten“²³. Ein hehrer Anspruch, der nur vor dem Hintergrund der nach der Jahrhundertwende beginnenden innerjüdischen Auseinandersetzungen zwischen dem als „System“ verunglimpften Netzwerk um den allmächtigen Reichsratsabgeordneten und Kultusgemeindevorstand Benno Straucher und einer Gruppe um Kellner, Mayer Ebner und Philipp Menczel zu verstehen ist. In diesem Streit ging es nur vordergründig um die zionistische Ausrichtung und jüdische Realpolitik, sondern vor allem um machtpolitisches Kalkül und darum, mit eigenen Kandidaten bei Landtags- und Reichsratswahlen zu reüssieren. Die Konfrontation gilt als einer der Gründungsimpulse, der einer sehr komplexen und brisanten Gemengelage jüdischer Lokalpolitik entstammte und auch den zionistischen Weltverband beschäftigte. Denn die Situation eskalierte derart, dass einige jüdisch-nationale und akademische Vereine 1910 nicht mehr im Jüdischen Nationalhaus, dem Hauptsitz der Kultusgemeinde, Veranstaltungen durchführen durften, praktisch Hausverbot erhielten und sich andere Räumlichkeiten suchen mussten. Der Volksrat setzte fortan die Bezeichnung „Jüdisches Haus“ nur noch in Anführungszeichen. Jüdische Vereine mussten dann kurzzeitig mit ihrem Programm sogar in das „Deutsche Haus“ umziehen.²⁴

Abgesehen von dieser aus Macht und Intrigen gespeisten Auseinandersetzung, in der es im Zuge der allgemeinen Nationalisierungsprozesse auch um die Deutungshoheit über die Begriffe „jüdische Nation“, Nationalpolitik und Zionismus ging und stets die zukünftige Sprache der Juden verhandelt wurde, und auch abgesehen davon, dass mit der Errichtung der Jüdischen Toynbee-Halle und dem Jüdischen Nationalhaus im Jahr 1908 die divergenten Richtungen der Czernowitzer jüdischen Gemeinde baulich sichtbar werden sollten, übte das Gebäude von Beginn an eine gesellschaftlich sehr

22 *JV*, 14. Januar 1911, S. 2.

23 *JV*, 20. Januar 1911, S. 2

24 *JV*, 14. Januar 1911, S. 6.

relevante Funktion aus. Und diese Funktion war ein weiterer Gründungsimpuls, worüber die Initiatoren in der ersten Sitzung des neugegründeten Vereins „Jüdische Toynbeehalle“ am 12. Februar 1912 referierten. Wesen und Zweck des Vereins sei es,

wissensbedürftigen Juden im Vereinshause Belehrung und bildende Unterhaltung zu bieten, die notleidenden Schichten der jüdischen Bevölkerung wirtschaftlich zu fördern, sowie die Bestrebungen zu unterstützen, welche geeignet sind, der jüdischen Bevölkerung in geistiger, sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht zu nützen. Der Zweck sollte erreicht werden durch die Abhaltung belehrender Vorträge, durch Veranstaltung von Vorlesungen und Konzerten, durch Unterrichtskurse, durch eine Bibliothek und Lesehalle, durch Jugendfürsorge sowie durch Förderung wirtschaftlicher Tätigkeit.²⁵

Der Volksrat gab von Januar 1911 bis November 1913 die Wochenzeitung *Der Jüdische Volksrat* heraus – heute die wichtigste Quelle zur Rekonstruktion der Entstehungs- und Baugeschichte der Czernowitzer Toynbee-Halle. Nach der Eröffnung des Gebäudes stellte sie ihr Erscheinen ein. Der Volksrat konnte aber seinen Plan verwirklichen, den er bereits im vorläufigen Organisationsstatut in der ersten Ausgabe der Zeitung veröffentlicht hatte. Das Statut sah unter dem Absatz „Förderung der Kultur“ auch die Gründung von Toynbee-Hallen in der gesamten Bukowina vor:

Toynbee-Hallen. Die erste Wiener Jüdische Toynbee-Halle (gegründet 1900) hat sich als Anziehungspunkt für die Massen vortrefflich bewährt. Dadurch, daß den ganzen Winter hindurch Abend für Abend unentgeltlich Belehrung und Unterhaltung geboten wird, werden ja Tausende von Männern, Frauen und Mädchen dem leichtfertigen Amüsement entzogen und für alles Schöne und Gute gewonnen. Diese segensreiche Einrichtung hat jetzt in den bedeutendsten Städten Deutschlands und Österreichs ihr Bürgerrecht erlangt; jede jüdische Gemeinde der Bukowina soll in Zukunft ihre Toynbee-Halle besitzen.

Wie die Wiener Einrichtung sollte es auch in der Czernowitzer Jüdischen Toynbee-Halle Vorträge und kurzweilige Veranstaltungen geben. Doch darüber hinaus – und in dieser Hinsicht geht die Czernowitzer Toynbee-Halle sogar wieder auf die Londoner Ursprünge zurück – wurden in das Haus gesellschaftlich relevante Einrichtungen integriert, um jungen Menschen die Suche nach einem festen Platz in der Gesellschaft und einem geordneten Berufsleben zu erleichtern. Zwar war es kein Haus, das in seine unmittelbare Umgebung hineinwirken wollte, wie es andere Siedlungsheime vermochten, die in

25 *JV*, 16. Februar 1912, S. 4.

einem sozial schwach entwickelten Viertel lagen und diese zum Teil durch ihre Projekte veränderten. Die Jüdische Toynbee-Halle lag an der Schnittstelle der Czernowitzer Ober- und Unterstadt und verband somit Viertel des Bürgertums mit denen der einfachen jüdischen Angestellten, Kleinhändler und Handwerker. Und es gab auch hier einen Bedarf an Hilfe zur Integration ins Berufsleben, an einer Unterstützung beim Aufbau eines Kleingewerbes. In die Toynbee-Halle wurden eine Genossenschaftsbank und Ausbildungs- und Erziehungseinrichtungen integriert. Auch die hebräische Sprachschule Safah Ivriah, die der junge Paul Antschel (Paul Celan) drei Jahre lang besuchte, war dem Gebäudekomplex angeschlossen. Hier hatte Celan in der Bibliothek „als Gymnasiast und Student nicht nur die Werke des Anglisten Leon Kellner studiert, sondern auch alles, was über den Lehrer und Sozialpolitiker Kellner Auskunft gab“²⁶. 1968 wird Celan an einen Landsmann schreiben: „Diesen Namen habe ich mehr als einmal [...] zitiert, wenn ich [...] namhaft zu machen versuchte, was [...] keinen Namen hatte, zu erörtern versuchte, was [...] Ortlosigkeit war.“²⁷

Eröffnung der Jüdischen Toynbee-Halle in Czernowitz

Am 15. November 1913 wurde das Gebäude mit einer Festveranstaltung eröffnet. Die Toynbee-Halle erhebe sich „in einem stillen Winkel [...] nach gut jüdischer Art in unaufdringlicher Größe“, schreibt Leon Kellner im *Jüdischen Volksrat* vom 14. November 1913. Interessanterweise nutzt Kellner in diesem Beitrag eine diskursive Konstruktion, um den Namen Toynbee für diese Einrichtung zu begründen. Toynbee habe demnach als Christ die gleichen Werte vertreten wie die Juden, die das altjüdische Lehrhaus – das „Beth Hamidrasch“ – schufen, das nun verfallen sei: „Toynbee entdeckte mit der Genialität des Herzens das Beth Hamidrasch von neuem.“ In pietätvollem Gedenken sei nun diesem „modernen jüdischen Beth Hamidrasch“ Toynbees Name verliehen worden. In seinem Beitrag weist Kellner auch auf drei wesentliche Unterschiede zu den Schwesteranstalten im deutschsprachigen Raum hin. Erstens seien es junge Menschen gewesen – Studenten der jüdisch-akademischen Verbindung „Hebronia“ –, die mit ihrem Engagement nach zahlreichen erfolglosen Versuchen anderer Gruppen mit einer Veranstaltungsreihe im Sinne der Jüdischen Toynbee-Halle, aber noch an wechselnden Orten, begonnen hätten. Zweitens sei die Czernowitzer Einrichtung im Gegensatz zu anderen Toynbee-Hallen, die in fremden Häusern zur Miete untergebracht sind oder die erst

26 Israel Chalfen: Paul Celan. Eine Biographie seiner Jugend. Frankfurt/M. 1983, S. 24.

27 Zit. nach ebenda (Paul Celan in einem Brief an Gideon Kraft vom 7. Mai 1968).

durch mühsames Spendensammeln als ein Haus verwirklicht werden konnten, wirtschaftlich unabhängig und das Gebäude in Vereinsbesitz. Und drittens werde die Toynbee-Halle an diesem Ort aufgrund ihrer vielfältigen Funktionen und im Haus untergebrachten Einrichtungen zu einem „Mittelpunkt des nationalen und kulturellen Lebens“ der Juden in der Stadt, was den anderen Schwesteranstalten nicht gelungen sei.

Auch die jüdisch-nationale und politische Dimension wurde am Eröffnungstag im Subtext thematisiert. Man sei nun „*in unserem wahren jüdischen Haus*“²⁸ [Hervorhebung im Original] – eine Bewertung, die im Lichte der skizzierten Konkurrenzsituation mit dem Jüdischen Nationalhaus, in dem ebenfalls zahlreiche jüdische Vereine und Einrichtungen ihren Sitz hatten, interpretiert werden muss. Zweifelsohne hatten diese Institutionen maßgeblichen Anteil an der Formierung jüdischer Öffentlichkeit in der Stadt:

The Jüdische Haus and Toynbee Hall were the twin peaks of Czernowitz Jewish society, the largest and most visible manifestations of a public sphere of extraordinary vitality and scope. Forming an essential lifeline for both were the many associations and clubs (Vereine) catering to almost every imaginable professional, cultural and social interest group in what was often called a “community of Vereine”.²⁹

Ausblick

Die Tätigkeit der Jüdischen Toynbee-Halle kam in Czernowitz mit Kriegsausbruch zum Erliegen und wurde erst am 6. Dezember 1919 wieder aufgenommen. Angekündigt waren Vorträge über die nationale Erziehung und Aufklärung und musikalische Darbietungen.³⁰ Auch der Unterrichtsbetrieb, die Fortbildungskurse und die Vortragszyklen der jüdisch-akademischen Verbindungen wurden fortgesetzt. Die Funktionalität des Gebäudes weitete sich aus. Fortan hatte das Bukowinaer zionistische Landeskomitee hier seinen Sitz und 1923 wurde eine jüdische Volksbibliothek eröffnet, die allen zugänglich war, „die nach des Tages Mühen in belehrender und unterhaltender Lektüre Erholung und Erbauung suchen“³¹. Im Juni 1928 entstand ein neuer Lesesaal, der

28 *JV*, 28. November 1913, S. 2.

29 David Rechter: The Jewish Public Sphere in Habsburg Czernowitz. In: Winkler: Presse-landschaft, S. 59f.

30 *Czernowitzer Morgenblatt*, 2. Dezember 1919, S. 3.

31 Jüdische Volksbibliothek in Czernowitz. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 7. März 1923, S. 2.

seinen Nutzern die internationale jüdische Presse zur Verfügung stellte.³² Zu besonderen Anlässen spielte das jüdische Stadttheater von Max Reisch im Festsaal³³ und auch der jiddische Fabeldichter Elieser Steinbarg studierte hier seine Kinderdramen ein. Im *Czernowitzer Morgenblatt* erscheint 1932 ein Bericht der Dichterin Rose Ausländer über eine Gedenkveranstaltung in der Toynbee-Halle zu Ehren des verstorbenen Steinbargs.³⁴

Eine ganz andere und bedeutende Funktion hatte die Toynbee-Halle in den Kriegsjahren 1941–1944. Nachdem rund zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung in die Lager Transnistriens deportiert worden waren, nahm die Einrichtung eine singuläre Rolle als Bildungsanstalt für jüdische Schüler und Schülerinnen ein. Es wurden jüdische Kinder aus Familien unterrichtet, die 1941 eine sogenannte Autorisation der rumänischen Behörden erhalten hatten und in Czernowitz bleiben konnten. Die öffentlichen Schulen blieben ihnen verschlossen, so dass sie – wie sich der Zeitzeuge Abraham Kogan (geboren 1926 in Czernowitz) erinnert – in der Toynbee-Halle unterrichtet wurden.³⁵

32 Volksbibliothek und Volkslesehalle der jüdischen Toynbeehalle. In: *Ostjüdische Zeitung*, 3. Juni 1928, S. 4.

33 Große Gedenkfeier für I. L. Peretz im jüdischen Theater (Toynbeehalle). In: *Der Tag*, 9. Mai 1935, S. 4.

34 Rose Ausländer: Gedenkfeier für Elieser Steinbarg. In: *Czernowitzer Morgenblatt*, 23. Mai 1932, S. 4.

35 „During WWII, in 1942–1943, during what we call the ‚Ghetto Period‘, the leaders of the small Cz. [Czernowitz] Jewish community managed to obtain a special permission from the authorities to use the Toynbee-Halle building for establishing an improvised high school. It was intended to provide secondary school education for teenagers from Jewish families that in 1941 got an ‚Autorizatie‘ [authorization] and were left to stay in Cz. It was very important to have such school at that time because Jewish families could not afford it to pay for private tuition. How those leaders managed to get such permission is a mystery for me. In hindsight, while the Ghetto system was still in place, the idea to organize such a school was something implausible. Nevertheless, we got excellent and very competent Jewish teachers.“ (Mail von Abraham Kogan, 25.6.2007). <<http://czernowitz.ehpes.com/czernowitz12/testfile2007/0239.html>>, 14.11.2014.

Der griechisch-orientalische Bukowinaer Religionsfonds 1783–1949

Einfluss und Bedeutung einer Institution
(Skizzen zu einem laufenden Forschungsprojekt)¹

KURT SCHARR

Im Zuge der Josephinischen Reformen kam es im gesamten habsburgischen Herrschaftsbereich im Rahmen eines weiter greifenden Säkularisierungsprozesses zur Auflösung von Klöstern und geistlichen Pfründen bzw. zur grundlegenden Umgestaltung der Verfügungsrechte über kirchliches Eigentum. 1781 ließ Joseph II. einen Religionsfonds zur zentralen Verwaltung der eingezogenen Kirchengüter in Wien einrichten, der 1802 den jeweiligen Ländern zugeordnet wurde. Seine Aufgabe lag im Wesentlichen in der finanziellen wie materiellen Versorgung der Pfarren.² In der Literatur werden diese Reformen zumeist über die zentrale Institution des Religionsfonds und des ‚Josephinischen Staatskirchentums‘ im Hinblick auf die katholische Kirche betrachtet.³

In der Bukowina ergab sich ein in zweierlei Sicht erheblich zu differenzierender Sachverhalt: Die Bukowina stand einerseits als junge Provinz des Habsburgerreiches (seit 1775) zum Zeitpunkt der eingeleiteten Säkularisierung der Klöster unter militärischer Direktverwaltung Wiens.⁴ Andererseits war die orthodoxe Kirche als weitaus größte Konfession des Landes dominierend. Die Klosterauflösungen betrafen sie ebenfalls, ein wesentlicher Teil der kaiserlichen Politik zielte aber auf die Arrondierung und Ausrichtung dieser Kirche auf die neuen territorialen Gegebenheiten des Habsburgerreiches ab,

1 Der vorliegende Beitrag ist Teil eines vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) finanzierten Projektes „Der Bukowinaer griechisch-orientalische Religionsfonds 1783–1949“ (P 24661-G18).

2 Vgl. Hans Paarhammer (Hg.): Kirchliches Finanzwesen in Österreich. Thaur 1989; Sebastian Ritter: Die kirchliche Vermögensverwaltung in Österreich. Salzburg 1954.

3 Vgl. Karl Vocelka: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat (Österreichische Geschichte 1699–1815). Wien 2001, S. 368ff.

4 Vgl. Kurt Scharr: Die innere Verwaltungsentwicklung der Bukowina 1775–1918 – Beharrlichkeit alter und Heranwachsen neuer politischer Strukturen. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 55 (2007), H. 2, S. 178–209.

so dass bereits 1783 – zwanzig Jahre früher als in den westlichen Reichsteilen – ein dezidiert der Bukowina zugeordneter griechisch-orientalischer Religionsfonds entstand. Diese Institution war damit völlig im Gegensatz zum ‚allgemeinen‘ ‚Wiener‘ Religionsfonds nicht nur auf eine andere als die im Habsburgerreich mehrheitliche katholische Konfession abgestimmt, sondern zudem von Beginn an regional verankert. Der ihr zugeordnete Grund und Boden bildete ein in der Provinz weitgehend zusammenhängendes Areal. Über seine wachsende wirtschaftliche Bedeutung als größter Grundbesitzer der Bukowina und den zunehmenden Einfluss seiner Gremien (orthodoxer Bischof und Konsistorium) entwickelte sich diese Institution zu einem die Region maßgeblich prägenden Faktor. Über die damit geschaffene Institution des Fonds trat der physische Raum der Bukowina nunmehr auch in Verbindung mit einer politischen Realität, in der sich die Gesellschaft selbst bereits als zeitlose kooperative Identität konstituiert hatte.⁵ Der Fonds unterschied sich mithin nicht nur in seiner Blickrichtung auf das Innovationszentrum Wien, sondern auch durch seine ‚innere‘ Organisation wesentlich von den östlichen orthodoxen Schwesterkirchen in ihrem Verhältnis zum Staat und seinen nachgeordneten Teilen. Diese Eigenschaft behielt er über 1918 hinaus bei, bis zur endgültigen Auflösung im Zuge der sozialistischen Umgestaltung Rumäniens 1949. Die Besitzungen im nördlichen Landesteil gingen bereits zuvor im Zuge des Krieges an die Sowjetunion über. Das Erzbistum von Suczawa und Radautz [Arhiepiscopia Sucevei și Rădăuților] stellte nach der rechtlichen Neugründung des Religionsfonds der orthodoxen Kirche in der Bukowina [Fondul Bisericesc Ortodox Religionar din Bucovina] 2001 einen Antrag auf Restituierung seines ursprünglichen Vermögens (in der südlichen rumänischen Bukowina).

Umfassende Darstellungen zum Entstehen, Funktionieren und Wirken der Religionsfonds in Cisleithanien liegen bislang nicht vor. Das gilt im Besonderen für den einzigen orthodoxen Religionsfonds der Monarchie in der Bukowina. Ziel ist daher eine erstmalig sowie grundlegende und quellenbasierte Analyse des bis 1949 existenten Religionsfonds in seiner Bedeutung für die Gestaltung, Entwicklung – sowohl als Teil der Habsburgermonarchie (1774–1918) als auch als Teil Großrumäniens (1918–1949). Das u. a. über den Religionsfonds bzw. die orthodoxe Landeskirche der Bukowina gesteuerte Bestreben der Nationalisierung ist als eine der zentralen Fragen zu bewerten. Die zeitliche Fokussierung liegt auf der Periode zwischen 1783 bis 1949 und innerhalb dieses Rahmens wiederum schwerpunktmäßig auf den Jahren der

5 Vgl. Jenő Szűcs: Die drei Regionen Europas. Frankfurt/M. 1994, S. 44.

größten Machtentfaltung des Fonds zwischen 1849 (Bukowina als Kronland) und 1936 (Neuorganisation des Fonds).

Die Bukowina als politischer Raum 1774–1989⁶

Nach der militärischen Besetzung installierte Wien 1775 in der Bukowina eine provisorische Militäradministration. Die kaiserliche Zentralverwaltung versuchte, die neu erworbene Provinz im Sinne des Josephinischen Reformgedankens einzurichten und legte dabei besonderes Augenmerk auf die Schaffung einer regionalen wirtschaftlichen Basis des Landes. 1786 beendete eine Entscheidung Josephs II. die Direktverwaltung durch den Wiener Hofkriegsrat und die Bukowina wurde als 19. Kreis dem Königreich Galizien-Lodomerien angegliedert. Erst 1849 gelang es der Provinz, gegenüber Wien sukzessive eine ‚eigenständige‘ Landesverwaltung als Kronland zu erwirken. Während der letzten Periode der österreichischen Bukowina, von 1848 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, nahm die Region einen erheblichen wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Aufschwung. Regionalbewusstsein begann sich zu entwickeln, aber auch soziale wie ethnische Konflikte gewannen im Alltag des Kronlandes an Brisanz. Der konsensorientierte Ausgleich zwischen den Nationalitäten der Bukowina (vor allem Rumänen, Ukrainer, Deutsche, Juden) in der Wahlrechtsordnung von 1910 brachte dem Kronland nur eine kurze Periode innenpolitischer Entspannung.⁷ Der Religionsfonds

6 Vgl. Kurt Scharr: „Die Landschaft Bukowina“. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918. Wien 2010.

7 Vgl. Gerald Stourzh: Der nationale Ausgleich in der Bukowina 1909/1910. In: Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka (Hgg.): Die Bukowina. Vergangenheit und Gegenwart. Bern u. a. 1995, S. 35–52. Zur Nationalitätenfrage in der Habsburgermonarchie im Überblick das Standardwerk von Robert A. Kann: The multinational Empire. Nationalism and national reform in the Habsburg monarchy 1848–1918. New York 1950; Jeremy King: The Nationalization of East Central Europe. Ethnicism, Ethnicity, and Beyond. In: Maria Bucur, Nancy M. Wingfield (Hgg.): Staging the Past. The Politics of Commemoration in Habsburg Central Europe, 1848 to the Present. West Lafayette 2001, S. 112–152; Dieter Lange-wiesche: Nation, Nationalismus, Nationalstaat. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: *Neue Politische Literatur* 40 (1995), H. 2, S. 190–236; ders.: Die Idee Nation als Handlungsorientierung. Kommentar. In: Raphael Lutz, Heinz-Elmar Tenorth (Hgg.): Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit. Beiträge für eine erneuerte Geistesgeschichte. München 2006, S. 359–368; Hans-Ulrich Wehler: Bibliographie zum Nationalismus. Arbeitsgruppe Nationalismusforschung. Bielefeld 1996; sowie auf Basis der neueren Forschung Jörn Leonhard, Ulrike von Hirschhausen: Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert. Göttingen 2011, sowie Jörn Leonhard (Hg.): Comparing Empires. Encounters and Transfers in the long 19th Century (Schriftenreihe der Frias School of History, 1). Göttingen 2011; mit Fokus auf die Radikalisierung während des Ersten Weltkrieges Ariel Roshwald: Ethnic Nationalism and the Fall of Empires. Central Europe, Russia and the Middle East, 1914–1923. London, New York 2001, S. 7–19.

und mit ihm die orthodoxe Landeskirche nahmen an all diesen Entwicklungen einen entscheidenden Anteil.

Das Ende des Ersten Weltkrieges leitete für die Region als Teil des neu entstandenen Großrumäniens gravierende Veränderungen ein. Die zentralpolitische Perspektive erfuhr eine einschneidende – nicht nur geographische – Umpolung von Wien nach Bukarest und bekam darüber hinaus eine eindeutige national-rumänische Orientierung.⁸ Der Ribbentrop-Molotow Pakt von 1939 führte erstmals im Frühsommer 1940 zu einer kurzfristigen Teilung der Bukowina in einen nördlichen sowjetischen und einen königlich-rumänischen südlichen Part. Diese Teilung sollte sich 1947 mit dem Pariser Vertrag festschreiben. Sie gliederte den ursprünglich einheitlich geprägten Raum in unterschiedliche, wenngleich ideologisch ähnliche Systeme (Sowjetunion, Sozialistische Republik Rumänien) ein.

Der Bukowinaer Religionsfonds im Überblick

1781 trat auf kaiserlichen Befehl die juristische Trennung der Bukowiner orthodoxen Kirche von der Jassyer (rum. Iași) Metropole in Kraft. Ihr folgte sukzessive eine räumliche Entflechtung des kirchlichen Besitzstandes beidseits der neuen Staatsgrenzen. Damit ging die politische und insbesondere wirtschaftliche Verfügungsgewalt über das umfangreiche Kirchen- bzw. Klostereigentum an Grund und Boden zunächst unmittelbar in die österreichische Verwaltung über. Schon zuvor hatte der Bischof von Radautz (rum. Rădăuți) vorgeschlagen, die Administration der Klöster ebenfalls in staatliche Hände zu legen.⁹ Damit bekam in der Bukowina schon *vor* der Einführung des Fonds jedes Kloster einen weltlichen Verwalter von der Distriktadministration zugewiesen, der über die Verwendung der Einkünfte aus dem Konsistorium zu wachen hatte.¹⁰ Das Konsistorium unter dem Vorsitz des Bischofs war formell 1781 in Czernowitz im Zuge der Diözesanreform eingerichtet worden. Aus diesem Konsistorium schälte sich 1783 der Religionsfonds heraus. Hatte zuvor der Kaiser als Landesfürst nur beschränkte direkte Zugriffsmöglichkeit

8 Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des national-staatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944 (Südosteuropäische Arbeiten, 111). München 2001.

9 Ferdinand Zieglaue: Geschichtliche Bilder aus der Bukowina zur Zeit der österreichischen Militärverwaltung. Zweite Bilderreihe. Die Jahre 1780 und 1781. Czernowitz 1895, S. 147–153.

10 Johann Polek: Joseph's II. Reisen nach Galizien und der Bukowina und ihre Bedeutung für letztere Provinz. In: *Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums* 3 (1895), S. 25–140, hier: S. 118–120.

auf die untersten Verwaltungseinheiten, so erweiterte sich seine Machtbasis mit der Säkularisierung der meisten Klöster in der Bukowina in der Provinz erheblich.

Die ökonomische Basis des Religionsfonds wie auch die bedeutendsten orthodoxen Klöster der Region lagen in der gebirgigen Südwestbukowina und ihren ausgedehnten Waldungen, wohingegen in den nordöstlichen Teilen dieses Landes nur wenig Besitzungen vorhanden waren. Der Fonds entwickelte sich darüber hinaus durch laufende Zukäufe zur führenden Wirtschaftsinstitution und zum größten ‚privaten‘ Grundeigentümer innerhalb der Bukowina. So erwarb er Mitte des 19. Jahrhunderts etwa insolvente Bergwerksbetriebe im südlichen Landesteil und versuchte mittels Umstrukturierungsmaßnahmen freigewordene Arbeitskräfte in der mit dem Eisenbahnanschluss der Region allmählich prosperierenden Wald- und Forstwirtschaft zu beschäftigen.¹¹ Der Fonds – als ‚Gutsbesitzer‘ einem privilegierten Stand zugehörig – finanzierte zudem die landwirtschaftliche Modernisierung u. a. durch Kreditvergaben.¹² Er trat damit sowohl wirtschaftlich als auch politisch in Konkurrenz zum parallel aufkommenden Genossenschaftswesen, das die Nationalisierung wesentlich stützte¹³ und dessen sich besonders die ukrainische Minderheit der Bukowina bediente.

Die Mittel des Religionsfonds verliehen damit der Landeskirche nicht nur eine beträchtliche wirtschaftliche Machtposition, die durch maßgebliche Akteure wie den Bischof (später Erzbischof) mehr und mehr zu Gunsten der rumänischen Bevölkerung zum Tragen kam. Mittel flossen vor allem in die Erhaltung von Kirchen und Klöstern sowie Schulen. Der Fonds vergab auch Stipendien an Studenten, was um die Jahrhundertwende die latente Konflikt-

11 Vgl. Kurt Scharr: Der griechisch-orientalische Religionsfonds der Bukowina als regionaler Modernisierungsfaktor. Das Beispiel Jakobený. In: *Österreich in Geschichte und Literatur (mit Geographie)* 57 (2013), H. 3 (Themenheft Historische Regionen der östlichen Habsburgermonarchie – ein Vergleich), S. 287–303.

12 Vgl. Vasyľ und Oleg Botušans'kyj: Rozvytok sil's'koï kooperacii na Bukovyni u 80-h rr. XIX – na počatku XX st. [Die Entwicklung der agrarischen Genossenschaften in der Bukowina von den 1880er Jahren bis zum Beginn des 20. Jh.]. Černivci 2002, S. 220 und S. 229ff; Erich Prokopowitsch: Die rumänische Nationalbewegung in der Bukowina und der Dako-Romanismus. Graz, Köln 1965 (Studien zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie, 3), S. 93ff.

13 Vgl. Torsten Lorenz: Genossenschaften und Nation-Building in Osteuropa 1850–1940. In: Dagmara Jajesniak-Quast, Torsten Lorenz, Uwe Müller, Katarzyna Stokłosa (Hgg.): Soziale Konflikte und nationale Grenzen in Ostmitteleuropa. Berlin 2006, S. 157–169, hier: S. 157. András Vari: Ländliche Genossenschaften in der Habsburgermonarchie zwischen lokaler Eigeninitiative und Mitwirkung der Elite. In: Eduard Kubů, Torsten Lorenz, Uwe Müller, Jiří Šouša (Hgg.): Agrarismus und Agrarreliten in Ostmitteleuropa. Berlin, Prag 2013, S. 255–298.

situation mit der ebenfalls orthodoxen (nicht unierten) ruthenischen Bevölkerung der Bukowina schürte.¹⁴ Besonders nach 1866, in der Amtszeit von Erzbischof Silvestru Morariu-Andrievici (1880–1893), driftete der Fonds zunehmend in nationales Fahrwasser ab. Die Vertreter der – bis zum Ende des Ersten Weltkrieges offiziell auch ausschließlich so bezeichneten – griechisch-orientalischen Kirche der Bukowina bzw. ihre Führung nahmen sich in steigendem Maße als rumänisch-orthodoxe Elite wahr. Der griechisch-katholischen (unierten) Kirche kam in diesem Zusammenhang in der Bukowina nur ein vergleichsweise geringer Stellenwert zu, obwohl ihre bloße Existenz und nationale Ausrichtung als quasi ruthenisch apostrophierte Kirche, wie sie sich im benachbarten Galizien-Lodomerien präsentierte, auch im politischen Alltag der Bukowina Zündstoff im innerkirchlichen Diskurs barg. Der Fonds geriet dergestalt schrittweise nicht nur zum Angelpunkt wirtschaftlicher Modernisierung des Kronlandes, sondern zum unmittelbaren Instrument und Gegenstand des ukrainisch(ruthenisch)-rumänischen Konfliktes um nationale Vorherrschaft, Legitimität und historischen Deutungsanspruch in der Bukowina.

Die beträchtlichen Fondsmittel waren indessen nicht nur zwischen den nationalen Gruppen der Bukowina und ihrer Orthodoxie strittig, sondern führten auch innerhalb der (nicht unierten) orthodoxen Kirche des Habsburgerreiches zu erheblichen Spannungen. So strebte etwa die weit ärmere und politisch weniger einflussreiche (rumänisch) orthodoxe (nicht unierte) Kirche Siebenbürgens, die seit 1867 zur transleithanischen (ungarischen) Reichshälfte zählte,¹⁵ eine Zusammenlegung der Bistümer an – wohl nicht zuletzt auch, um an diese Mittel zu gelangen.

Forschungsstand und Quellenlage

Zur Bukowina sind im Allgemeinen in den Jahren seit 1989 zahlreiche Studien in den Landessprachen vorgelegt worden, die einen breit gestreuten Einblick in verschiedene Aspekte der Landesgeschichte unter Miteinbeziehung übergeordneter Strukturen und Entwicklungen ermöglichen.¹⁶ Grundlagenorien-

14 Constantin Ungureanu: Bucovina în Perioada Stăpânirii Austriece 1774–1918 [Die Bukowina während der österreichischen Herrschaft]. Chişinău 2003, S. 183.

15 Vgl. Paul Brusanowski: Rumänisch-orthodoxe Kirchenordnungen 1786–2008. Siebenbürgen – Bukowina – Rumänien (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens. Ergänzungsreihe zum Siebenbürgischen Archiv, 33). Wien 2011.

16 Emanuel Turczynski: Geschichte der Bukowina in der Neuzeit. Zur Sozial- und Kulturgeschichte einer mitteleuropäisch geprägten Landschaft. Wiesbaden 1993 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 14); Hausleitner: Rumä-

tierte Studien über die Bedeutung des Religionsfonds in der und für die Bukowina, aber auch in der Verflechtung mit dem Wiener Zentrum fehlen hingegen. Die bis dato einzigen umfassenderen idiographischen Überblickszusammenstellungen legten neben einer Reihe von kleineren Regionalstudien Isidor von Onciul und Anton Zachar vor.¹⁷ Während der großrumänischen Periode beschäftigten sich die rumänischen Historiker nur eingeschränkt damit. Viele dieser Arbeiten nehmen darüber hinaus einen stark national konnotierten Zugang zu dieser Thematik ein, der kaum der gesellschaftlichen Breite und der tatsächlichen Bedeutung des Religionsfonds gerecht wird.¹⁸

Auf den merklichen Mangel an neueren Studien, die sowohl den regional strukturierenden als auch den ideell orientierten Charakter dieser Institution ausreichend würdigen und die Rolle dieser Institution in einen größeren Kontext setzen, wird in der neueren Literatur vereinzelt hingewiesen.¹⁹ Eine

nisierung; Botușan's'kyj, Entwicklung; ders. u. a.: Bukovyna v konteksti jevropejs'kyh mižnarodnyh vidnosyn (z davnih časiv do sereďyny XX st.) [Die Bukowina im Kontext der europäischen internationalen Beziehungen (von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 20. Jh.). Cernivci 2005; Ungureanu: Bucovina; Mihai-Ștefan Ceașu: Parlamentarism, partide și elită politică în Bucovina habsburgică. Contribuții la istoria parlamentarismului în spațiul central-est European [Parlamentarismus, Parteien und die politische Elite in der habsburgischen Bukowina. Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus im ostmitteleuropäischen Raum]. Iași 2004; Scharr: Landschaft.

17 Isidor Onciul: Fondul religionar gr. or. al Bucovinei. Substratul, formarea dezvoltarea și starea lui de față [Der griechisch-orientalische Religionsfonds der Bukowina. Entstehung, Entwicklung und gegenwärtiger Stand]. Cernăuți 1891; ders.: Der griechisch-orientalische Religionsfonds. In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Bukowina. Wien 1899, S. 154–174; Anton Zachar u. a.: Die Entwicklung der Land- und Forstwirtschaft und ihrer Industrien sowie der Jagd und Fischerei im Herzogthume der Bukowina seit dem Jahre 1848 unter besonderer Berücksichtigung des Wirtschaftsbetriebs auf den Gütern des Bukowiner griechisch-orientalischen Religionsfonds. In: Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft und ihrer Industrien 1848–1898, Supplementband. Wien 1901, S. 41–247; vgl. u. a. Aron Pumnul: Privire raepede preste doue sute șese-deci și șapte de'n propietațile așa numite Mașiiile mînaestiresci, de'n carile s'a format maerețul Fund Relegiunariu al Bisericiei drepteredicioase raeseritiene de'n Bucovina, faecutate dupae adeverințe autêntice, sau urici [Kurzer Überblick zum Eigentum von 267 Klostermasilen, aus denen sich der orthodoxe Religionsfonds der Bukowina gebildet hat, angelegt nach authentischen Quellen oder Urkunden]. Cernăuți 1865; Johann Polek: Die Anfänge des k.k. Staatsgestütetes Radautz. In: *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums* 2 (1894), S. 35–114; Raimund F. Kaindl: Zuczka. Beiträge zur Geschichte des Bukowiner Religionsfonds. Aus dem Nachlasse v. F. A. Wickenhauser. In: *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums* 8 (1900), S. 3–48.

18 Vgl. etwa Ion Nistor: Istoria Bisericii din Bucovina și a rostului ei național-cultural în viața Românilor Bucovineni [Geschichte der Kirche der Bukowina und ihrer Stellung im national-kulturellen Leben der Rumänen der Bukowina]. Rădăuți 1916; ders.: Istoria fondului bisericesc din Bucovina [Geschichte des Religionsfonds in der Bukowina]. Cernăuți 1921 (Biblioteca Glasul Bucovinei, 5).

19 Hausleitner: Rumänisierung; Turczynski: Geschichte der Bukowina; ders.: Vereine, Interessenverbände und Parteien in der Bukowina. In: Helmut Rumpler, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918: Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivil-

Analyse des ‚nationalen‘ Beitrages des Religionsfonds fehlt ebenso. Bislang wurden dazu nur Teilaspekte aufgegriffen.²⁰ In gleicher Weise ist der Forschungsstand zur Kontextualisierung, also der Rückbindung und des Beitrages dieser ‚peripheren‘ Institution zur staatlich vorgesetzten Leitidee des jeweiligen politischen Zentrums, als ein Desideratum einzustufen.

Die Archive (neben Wien und Lemberg insbesondere Czernowitz, Suczawa und Bukarest) verfügen über reichhaltiges, noch kaum bearbeitetes Material. In Czernowitz und Suczawa existieren für den Kernzeitraum (1848–1949) weitgehend vollständige und direkt dem Religionsfonds bzw. dem Konsistorium zugeordnete Bestände. Zudem lagern in Bukarest wertvolle und bisher weitestgehend unbenutzte (da bis Mitte der 1990er Jahre gesperrte) Bestände der Bukowiner Kreisverwaltung seit 1848, die einen wichtigen Einblick in die Beziehungen des Fonds zur staatlichen Verwaltung erhoffen lassen. Die galizische Verwaltung hatte andererseits neben dem katholischen Konsistorium in Lemberg (als kirchlich vorgeschaltete Instanz) zumindest bis 1861 einen maßgeblichen Einfluss auf die orthodoxe Kirche der Bukowina und ihre Güterverwaltung.

Institutionen als Forschungsgegenstand

In der soziologischen Theorie werden Institutionen als ‚Vermittlungsinstanzen kultureller Sinnproduktion‘²¹ und in einem erweiterten Sinne als Steuerungs- wie Integrationsinstrumente²² definiert. Eine konkrete Auseinandersetzung mit dem Objekt ‚Institution‘ lässt die Soziologie aber weitgehend vermissen. Zudem geht die gegenwärtige sozialwissenschaftliche Literatur beim Forschungsgegenstand ‚Institution‘ zumeist von großen und komplexen systemischen Einheiten wie etwa der Demokratie aus.²³ Vereinfacht gesehen

gesellschaft. 1. Teilband: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. Wien 2006, S. 859–908.

20 Vgl. Kurt Scharr: Der Griechisch-orientalische Religionsfonds in der Bukowina. Kulturkampf und Nationalitäten im Spiegel einer Institution. In: Andreas Kappeler (Hg.): Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung. Köln u. a. 2011, S. 255–268.

21 Karl Siegbert Rehberg: Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen. In: Gerhard Göhler (Hg.): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie. Baden-Baden 1994, S. 47–84, hier: S. 57.

22 Gerhard Göhler: Politische Institutionen und ihr Kontext. Begriffliche und konzeptionelle Überlegungen zur Theorie politischer Institutionen. In: ders.: Eigenart, S. 19–46, hier: S. 39.

23 Vgl. Daniel Béland: Ideas, institutions, and policy change. In: *Journal of European Public Policy* 16 (2009), H. 5, S. 701–718; Giovanni Capoccia, Daniel Ziblatt: The Historical Turn in Democratization Studies. A New Research Agenda for Europe and Beyond. In: *Comparative Political Studies* 43 (2010), H. 8–9, S. 931–968.

differenziert sie zwischen politischen und sozialen Institutionen, betont dabei aber gleichzeitig deren immanente Verwobenheit. Die soziale Institution ist als Begriff weiter zu fassen. Eine (politische) Institution kann zwar durch normative Satzungen einen formellen Charakter annehmen (etwa als rechtlich definierte juristische Person), sie kann andererseits aber auch über ihre indirekte – zunächst nicht ‚kodifizierte‘ – Wirkung informeller Natur sein. Den informellen Existenzsinn, die Intention, erfährt die Institution über ihre maßgeblichen Akteure und die von ihnen eingebrachten Ideen.²⁴ Das kann weitestgehend auch für die soziale Institution geltend gemacht werden. Institutionen sind somit auch als Schlüsselemente in der politischen Umsetzung von Ideen bzw. des gesellschaftspolitischen Wandels anzusprechen.²⁵ Ein Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit dem Titel „Theorie politischer Institutionen“ an der Freien Universität Berlin (1989–1995) definiert soziale Institutionen etwa als „relativ auf Dauer gestellte, durch Internalisierung verfestigte Verhaltensmuster und Sinngebilde mit regulierender und orientierender Funktion“²⁶.

Innerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft hat die ‚Institution‘ als Forschungsobjekt vor allem im Rahmen der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte eine gewisse Tradition aufzuweisen. Zwar lieferten die Arbeiten der Historiker Otto Brunner und Otto Hintze wichtige Impulse, die sich daran anschließende Diskussion wurde jedoch nicht fortgesetzt.²⁷ Zudem konzentrierte Brunner seine Schwerpunkte vorrangig auf eine weitgehend statische Analyse von Verfassung und Struktur, wohingegen Hintze Wandel und steten Entwicklungsprozess betonte.²⁸ Die zusammengezogene Frage nach dem institutionellen Wandel bzw. der ‚Langen Dauer institutioneller Zeit‘ und

24 Vgl. Daniel Béland, Robert H. Cox: Introduction – Ideas and Politics. In: dies. (Hgg.): *Ideas and Politics in Social Science Research*. Oxford, New York 2011, S. 1–27, hier: S. 9f.

25 Vgl. Béland: *Ideas*, S. 707.

26 Göhler: *Institutionen*, S. 22–24. Die Leitung des Schwerpunktes lag bei Gerhard Göhler, ein Abschlussbericht liegt für 2001 vor.

27 Otto Brunner: *Land und Herrschaft*. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter. Wien 1954; ders.: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. Göttingen 1968; vgl. auch Oskar Regele: *Der österreichische Hofkriegsrat 1556–1848*. Wien 1949 (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Ergänzungsband 1,1).

28 Christoph Dipper: Otto Brunner aus der Sicht der frühneuzeitlichen Historiographie. In: *Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento* 13 (1987), S. 73–96; zur Kritik an Brunner vgl. zusammenfassende Aspekte bei Hans Boldt: *Otto Brunner und die deutsche Verfassungsgeschichte*. In: Karl-Egon Löhne (Hg.): *Historismus in den Kulturwissenschaften*. Tübingen 2003, S. 193–206, besonders S. 205f; Otto Hintze: *Die Entstehung des modernen Staates*. In: *Vergangenheit und Gegenwart* 1 (1911), S. 58–69; Otto Büsch, Michael Erbe (Hgg.): *Otto Hintze und die moderne Geschichtswissenschaft*. Ein Tagungsbericht. Berlin 1983 (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 38).

ihrer räumlichen Dimension bleibt selbst in den nachfolgenden Studien zu-
meist ein nur am Rande beachteter Aspekt.²⁹ Aber auch im weiteren Feld wird
innerhalb der Institutionengeschichtsschreibung kaum auf umfassendere Di-
mensionen von Institutionen wie ihr kultureller Einfluss oder ihre regionale
Bedeutung – bei gleichzeitig synchroner Betrachtung des jeweiligen Herr-
schaftszentrums und der von dort ausgehenden Ideen – eingegangen.³⁰ Das
Zusammenwirken von Institution und Modernisierung wird in diesem Rah-
men vielfach nach wie vor gerne von den Feldherrenhügeln der Staatsver-
fassung aus beobachtet, wenngleich die Analyse der Auswirkungen selbst wie-
derum in einer breiten gesellschaftlichen Basis stattfindet.³¹ Das Feld der
Institutionenforschung scheint weitgehend der Soziologie³² und der Politik-
wissenschaft³³ überlassen worden zu sein, die in den letzten Jahren eine Reihe
von Ideen und möglichen analytischen Ansätzen vorgelegt haben,³⁴ deren
angepasste Umsetzung für historische Fragestellungen neue Ergebnisse ver-
sprechen. Zusammenfassend bleibt zu erwähnen, dass zwar aus soziologischer
Perspektive theoretische Impulse durch die Geschichtswissenschaft aufgegrif-
fen worden sind, eine praktische Umsetzung anhand konkreter Studien jedoch
bislang nicht festzustellen ist.

29 Giddens fordert eine Wiedergewinnung von Raum und Zeit, die Brennpunkte der For-
schung sollten dabei auf Theoretisierung von Handlung, Struktur und Kontextualität ge-
legt werden. Anthony Giddens: *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer The-
orie der Strukturierung*. Frankfurt/M. 1988, S. 413–427, hier: S. 421. Einen Überblick zur
Diskussion um den Spatial Turn bietet Jörg Döring, Tristan Thielmann (Hgg.): *Spatial
Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld 2008.

30 Eine Ausnahme dazu bildet etwa in Teilen die Studie von Schindler, die explizit zentrale
Institutionen und deren Einfluss bzw. Auswirkungen auf die Verwaltung der Peripherie
diskutiert. Ilse Schindler: *Zur Bedeutung der „Raths-Departements“ des Hofkriegsrates.
Das Departement „G“ im Jahre 1795 und die Verwaltung Galizien, der Bukowina und der
polnischen Wojwodschaften* (Dissertationen Universität Wien, N.F. 45). Wien 1998. Auf
der Ebene landwirtschaftlicher Organisationen hat sich besonders Bruckmüller aus sozial-
historischer Sicht mit Fragestellungen der Modernisierung auseinandergesetzt. Ernst
Bruckmüller: *Landwirtschaftliche Organisationen und gesellschaftliche Modernisierung*.
Salzburg 1977 (Geschichte und Sozialkunde, 1) und ders. (Hg.): *Geschichte der österreichi-
schen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert*. 2 Bde. Wien 2002/2003.

31 Vgl. Martin Vogt: *Die Erneuerung des Staates. Gedanken zur aufgehaltenen Modernisie-
rung in der verspäteten ersten deutschen Republik*. In: Ute Schneider, Raphael Lutz (Hgg.):
Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper. Frankfurt/M. u. a. 2008,
S. 511–527. Auch die anderen Beiträge in diesem Sammelband, die unter dem Kapitel V
mit dem Titel „Modernisierung: Akteure und Institutionen“ zusammengefasst sind, legen
einen vorwiegend staatlich zentralen Standpunkt an den Ausgang ihrer Überlegungen zur
institutionellen Modernisierung.

32 Zum Begriff ‚Institution‘ in den Sozialwissenschaften vgl. Jan-Erik Lane, Svante O. Ersson:
The New Institutional Politics. Performance and Outcomes. London 2000.

33 Vgl. Roland Czada: *Institutionelle Theorien in der Politik*. In: Dieter Nohlen, Rainer
Schultze (Hgg.): *Lexikon der Politik*. Bd. 1. München 1995, S. 205–213.

Übertragung des soziologischen Modellverständnisses auf die Geschichtswissenschaft am Beispiel des Religionsfonds der Bukowina: Vier Thesen

Die neuere Kulturgeschichte versucht beide angesprochenen ‚Institutionsformen‘ unter Betonung der zeitlichen Dimension miteinander stärker zu verknüpfen und sieht in „sozialen und politischen Institutionen zentrale Medien und Orte menschlichen Handelns“³⁵. Dabei wird der erkenntnisleitende Fokus auf drei Aspekte konzentriert (Institutionalisierung, Institutionen und Gruppen sowie institutionelle Mechanismen), die inhaltlich auf den Bukowinaer griechisch-orientalischen Religionsfonds als analytische Kategorien Anwendung finden und hier zunächst in Form von Thesen formuliert werden sollen. Über die Betrachtung der langen Dauer institutioneller Zeit ist vor allem der Wandel dieser Aspekte des Religionsfonds in ihrer unterschiedlich intensiven Verknüpfung miteinander zwischen 1848 und 1949 zu berücksichtigen. Institutionelle Neuerungen bzw. Wandel ergeben sich in der Regel nicht aus dem zielgerichteten Streben Einzelner, sondern aus „akkumulierten Nebenwirkungen der Tätigkeit von Akteuren“³⁶.

Aus dem vorerst noch oberflächlichen Befund über den Religionsfonds lässt sich etwa im Hinblick darauf und mit Fokus auf die nationale Frage ein Bogen zwischen supranationaler und nationaler Leitidee spannen. Ihre Umsetzung im Alltag ist anhand der Wirkungs- und Funktionsweise institutioneller Reproduktionsmechanismen (Schule, Universität, Priesterseminar, Pfarrei etc.) und des Zusammenspiels von politischem Ausgleichsversuch 1910 und nationalem Kirchenkampf zwischen der sich in wachsendem Ausmaße als rumänisch verstehenden Orthodoxie, den ruthenischen Gläubigen und den (ebenfalls ruthenischen) Unierten (die in ihrer absoluten Zahl in der Bukowina allerdings unbedeutend waren) zu bewerten. Daraus resultiert ein immanenter Öffentlichkeitsbezug des Fonds; einerseits aus seinem eigenen Geltungsanspruch als Institution heraus sowie andererseits aus seiner Nähe

34 Vgl. etwa Rehberg: Institutionen, S. 47–84; Markus Dauss, Karl-Siegbert Rehberg: Gebaute Raumsymbolik. Die Architektur der Gesellschaft aus Sicht der Institutionenanalyse. In: Joachim Fischer, Heike Delitz (Hgg.): Die Architektur der Gesellschaft. Bielefeld 2009, S. 109–119.

35 Rainhard Blänkner: Überlegungen zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Theorie politischer Institutionen. In: Göhler: Eigenart, S. 85–122, hier: S. 85.

36 Claus Offe: Kann man Institutionen konstruieren? Überlegungen zum Institutionenwandel und zum institutional design. In: Joachim Fischer, Hans Joas (Hgg.): Kunst, Macht und Institution. Studien zur Philosophischen Anthropologie, soziologischen Theorie und Kultursoziologie der Moderne. Festschrift für Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt/M. 2003, S. 173–184, hier: S. 180. Béland: Ideas, S. 702.

bzw. seinem diskursiven Verhältnis zur staatlichen Ideologie (i.e. der Leitidee des Zentrums).³⁷

Ohne die Kritik an der Modernisierungstheorie hier außer Acht zu lassen,³⁸ erscheint im Fall der Bukowina der zunächst wertfreie zeitlich-räumliche Kontext jener mit Ende des 18. Jahrhunderts einsetzenden Neuerungen und Umbrüche von Bedeutung.³⁹ Die Region wurde dergestalt durch die ‚erfolgreiche‘ Umorientierung ihrer ‚staatlichen‘ Zugehörigkeit bis in die Zwischenkriegszeit hinein aus zeitgenössischer Wahrnehmung zum Vor- bzw. Gegenbild eigener Entwicklung (etwa in Bezug auf das rumänische Altreich vor 1918 oder die Nachbarländer der Bukowina wie Galizien bis 1918). Die Modernisierung der Bukowina verlief während des 19. Jahrhunderts asynchron, auf verschiedenen Ebenen segmentiert und unterscheidet sich damit kaum von anderen peripheren Teilräumen des Habsburgerreiches. Der politischen wie gesellschaftlichen Rolle einer Institution, wie ihn der Religionsfonds der Bukowina mit seiner über die Region hinausgehenden Wirkung verkörpert, kommt jedoch eine Sonderstellung zu.

Während in administrativer Hinsicht mit der von Wien aus kontrollierten Zentralverwaltung der ersten Periode österreichischer Herrschaft (1774–1786) Grundsteine für die spätere Entwicklung gelegt wurden (u. a. in der Schaffung des Religionsfonds), leitete die Eingliederung dieser Provinz ins habsburgische Königreich Galizien-Lodomereien (1786–1849) zunächst eine politisch verursachte Stagnationsphase ein. Erst mit der Erhebung zum Kronland 1849 und der neuerlich ansetzenden inneren Ausgestaltung einer gewissen Selbstverwaltung beschleunigte sich die Modernisierung bei einer parallel an Intensität gewinnenden Bindung dieses Raumes an Wien.⁴⁰ Der Eisen-

37 Vgl. Dauss, Rehberg: Raumsymbolik, S. 110. Zum Problem der ‚Österreichischen Identität‘ vgl. Stephen Beller: Kraus's Firework. State Consciousness raising in the 1908 Jubilee Parade in Vienna and the Problem of Austrian Identity. In: Bucur, Wingfield: Staging, S. 46–71.

38 Vgl. Johannes Berger: Was behauptet die Modernisierungstheorie wirklich und was wird ihr nur unterstellt? In: *Leviathan* 1 (1996), S. 45–62; ders.: Die Moderne. Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen 1986; Holm Sundhaussen: Die „Modernisierung“ der Balkanländer in vorsozialistischer Zeit. Ein Missverständnis und seine Folgen. In: Ilina Gregori, Angelika Schaser (Hgg.): Rumänien im Umbruch. Chancen und Probleme der osteuropäischen Integration. Bochum 1993, S. 23–34.

39 Vgl. die Überlegungen zum Epochenbegriff und zur Moderne bei Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009, S. 88f.

40 Lemberg streicht die Bedeutung der Verknüpfung zwischen Hauptstadt und Reichsperipherie besonders heraus. Hans Lemberg: Imperien und ihre Grenzregionen im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts. Einige einführende Beobachtungen. In: Hans-Christian Maner (Hg.): Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Ihre Bedeutung und Funktion aus der Perspektive Wiens. Münster 2005 (Mainzer Beiträge zur

bahnanschluss löste zusätzlich Peripherisierungsprozesse aus und zeitigte erhebliche Auswirkungen auf die nur wenig konkurrenzfähigen regionalen sozioökonomischen Strukturen.⁴¹ Der weitgehende Zusammenbruch der kleinstrukturierten privaten Bergbauindustrie im südlichen Landesteil belegt dies eindrücklich.⁴² Nur ein finanziell potenter Großgrundbesitzer mit einem erheblichen politischen Einfluss – wie ihn etwa der Religionsfonds auszuüben vermochte – war in der Lage, entsprechende Investitionen zu tätigen und die Vorteile der Modernisierung für sich zu nutzen.

Der griechisch-orientalische Religionsfonds der Bukowina als ‚parastaatliche‘, jedoch ebenso kirchlich kontrollierte und in ihrer Anlage ‚ständische‘ Institution, vereinte in sich über mehr als ein Jahrhundert lang diese gesamtgesellschaftlichen Aspekte regionaler Modernisierung und war zugleich als Institution einer ihrer wesentlichen Motoren. Der Fonds zählte zugleich auch zu jenen Mechanismen, derer sich das Habsburgerreich zur Stabilisierung seiner Herrschaft zu bedienen versuchte.⁴³ Mit der Nationalisierung der Institution des Religionsfonds begannen indes die zentrifugalen Kräfte an Gewicht zu gewinnen. Die ursprüngliche Integrationsidee wandelte sich über (sozial und) national konnotierte Exklusion in der Politik des Fonds in einen Eckstein der aufdämmernden Desintegration des Imperiums.⁴⁴ Die analytischen Einheiten innerhalb der Institution Religionsfonds lassen sich daher wie folgt strukturieren:

a) *Institutionalisierung:*

Entstehung, Prozesse seiner physischen Strukturierung wie Einbindung in die sich herausbildende Gesellschaft der Bukowina als Region;

b) *Institution und Akteure:*

(Erz-)Bischöfe und Konsistorium als Entscheidungsträger und Vermittler der jeweils zentralen Leitidee; Abhängigkeit vom Zentrum und regionaler

Geschichte Osteuropas, 1), S. 25–36, hier: S. 30; vgl. auch Arnold Suppan: Herrschaft und Beherrschte in kontinentalen europäischen Imperien im Vergleich, 1700–1920 (Einleitung zu einer Projektskizze). In: *Staletí objevů, diplomacie a válek. Sborník k 60. narozeninám profesora Aleše Skřivana* [Jahrhunderte der Entdeckung, Diplomatie und Krieg. Sammelband zum 60. Geburtstag von Professor Alex Skřivan]. Praha 2005 (Studia Historica, LV), S. 87–104.

41 Vgl. Klemens Kaps: Peripherisierung der Ökonomie. Ethnisierung der Gesellschaft. Galizien zwischen äußerem und innerem Konkurrenzdruck (1856–1914). In: Doktorskolleg Galizien (Hg.): Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums. Innsbruck, Wien 2009, S. 37–62.

42 Vgl. Scharr: Jakobený.

43 Vgl. das Forschungsprojekt „Empires“ des Fachbereichs Geschichte an der Universität Hamburg, geleitet von Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard, unter <<https://www.geschichte.uni-hamburg.de/forschung/forschungsprojekte/empires.html>>, 16.1.2015.

44 Vgl. in der jüngeren Imperienforschung Leonhard: Comparing Empires.

Alltagsrealität, persönliche Rolle und religiöse Beweggründe für Entscheidungen;

c) *institutionelle Mechanismen:*

Reproduktion eigener Eliten, Steuerung des regionalen politischen Diskurses über den Fonds und mit Hilfe seiner Möglichkeiten; Beitrag zum über-regionalen, nationalen Diskurs zwischen Zentrum und Peripherie.

Insgesamt können auf Basis dieser Überlegungen nachstehende Thesen formuliert werden:

These 1: Gründung der Institution und Aufgabe

Die Gründung des griechisch-orientalischen Religionsfonds der Bukowina durch Joseph II. hatte ein klares Ziel, das mit der Neuordnung des modernen Territorialstaates in enger Beziehung stand: die Schaffung einer regionalen, wirtschaftlich verlässlichen Basis für die neugewonnene Provinz und die Möglichkeit zentralstaatlichen Durchgriffs auf einen wesentlichen Teil der untersten Verwaltungsebene bei gleichzeitig kontrollierter Einbindung wie Instrumentalisierung des geistlichen Standes. Der Kaiser legte damit den Grundstein für eine zentrumsloyale Organisation, deren primärer Schwerpunkt auf der erwarteten Ordnungsleistung bestand. Im Verbund mit der neu arrondierten (orthodoxen) Kirchenprovinz lag aber bereits der Kern einer zweigeteilten Orientierungsleistung als latenter Auftrag: die Schaffung einer neuen Provinz mit ihrem eigenen Bewusstsein und deren gleichzeitige ideelle Ausrichtung auf das Zentrum Wien. Der Religionsfonds bildet somit in verkleinerter Form die Idee des modernisierten Habsburgerstaates ab. Als kirchliche Institution trägt der Fonds zunächst noch den äußeren Charakter einer ständischen Vertretung, der sich allerdings durch die zentrale und maßgebende Mitsprache Wiens von der traditionellen bereits grundlegend unterscheidet.

These 2: Institutioneller Wandel und nationale Frage

Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerät der Religionsfonds in steigendem Maße zum Instrument nationaler Interessen, wobei das orientierende Element regionaler Identitätsschaffung nach wie vor Bedeutung besitzt. Die wechselnden politischen Haltungen seiner regionalen Entscheidungsträger von Eugen Hakman über Silvestru Morariu-Andrievici bis hin zu Basil Wladimir von Repta spiegeln diesen Wandel wider, aber auch den persönlichen Glaubenskonflikt über die gefährdete Kircheneinheit. Innerregional wird der Religionsfonds zur Stellschraube der griechisch-orientalischen Kirche, die sich zunehmend als rumänisch-orthodoxe Kirche versteht und die wirtschaftlich mächtige Institution des Fonds gezielt zur Mobilisierung und

Elitenreproduktion in ihrem Sinne einsetzt. Die ebenso orthodoxen, jedoch ruthenischen Gläubigen der Bukowina profitieren daher insgesamt in geringerem Maße von den Möglichkeiten des Fonds.

Parallel zur wachsenden wirtschaftlichen Machtbasis (These 3) verläuft eine (zunächst auf das Habsburgerreich beschränkte) Konfliktlinie an Begehrlichkeiten zwischen den rumänischen orthodoxen Bistümern der Monarchie (Czernowitz, Hermannstadt), die sich in ihrer strukturellen Basis erheblich unterscheiden und zudem unterschiedlichen politischen Einheiten des Reiches zugehören. Die starke regionale Verankerung des Religionsfonds in der Bukowina setzt in der Frage der Vereinigung der orthodoxen rumänischen Bistümer beidseits der Karpaten mit Sitz in Czernowitz (nach 1867: Cisleithanien) und Hermannstadt (Transleithanien) wirtschaftliche wie regional basierte Interessen vor nationale Ideen. Der Religionsfonds und der Bukowiner Bischof bremsen damit die national-rumänische Einigungsbewegung innerhalb der Habsburgermonarchie zum Nachteil der in der ungarischen Reichshälfte lebenden Rumänen aus.

These 3: Institutioneller Wandel und regionale Modernisierung

Die ursprüngliche Intention Wiens, den Religionsfonds zur wirtschaftlichen Basis einer regionalen, aber vom Zentrum aus kontrollierten Entwicklung zu machen, greift verstärkt erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Fonds beteiligt sich an tragender Stelle an der Modernisierung des Kronlandes und versucht, Krisenerscheinungen durch Umstrukturierungsmaßnahmen abzufangen (Eisenwerk Jakoben). Die voranschreitende Erschließung der Bukowina ermöglicht ihm dabei gleichzeitig, seine enormen (Wald-) Ressourcen erstmals gewinnbringend in ein internationales Wirtschaftssystem einzuspeisen.

In der Erweiterung der Überlegungen zum institutionellen Wandel des Religionsfonds über den Ausgang des Ersten Weltkrieges hinaus liefert ein Gedankenspiel von Heinz Bude zur Implosion der DDR und dem darauffolgenden ‚allmählichen inneren Ableben der Bundesrepublik‘ einen Mehrwert für die Formulierung der letzten, vierten These. Bude konstatiert in diesem Vorgang einen gesellschaftlichen Systemwechsel bei politischer Regimekontinuität, der letztlich zu einer Festigung der deutschen Verfassung führt.⁴⁵ Mit Einschränkung trifft das in ähnlicher Weise zunächst auch auf die Situation der Bukowina nach 1918 zu. Großrumänien hatte die nationale Vereinigung

⁴⁵ Heinz Bude: Das Altern von Institutionen. In: Fischer, Joas: Kunst, S. 221–230, hier: S. 221f.

erreicht. Der Bukowinaer Religionsfonds und seine Akteure fühlten sich ihrer national ausgerichteten Politik bestätigt. Und doch stellte sich die schleichende Krise dieser Institution mit diesem Ereignis ein, wenngleich seine sichtbaren Auswirkungen erst über ein Jahrzehnt später an die Oberfläche traten. Aus jetziger Perspektive scheint die weltweite Wirtschaftskrise am Ende der 1920er Jahre nur der Auslöser, nicht aber die tiefere Ursache für die Krise des Fonds zu sein. Der institutionelle Wandel hatte sich im Sinne der Akteure in einer nunmehr erfüllten nationalen Leitidee und einer erreichten Deckungsgleichheit des eigenen mit dem staatlichen Orientierungsmuster vollzogen, war jedoch mit der überaus heterogenen politischen Realität Rumäniens konfrontiert, in der sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein erheblicher Reformstau aufgebaut hatte. Fragen des Nationbuildings und nach eigener Identität spielten dabei eine zentrale Rolle.⁴⁶ Auf organisatorischer Ebene ergaben sich durch die rumänischen Sprachgesetze Anfang der 1930er Jahre ebenso bald Probleme, etwa fachlich versierten Nachwuchs für Forstwirtschaft zu rekrutieren. Viel gravierender zeigte sich jedoch im Vergleich zum Vorgängerstaat die divergierende Haltung des neuen national-rumänischen Zentralstaates, der regionale Strukturen, wie sie der Religionsfonds an entscheidender Stelle in der Bukowina mitbegründet hatte, mit wachsender Skepsis betrachtete und sukzessive zurückzudrängen versuchte. Dem kam zusätzlich die immanent zentralisierende Grundtendenz der orthodoxen Kirche mit ihrem neuen Patriarchat in Bukarest entgegen. Im Rückblick aus dem Wissen rund um die Restitutionsbemühungen der kirchlichen Religionsfondsgüter nach 1989 gelangt hier eine konträre Bewegung an die Oberfläche. Die Metropole der Moldau und der Bukowina stellt in diesem Prozess und in der (in seinen Aufgaben und Zielen im Vergleich zum historischen Vorgänger allerdings sehr selektiv wahrgenommenen) Wiedererrichtung des Religionsfonds nach 1989 vor allem dessen regionale, von Bukarest – auch in kirchlicher Hinsicht – unabhängige Bedeutung klar in den Vordergrund. Zusammenfassend lässt sich daraus wie folgt die letzte These ableiten:

46 Vgl. Ștefan Purici, Harieta Mareci: Under Pressure for Change. Nation State Building and Identity Mutations in Modern Romania. In: Steven G. Ellis, Luda Klusáková (Hgg.): *Imagining Frontiers. Contesting Identities*. Pisa 2007 (Thematic Work Group 5, Frontiers and Identities II), S. 175–187; Daniel Barbu, Cristian Preda: Building the State from the Roof Down. Varieties of Romanian Liberal Nationalism. In: Iván Z. Dénes (Hg.): *Liberty and the Search for Identity. Liberal Nationalisms and the Legacy of Empires*. Budapest 2006, S. 367–397, hier: S. 371; vgl. auch Angela Harre: *Wege in die Moderne. Entwicklungsstrategien rumänischer Ökonomen im 19. und 20. Jahrhundert*. Wiesbaden 2009 (Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, 18).

These 4: Institutioneller Wandel, persistente Strukturen und Lange Dauer

Der Ausgang des Ersten Weltkrieges und die damit verbundene Eingliederung der Bukowina nach Großrumänien verstärken den schleichenden funktionalen Wandel⁴⁷ innerhalb des Religionsfonds, der – ausgedrückt in der nationalen Diskussion – spätestens seit der Jahrhundertwende zur bestimmenden Kraft geworden war. Durch den Zusammenbruch der Habsburgermonarchie und das Entstehen Großrumäniens vollzieht sich ein struktureller Wandel auf übergeordneter Ebene (Leitidee staatlichen Daseins) vom (zumindest im Grundanliegen) supranationalen Vielvölkerstaat hin zu einem klar definierten Nationalstaat. Die bewusst wie unbewusst integrative Leistung (Orientierungsleistung) des Religionsfonds für die Schaffung und Ausgestaltung einer Region (der Bukowina) geht durch die zunehmende Nationalisierung und wachsende Ausrichtung nach Bukarest nach 1918 schrittweise verloren, um letztlich auf wirtschaftliche wie gesamtnationale Aspekte reduziert zu werden. Mit der Hinwendung zur neuen staatlichen Leitidee gerät ein wesentlicher Teil der institutionellen Orientierungsleistung des Religionsfonds – die Schaffung regionalen Bewusstseins – in steigendem Maße in Konflikt mit dem Zentrum. Die Wiederbegründung des Religionsfonds als juristische Person nach 1989 stellt dem persistenten regionalen Bewusstsein neuerlich eine institutionelle Öffentlichkeit zur Verfügung.

47 Nach Gerhard Göhler (Hg.): Institutionenwandel. Opladen 1997 (Leviathan-Sonderheft, 16), S. 38f.

IV.

Bildung und Literatur

Jüdische Erziehung und Ausbildung im Cheder

Literarische Perspektiven in den Texten galizischer und bukowinischer jüdischer Autoren

FRANCISCA SOLOMON

Einführende Bemerkungen zur Geschichte des jüdischen Erziehungswesens

Das jüdische Erziehungs- und Bildungswesen blickt auf eine lange Geschichte zurück und verfügt über eine mehr als zweitausendjährige institutionelle Tradition. Talmudische Quellen verweisen auf die Figur des Schimon ben Schetach, einen bedeutenden Gelehrten des ersten vorchristlichen Jahrhunderts und führenden Kopf der Pharisäer, der den Grundstein für die allgemeine Schulpflicht innerhalb der jüdischen Gemeinden legte.¹ Bis dahin hatte ausschließlich die wohlhabende jüdische Schicht einen Zugang zur Bildung, da sie sich die hohen Schulkosten für ihre Söhne leisten konnte. Die privilegierten Sprösslinge wurden von ihren Vätern zum Studium an der Jeschiwa nach Jerusalem geschickt, während die Kinder aus ärmeren Familien mit der exklusiven jüdisch-religiösen Ausbildung nur zeitweilig und auf eher marginale Weise in Kontakt kamen.²

Laut Babylonischem Talmud war das allgemeine Schulwesen für Knaben ab sechs Jahren bereits im ersten Jahrhundert vom Hohepriester Joshua ben Gamla etabliert worden.³ Die Mitglieder jüdischer Gemeinden sollten diese

1 Ronald L. Eisenberg: *Essential Figures in the Talmud*. Lanham 2013, S. 244.

2 Ebenda.

3 Dazu ein aufschlussreiches talmudisches Zitat aus dem Traktat *Baba Bathra* 21 a, das aufgrund der Unvollständigkeit der deutschen Version hier in englischer Übersetzung angeführt wird: „So R. Jehudah said in the name of Rabh: May the memory of Joshua b. Gamla be blessed, for, were it not for him, Israel would have forgotten the Torah, as in former times the child who had a father was instructed by him; but the one that had not, did not learn at all. The reason is that they used to explain the verse [Deut. xi. 19]: ‚And ye shall teach them to your children,‘ etc., literally — —,‘^ personally. It was therefore enacted that a school for the education of children in Jerusalem should be established, on the basis of the following verse [Is. ii. 3]: ‚... for out of Zion shall go forth the law, and the word of the Lord out of Jerusalem.‘ And still the child who had a father was brought to Jerusalem and instructed; but the one who had not, remained ignorant. It was therefore enacted that such school should be established in the capitals of each province; but the children were brought when they

auf einer alttestamentarischen Formel⁴ basierende Auffassung größtenteils angenommen haben, und sie erreichten dadurch, dass die Kindererziehung nicht aufgrund von Bildungsferne oder Armut der Eltern scheitern musste. Die schriftliche Lehre, das Studium der Tora, sowie die mündliche Überlieferung der Tora (in Mischna und Talmud) stellten die Grundlage des jüdischen religiösen Lernens dar und deckten gleichzeitig eine breitgefächerte Konstellation von zeitgenössischen sozialen, politischen, juristischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten ab. Es wurde darin nach Lösungen für alle Alltagsprobleme im Rahmen der jüdischen Vorschriften gesucht.⁵

Der vorliegende Beitrag wird anhand repräsentativer Texte bestimmter Autoren aus Galizien und der Bukowina – Nathan Samuely, Karl Emil Franzos, Alexander Spiegelblatt, Josef Burg und Edgar Hilsenrath⁶ – diverse literarische Perspektiven auf die Institution des Cheders⁷ und der jüdischen Ausbildung vorstellen. Durch die Auswahl eines solchen heterogenen Textkorpus können ein breiter Zeitraum abgedeckt und unterschiedliche narrative, aber auch diskursive Positionierungen untersucht und problematisiert werden.

were about sixteen or seventeen years of age, and when the lads were rebuked by their masters, they turned their faces and ran away. Then came Joshua b. Gamla, who enacted that schools should be established in all provinces and small towns, and that the children be sent to school at the age of six or seven years (and after this enactment it was also enacted that the claim of the noise of school-children should not be considered).“ Siehe dazu: Michael L. Rodkinson (Hg.): *New Edition on the Babylonian Talmud*. Vol. V. New York 1902, S. 62.

- 4 „Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Söhnen wiederholen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst.“ Zit. nach dem Buch *Deuteronomium*, Kapitel 6, Absätze 6 und 7. <<http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel/dtn6.html>>, 25.7.2015.
- 5 Tirza Lemberger: *Ideologie und Entwicklungen im jüdischen Unterrichtswesen vom Toleranzpatent bis zur Konstituierung der Kultusgemeinde in Wien (1782–1852)*. Wien 1991, S. 4.
- 6 Edgar Hilsenrath scheint in diesem geographisch-räumlichen Kontext eine Ausnahme darzustellen. Anders als die aus Galizien stammenden Autoren Nathan Samuely und Karl Emil Franzos oder als die in der Bukowina geborenen Autoren Alexander Spiegelblatt und Josef Burg, kam Hilsenrath in Leipzig als Kind einer jüdischen orthodoxen Kaufmannsfamilie zur Welt. Während der sich verschärfenden Zustände in Deutschland gelang der Mutter samt ihren zwei Söhnen 1938 die Flucht nach Rumänien in die bukowinische Kleinstadt Sereth, wo ihre Eltern lebten. Als die rumänische faschistische Regierung Ion Antonescus mit Hitler-Deutschland paktierte, wurde die Deportierung der rumänischen Juden aus der Bukowina und Bessarabien nach Transnistrien beschlossen. Hilsenraths Familie wurde nach Transnistrien deportiert und blieb im jüdischen Ghetto von Moghilev-Podolsk bis zum März 1944.
- 7 Cheder [hebr. Stube], die traditionelle Elementarschule im Ostjudentum, besucht von den Jungen ab dem vierten Lebensjahr. Lehrstoff: die hebräische Bibel mit aramäischer Übersetzung und Raschi-Kommentar, die Mischna und Gebete. <<http://woerterbuchnetz.de/Meyers/?lemma=cheder>>, 25.7.2015.

Das josephinische Toleranzpatent und die Haskala als modellierende Faktoren für das jüdische Erziehungswesen innerhalb der Habsburgermonarchie

Das Leben in der Diaspora modellierte das Erziehungswesen innerhalb der jüdischen Gemeinden, das in der Tat die Verhältnisse der Epoche widerspiegelte. Aufgrund der wiederholten Restriktionen und Ausgrenzungen vom öffentlichen Leben riefen die jüdischen Gemeinden im osteuropäischen Raum das Erziehungssystem der Chadarim (Plural für Cheder) ins Leben. Die Chadarim gestatteten jeder jüdischen Gemeinde mindestens eine religiöse Schule, in der die Kinder vor allem das Lesen in hebräischen Lettern lernten, sich elementare religiöse Kenntnisse aneigneten und sich mit den alten jüdischen religiösen Vorschriften vertraut machten.⁸ Dieses System fand zwar bei der jüdischen Bevölkerung großen Anklang, geriet dann jedoch durch die Verbreitung der Haskala im 18. und 19. Jahrhundert, aber auch aufgrund unterschiedlicher staatlicher Regelungen als antiquiertes Erziehungsmodell in die Kritik – sowohl seitens christlicher Vertreter verschiedener staatlicher Machtapparate als auch der jüdischen Orthodoxie und Anhängern der Haskala.

Innerhalb der Habsburgermonarchie stellten das am 7. Mai 1789 für Galizien erlassene josephinische Toleranzpatent, aber auch die Unternehmungen einiger jüdischer Maskilim die Grundlage der diskursiven Auseinandersetzung mit der Problematik der jüdischen Erziehung dar. Um den Widerstand der orthodoxen und chassidischen Juden zu brechen, wandte die Regierung radikale Maßnahmen an, was bei der jüdischen Bevölkerung in Galizien aber auf Ablehnung stieß. Der Misserfolg aufklärerischer Ideen außerhalb der Bildungszentren wie Lemberg, Tarnopol und Brody lässt sich dadurch erklären, dass nicht äußerlicher Zwang und gewaltsamer Traditionsbruch eine neue Denkweise und ein neues Schulwesen zustande bringen konnten, sondern nur der innere Antrieb. Der umstrittene Reformherzog Herz Homberg (1749–1841) wurde 1787 als Oberaufseher der jüdischen Schulen nach Lemberg berufen. Durch seinen drastischen Eingriff in die internen Strukturen des jüdischen Lebens schuf er ein gewaltiges Misstrauen – und das nicht nur bei den galizischen Orthodoxen und Chassidim, sondern auch bei den „Halbaufgeklärten“. Wie die Juden in Galizien die Arbeit Herz Hombergs zur damaligen Zeit wahrnahmen, beschreibt der Historiker Majer Bałaban:

Herz Homberg, „der Schnauzenfresser“, lebt noch bis heute in der Phantasie des Lemberger Ghettojuden, und diese Phantasie kennt ihn als den größten

8 Das ist der Grund, warum der Prozentsatz an Analphabeten unter Juden im Vergleich zu den in Dörfern oder Kleinstädten lebenden Christen gering blieb.

Feind des traditionellen Judentums. [...] Homberg war aber ein Pionier der Kultur von ganz niedriger Sorte, und damit hat er sich und dem Kulturwerk des Kaisers am meisten geschadet.⁹

Die von Homberg herausgegebenen Religionsbücher¹⁰ wurden von den meisten galizischen Juden schroff zurückgewiesen, insbesondere sein Katechismus *Bne Zion* (1812), demzufolge sich die zukünftigen Eheleute einer amtlichen Prüfung unterziehen mussten.¹¹ Dass die jüdischen Umgangssprachen (Jiddisch und Hebräisch) durch Standarddeutsch ersetzt werden sollten, war ein Teil seines Programms. Das traditionelle jüdische Unterrichtssystem sollte umgestaltet und die Chadarim in öffentliche, säkular geprägte Institutionen umgewandelt werden.¹² Die Maskilim, die Hombergs Programm unterstützten, ließen jedoch außer Acht, dass der Cheder über eine alte Tradition verfügte, die im jüdischen religiösen Leben tief verankert war und gleichzeitig die ökonomische Lage der galizischen Juden widerspiegelte.

Die späteren, moderateren Maßnahmen zur Modernisierung des galizischen Schulwesens erwiesen sich im Gegensatz dazu als erfolgreicher und fanden eine größere Akzeptanz bei der jüdischen Bevölkerung. Die 1813 von Joseph Perl (1773–1839) in Tarnopol begründete Schule galt als vorbildlich. Durch ein breites und angepasstes Programm suchte die Schule allen Bedürfnissen ihrer Zöglinge entgegenzukommen, hinsichtlich einer jüdischen und allgemeinen Bildung ebenso wie in Fragen der praktischen Vorbereitung auf das Erwerbsleben. Daher wurde Perls Tätigkeit in dieser Epoche positiv aufgenommen:

Dieser Mann, Herr Joseph Perl, Stifter und gegenwärtig auch Direktor der nun den Namen „Deutsch-israelitische Hauptschule“ führenden Lehranstalt zu Tarnopol, scheint überhaupt so wie sein stilles, aber kräftiges und segensreiches Wirken zum Heile unserer galizischen Glaubensgenossen, von unsern deut-

9 Majer Bałaban: Herz Homberg in Galizien. In: *Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur* 19 (1916), S. 189–221, hier: S. 198f.

10 Erwähnenswert sind hier folgende Bücher: Imre Schefer: Ein religiöses und moralisches Lesebuch für junge Menschen. Wien 1802; Bne-Zion: Ein religiös-moralisches Lehrbuch für die Jugend israelitischer Nation. Augsburg 1812; Ben Jakir: Über Glaubenswahrheiten und Sittenlehren für die Israelitische Jugend. Wien 1814 und Prag 1826.

11 David Ochs: Die Aufklärung der Juden in Galizien 1772–1848. Wien 1937, S. 78.

12 In seinem Artikel „Die Religion für alle, das Gesetz für die wenigen: Herz Homberg und die Reform der jüdischen Erziehung im Geiste der Nützlichkeit“ untersucht Dirk Sadowski das Wirken Herz Hombergs als Reformers der jüdischen Erziehung in der Habsburgermonarchie. In: Bernd Schröder, Harry Harun Behr, Daniel Krochmalnik (Hgg.): Was ist ein guter Religionslehrer? Antworten von Juden, Christen und Muslimen. Berlin 2009, S. 91–120.

schen Brüdern noch nicht genugsam erkannt und nach Verdienst gewürdigt worden zu sein. [...] So hat ein einzelner Mann, von warmer Liebe zu seinen Brüdern, von richtiger Würdigung der Zeitbedürfnisse geleitet, durch unerschütterliche Ausdauer, durch kräftiges Wollen und Wirken ein Werk zu Stande gebracht, und durch lange Dauer verbürgende Institutionen begründet und befestigt [...].¹³

Eine weitere Option für eine weltliche und angemessene Ausbildung innerhalb der jüdischen Gemeinden in Galizien stellten die Baron-Hirsch-Schulen dar. Sie waren vom deutsch-jüdischen Eisenbahnmagnaten und Philanthropen Maurice de Hirsch (1831–1896) gegründet worden und boten den Schülern nicht nur religiösen Unterricht – was eine besondere Resonanz und Zustimmung bei den traditionell eingestellten jüdischen Gemeinden in Galizien erreichte –, sondern auch Deutsch- und Polnischkurse sowie praktische Fächer. Sie setzten sich zum Ziel, die beruflichen Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen zu fördern und auf bestimmte Arbeitsfelder wie zum Beispiel Handel oder produzierendes und verarbeitendes Gewerbe vorzubereiten.

Die Chadarim und das damit verbundene Erziehungs- und Ausbildungsmodell blieben jedoch bis zur vollständigen Auslöschung der osteuropäischen Shtetl-Welt ein wesentlicher Bestandteil traditionell orientierter jüdischer Gemeinden und stellten einen häufig wiederkehrenden narrativen und diskursiven Referenzpunkt in zahlreichen literarischen Texten dar.

Zur literarischen Darstellung des Cheders in ausgewählten Schriften von Nathan Samuely und Karl Emil Franzos – narrative und diskursive Dimensionen

In seinem ausführlichen und gut dokumentierten Buch befasst sich Kenneth H. Ober mit dem Genre der deutsch-jüdischen Ghettogeschichte, einem zu Unrecht vernachlässigten Kapitel der deutschen Literatur- und jüdischen Kulturgeschichte.¹⁴ Ober zeigt, dass diese Kurzerzählungen aus dem Judenviertel, Shtetl oder Ghetto von deutschsprachigen Schriftstellern jüdischer Herkunft¹⁵ im Zeitraum von ca. 1850 bis 1914 verfasst wurden und hebt dabei neben dem

13 H. R.: Joseph Perl und die Schule zu Tarnopol. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie* 4 (1839), H. 2, S. 312–320, hier: S. 313 und S. 320.

14 Kenneth H. Ober: Die Ghettogeschichte. Entstehung und Entwicklung einer Gattung. Göttingen 2001.

15 Obers Definition der „deutsch-jüdischen Ghettogeschichte“ lässt jedoch gewisse argumentatorische Lücken erkennen, wenn er durch seine eingrenzende und „herkunftsbezogene“ Erläuterung bekannte Autoren dieses Genres (Leopold von Sacher-Masoch, Eliza Orzeszkowa u. a.) bewusst aus der Definition ausklammert.

rein literarischen Wert der Texte auch ihr narratives Potential zur Abbildung einer breiten Konstellation sozialer, religiöser und individueller Konflikte innerhalb dieser jüdischen Gemeinden hervor. Den ästhetischen und thematischen Höhepunkt erreicht die Gattung der Ghettogeschichte in den 1870er Jahren mit Karl Emil Franzos und Nathan Samuelys *Cultur-Bildern*.¹⁶

Die Erziehung und die Ausbildung innerhalb traditioneller jüdischer Gemeinden markieren ein immer wiederkehrendes Thema in den deutschsprachigen Ghettogeschichten. Beides wurde meist kritisch betrachtet: Die Vermittlung von ausschließlich religiösen Kenntnissen von Talmud und Tora, wobei die Unterrichtsmethode sich auf Auswendiglernen und repetitive Lernfähigkeiten stützte, die mangelhafte Qualifikation der Melamdim (Lehrer im Cheder) und nicht zuletzt die ungünstigen Bedingungen im Cheder spiegelten aus Sicht der Maskilim einen Anachronismus wider, der die rückständigen und elenden Verhältnisse innerhalb der jüdischen Gemeinden weiter förderte.

Nathan Samuelys Blick auf den Cheder ist definitiv kritisch und distanziert, jedoch übt er keine missbilligende und herabsetzende Kritik an diesem traditionellen und alten Schulsystem. Seine Kritik basiert auf ironischen und satirischen Anspielungen. Anders als bei Karl Emil Franzos und Leo Herzberg-Fränkels, bei denen sich der scharfe Ton gegenüber dem Cheder als markanter diskursiver und narrativer Gestus auszeichnet, ist Samuely in seinen Beschreibungen eher gemäßigt:

Unser Cheder war ein niedriges Zimmer mit einem Plafond, der mit seinen kreuz und quer gelegten Balken sich fast auf unseren Köpfen zu stützen schien und nicht weniger als 22, sage zweiundzwanzig waren unser, die wir uns täglich mit dem Schläge 6 Uhr früh einfanden, um uns die Lehre eintrichtern zu lassen. Die Stube war übrigens auch nicht geräumig und wir waren lange nicht die einzigen, die diesen Raum ausfüllten. Das Cheder bildete nämlich zugleich die Wohnung unseres Rabbi, der – wie konnte es anders sein – der Besitzer einer Frau war, welche ihn im Verlaufe ihres vierjährigen Ehebündnisses mit vier Kindern beschenkt hatte.¹⁷

Wenn die Darstellung des Cheders sich in die zeitgenössischen aufklärerischen Diskussionen einschreiben, besteht das Paradox darin, dass man seine Rolle innerhalb der jüdischen Gemeinden erkannte. In der jüdischen Tradition ist die Bildung mit komplexer religiöser Bedeutung befrachtet, indem sie sich zur identitären Konstante des jüdischen Wesens herauskristallisierte und

16 Vgl. Kenneth H. Ober: Nathan Samuely: A Forgotten Writer in a Neglected Genre. In: *Shofar* 18 (2000), H. 2, S. 70–81, hier: S. 73.

17 Nathan Samuely: Unser Cheder. In: ders.: *Cultur-Bilder aus dem jüdischen Leben in Galizien*. Leipzig 1885, S. 12.

entwickelte. Die Ausbildung im Cheder wurde oft sowohl als die erste Stufe der jüdischen Erziehung als auch als Auslöser von emanzipatorischen Wünschen wahrgenommen. Unter den Protagonisten in Nathan Samuelys *Cultur-Bildern* haben nicht wenige die Ausbildung im von Tradition und Religion geprägten Milieu des Cheders begonnen, um danach den Weg einer „westlichen“ Bildung zu wählen. Wien, Lemberg und Krakau stellen in seinen Schriften den Gegenpol zur Tradition dar und markieren eine aufgeklärte Welt, in der sich die Figuren geistig und beruflich entfalten können.

Der Melamed oder der Cheder-Lehrer, bei dem die vier- bis achtjährigen Jungen lernen, erscheint häufig in den Ghettoesgeschichten und wird wegen seiner begrenzten wissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildung zum Gegenstand scharfer Kritik. Zwei wesentliche Stellungnahmen gegenüber dieser Figur lassen sich in den Texten solcher Autoren unterscheiden: auf der einen Seite eine äußerst kritische, negative und missbilligende Darstellung des Melamed und der Cheder-Ausbildung, wie es bei Karl Emil Franzos der Fall ist, und auf der anderen Seite eine nostalgische, erklärende und auf Sympathie beruhende Beschreibung, wie sich an einem Beispiel aus Samuelys *Cultur-Bildern* zeigt: „[...] Der Rabbi [hier ist eigentlich der Melamed im Cheder gemeint, Anm. F.S.] pflegte es meist nur beim Drohen zu belassen und gestattete uns gar manche Freiheiten, weil er selbst Vergnügen hatte, wenn es lustig um ihn her ging.“¹⁸

In den Schriften Karl Emil Franzos' offenbaren sich Stereotype vor allem bei der Schilderung diverser Nationalitäten. In Bezug auf die Juden in Galizien zeigt sich bei Franzos eine vorwiegend negative und tendenziöse Einstellung, die jedoch immer wieder mit positiven Elementen ergänzt wird. Der Schriftsteller war ein eifriger Kritiker der chassidischen Bewegung und ihrer Anhänger und schuf dennoch ein nuanciertes Bild der jüdischen Gemeinden in Galizien. Nicht selten differenziert Franzos zwischen chassidischen und orthodoxen Gruppen (Mitnagdim),¹⁹ wobei er Letzteren eher neutral gegenübersteht.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Franzos in seinen Schriften der Frage der Bildung. Von der Allgemeingültigkeit und Überlegenheit der deutschen Kultur- und Bildungswerte überzeugt, urteilt der „deutsch“ gesinnte Autor über das religiös geprägte Schulsystem innerhalb der jüdischen Gemeinden in

¹⁸ Ebenda, S. 13.

¹⁹ Der Begriff „Mitnagdim“ oder „Misnagdim“ [hebr. Gegner] weist auf die Anhänger einer religiösen Gegenbewegung zu den Chassidim hin. Diese Bewegung kristallisierte sich unter dem Einfluss des Rabbiners Elijah ben Solomon Zalman (1720–1797), genannt „Gaon von Vilna“, heraus. Die Mitnagdim lehnten das chassidische Gedankengut ab, indem sie sich vorwiegend auf das intellektuelle Studium der Tora stützten und sich mit dem Talmud auf eine kritische Weise auseinandersetzten.

Galizien vorwiegend aus einer äußerst negativen Perspektive. Anders als bei Nathan Samuely, der sich in den Beschreibungen des Cheders eines ironischen, satirischen, zum Teil humorvollen und einfühlsamen Tons bedient, nimmt Franzos eine deutlich kritische und „unsensible“ Haltung an. In seinem 1905 posthum erschienenen Roman *Der Pojaz* schreibt Franzos:

Modrig und baufällig war die Spelunke, die wackeligen Mauern halb in die Erde gesunken, und das Innere bestand aus einem einzigen leidlich großen, wüsten und feuchten Raum, der alles in einem war: Küche, Empfangszimmer des Hausherrn. Da hockten in einem Knäuel an die vierzig Kinder, die größeren auf Schemeln, die kleineren auf dem nackten, schlüpfrigen Lehmbooden, unter ihnen Reb Elias. Was sie trieben, hörte man durch das ganze Gässchen: ein eintöniges Summen und Surren, in welches sich zuweilen ein durchdringendes Jammergeheul mischte.²⁰

Sowohl die Unterrichts- und Lernmethoden im Cheder als auch die miserablen Bedingungen, unter denen die Schüler von fragwürdigen Lehrern ausgebildet wurden, kritisiert der Autor. In ihrer Studie über die jüdischen Erzählungen Karl Emil Franzos' betont Sybille Hubach die „bewusst pointierte Einseitigkeit“²¹ in der Darstellung des Cheders. Der Autor mache von einer bestimmten thematischen und narrativen Strategie Gebrauch, um die „Herausarbeitung eines Typus als Indikator eines Zustandes, der einer Veränderung bedarf“²², zu konstruieren. So heißt es bei Franzos:

Totgeschlagen ist im „Cheder“ noch niemand worden, trösten sich die Leute, und das mag wahr sein, sofern man einen schlichten, klaren, durch den Galgen zu bestrafenden Mord meint. Aber langsam ist da sicherlich manches junge Leben erdrosselt worden: durch die abscheulichen Misshandlungen roher Fanatiker. Es ist sicherlich ein schöner und kluger Grundzug des jüdischen Volkstums, das Lernen zur religiösen Pflicht, die Gelehrsamkeit zum Verdienst vor Gott, den Adel der Gelehrsamkeit zum einzigen im Judentum gültigen Adel zu machen, und es wäre nur wünschenswert, dass die altgläubige Judenschaft dies auch von anderem Wissen gelten ließe, nicht bloß vom Hebräisch-Lesen und dem Pentateuch, dem Talmud und der Kabbala. Aber dieser schöne und kluge Grundzug hat zur abscheulichen Einrichtung der „Cheder“ (zu deutsch „Stuben“) geführt, einem Schandfleck des orthodoxen Judentums, an welchem die Edlen und Einsichtigen dieses Glaubens eifrig aber vergebens herumscheuern.²³

20 Karl Emil Franzos: *Der Pojaz*. Eine Geschichte aus dem Osten. Hamburg 72005, S. 40f.

21 Sybille Hubach: *Galizische Träume*. Die jüdischen Erzählungen des Karl Emil Franzos. Stuttgart 1986, S. 40.

22 Ebenda.

23 Franzos: *Der Pojaz*, S. 40.

Einerseits verhöhnnte Franzos das traditionelle jüdische Bildungswesen, das in seinen Augen veraltet, anachronistisch, autark und unpädagogisch war, andererseits hob er den zentralen Stellenwert der Bildung innerhalb der jüdischen Tradition hervor und relativierte den historischen Kontext, der zu diesem erstarrten Stand des jüdischen Bildungssystems geführt hatte. Gleichzeitig spiegelt sich in dieser subtilen und nuancierten Herangehensweise an die Problematik des traditionellen jüdischen Bildungswesens Karl Emil Franzos' Verständnis des sich verschärfenden zeitgenössischen Antisemitismus wider.

Für das „Cheder“ in seiner gegenwärtigen traurigen Form ist die jüdische Religion weder durch ihre Principien, noch durch ihre Satzungen verantwortlich, sondern es ist nur eben ein Product jener socialen und politischen Verhältnisse, unter deren Druck die Judenschaft des europäischen Ostens seit Jahrhunderten ihr Dasein verbracht hat und noch verbringt.²⁴

In seinen Texten zeigt Franzos, dass die Entstehung des Cheders als Bildungsinstitution von einem ausschließlich „halb-asiatischen“ Kontext geprägt wurde. Diese Argumentationsstrategie des Autors will dem Leser ein scheinbar breites und uneingeschränktes Interpretationsspektrum eröffnen, wobei jedoch die Mitteilung intentional und tendenziös gesteuert wird.

Der Cheder und seine narrative Funktion in ausgewählten Texten von Alexander Spiegelblatt, Josef Burg und Edgar Hilsenrath

Mit den Gräueltaten im Zweiten Weltkrieg, denen ein Großteil der europäischen Juden zum Opfer fiel, ging eine institutionelle und kulturelle Tradition zugrunde. Die Lebenswelten osteuropäischer Juden wurden irreversibel zerstört. Die Erfahrungen des Krieges und der Schoah traumatisierten die Überlebenden, wobei das Schreiben in vielen Fällen ein therapeutisches Mittel war, um mit diesen Erlebnissen umgehen zu können. Andere Überlebende brachten ihre Erfahrungen zu Papier, um aufzuklären oder aus Angst, dass die Geschehnisse in Vergessenheit geraten könnten.

In Prosatexten, die die Kriegsjahre und die Schoah literarisieren, ist eine weitverbreitete Tendenz bemerkbar, den Zeitraum vor dem Zweiten Weltkrieg gleichfalls in den Prozess des literarischen Schaffens aufzunehmen und ihn als Gegenpol zu den Gräueltaten der Schoah meist verklärend, nostalgisch und idyllisch zu schildern. Die mentale Rückkehr an den Ort der Kindheit rekonstruiert eine Welt, die durch Krieg, Grenzverschiebungen, Vertreibung

²⁴ Karl Emil Franzos: Im „Cheder“. In: ders.: Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa. Bd. 6. Stuttgart 1888, S. 15.

und Massenmord liquidiert wurde und ausschließlich im Gedächtnis der Überlebenden aufbewahrt ist.

Das Shtetl, die untergegangene Welt der osteuropäischen Juden, wurde in zahlreichen Texten galizischer und bukowinischer Autoren, die die Kriegszeit und die Schoah überlebten, zum zentralen Topos ihres Schreibens. Ihre Räume und Akteure fungieren in den Texten als wichtige Elemente einer komplexen Bühnenausstattung, die vor den Augen des Lesers eine bereits legendäre und sagenumwobene Welt ins Leben zurückruft. Der Cheder mit seinem Melamed, mit dem Belfer (Hilfslehrer im Cheder) und mit seinen Talmidim (Schüler) nehmen hier gänzlich andere narrative Funktionen ein als in den bereits beschriebenen Texten. Die Darstellung des Cheders, so wie dieser nach der Schoah in zahlreichen Texten der Überlebenden zum Vorschein kam, hat *in absentia* eines materiellen Subjektes ihre diskursive Intention auf eine verklärende und teilweise nostalgische Ebene verschoben. Darin liefert der Cheder nicht mehr den Impuls für emanzipatorisch-ideologisch orientierte Diskurse oder den Auslöser einer scharfen und verbitterten Kritik gegen Traditionen, sondern ein retrospektives Konstrukt mit einem reichen mnemischen Reservoir.

In seinem auf Jiddisch verfassten Roman *Durchn schpaktiv fun a sejgermacher* [Durch das Okular eines Uhrmachers] unternimmt Alexander Spiegelblatt eine Reise durch seine Familienerinnerungen und kehrt in seine Heimatstadt, in das bukowinische Kimpolung (rum. Câmpulung) der Zwischenkriegszeit, zurück. Spiegelblatt selbst gesteht am Anfang des Romans, dass ein großer Teil seiner Geschichte keine unmittelbaren Erlebnisse darstelle, viele Szenen stützen sich auf die Erzählungen seiner Eltern, Verwandten und Bekannten:

Meine Erinnerungen besitzen sowieso auch ein aprioristisches Depot mit schon verhärteten und erstarrten Reminiszenzen, die von den Eltern herkommen, von nahen und fernen Verwandten, der Familiensaga und dem heimstädtischen kollektiven Gedächtnis.²⁵

Die Beschreibung des Cheders speist sich bei Spiegelblatt aus einem generationsübergreifenden Erinnerungsspeicher. Seine frühesten Erinnerungen an die Cheder-Zeit werden mit Hilfe von genuinen Familiennarrativen ins Gedächtnis des inzwischen erwachsen gewordenen Alexander, Sohn des Uhrmachers

25 Alexander Spiegelblatt: *Durch das Okular eines Uhrmachers*. Salzburg, Wien 2003, S. 10. Der Roman erschien im Original auf Jiddisch im Jahr 2000. Die deutsche Übersetzung besorgte Armin Eidherr.

26 Ebenda, S. 85.

Schmuel Spiegelblatt, zurückgerufen, indem sie sich als wesentliches erzählerisches Vehikel in der literarischen Rekonstruktion der eigenen Kindheit konstituieren:

Vater und Mutter pflegten mir oft zu erzählen, dass mich die Großmutter schon als Dreijährigen ins Cheder, das heißt in die jüdische Elementarschule, gebracht und ich alsbald damit angefangen habe, das hebräische Alphabet zu lernen. Tatsächlich kann davon nur mehr das hebräische Alphabet Zeugnis geben, denn ich habe erst von den späteren Chederjahren Erinnerungen.²⁶

Es sind diffuse Kindererinnerungen aus einem poetologischen und phantastischen Blickwinkel. „Das zeitlose Erinnern der Kinder“²⁷ lässt meistens sensorische, aber auch selektive visuelle Wahrnehmungen zum Vorschein kommen, indem Raum- und Zeitkategorien ihre Funktion als Orientierungshilfe verlieren.

Durch das Okular seines Vaters blickt der Erzähler auf die Figur seines ehemaligen Melamed und verfasst ein Porträt mit leicht humoristischen Zügen:

Mein erster Melamed, das heißt Elementarschullehrer, an den ich mich erinnere, wurde von der ganzen Stadt Schië Loschik (Schië, das Pferdchen) genannt. Er war sehr groß und dünn und hatte ein längliches Pferdegesicht mit einem schütterten Bärtchen, das an ein rüdiges Fell gemahnte. Aus der Ferne sah er wie ein spitzes, schwarzes Dreieck aus – in dem langen Kaftan, der von den Schultern bis zu den Schößen immer mehr in die Breite ging, weil die Taschen voll gestopft waren mit Fetzen, Schnäuztüchern und Branntweinflaschen, welche er bei Hochzeitsfeiern oder Toten-Gedenktagen „abzustauben“ pflegte. Er war auch Schameß (Synagogendiener) in der Synagoge des Wohltätigkeitsvereines, in welche mein Vater beten ging; und deswegen fühlte sich mein Vater auch augenscheinlich dazu verpflichtet, mich bei ihm „anzuheuern“, obwohl es kein Geheimnis war, das Schië sehr viel vom *Großen Weinsegen* hielt.²⁸

Im Gegensatz zum ersten Teil des Romans, in dem Spiegelblatt die relativ idyllische Atmosphäre des bukowinischen Shtetls mit seinem bunten Völkergemisch beschreibt, konzentriert sich der zweite Teil auf die grausamen Geschehnisse in Transnistrien, wohin die Mehrzahl der rumänischen Juden aus der Bukowina und aus Nord-Bessarabien deportiert wurde.

Wie bei Spiegelblatt schreiben sich auch Josef Burgs Verweise auf den Cheder in ein narratives Erinnerungsregister ein. Burgs Erinnerungen an die

27 Die Formulierung stammt aus einem Text des israelischen Autors Aharon Appelfeld. Siehe dazu: Aharon Appelfeld: Das zeitlose Erinnern der Kinder. In: *Jüdischer Almanach des Leo Baeck Instituts* 8 (2000), S. 48–51.

28 Spiegelblatt: Okular, S. 85.

Kindheit weisen auf textueller Ebene eine ausgeprägte poetologische und rekonstruktive Substanz auf. Somit profiliert sich ein spezifischer Erinnerungsmechanismus, der die zeitlichen Grenzen verschwimmen lässt und gleichzeitig ein beachtliches identitätsstiftendes Potential in sich birgt, was sich an folgenden zwei Textstellen belegen lässt.

Die ersten Textausschnitte basieren auf einem Gespräch zwischen Josef Burg und dem Journalisten Michael Martens, das später als Buch veröffentlicht wurde. Der Text trägt ausgesprochen dokumentarische und autobiographische Züge:

Mit vier Jahren habe ich begonnen, den Cheder zu besuchen. Die Lehrer dort haben keine pädagogische Bildung gehabt, sie hatten überhaupt keine Bildung eigentlich. Aber es waren unter ihnen solche, von denen manch ein Pädagoge mit Hochschulbildung vieles lernen könnte. Mein Rebbe, das war ein Dichter. Er hat die biblischen Ereignisse mit einer solchen Begeisterung wiedererzählt, in einer so großartigen, naiven Sprache, mit derart reichen, phantastischen Bildern – das war Literatur. [...] In diesem Geist eines chassidischen Judentums bin ich aufgezogen worden. Wenn ich jiddischer Schriftsteller geworden bin, dann habe ich das in erster Linie meinem Rebbe zu verdanken, der mir durch seine Erzählungen eine Welt voller Wunder vermittelt hat.²⁹

Der zweite Text stammt aus einer Erzählsammlung, die 2004 in deutscher Übersetzung erschienen ist und zahlreiche fiktionale Elemente enthält:

Mit fünf Jahren begann ich, in den Chejder zu gehen. Mein Rebbe war ein kleines buckliges Männlein mit einem gelben verschrumpelten Pergamentgesicht, umrahmt von einem schütterten, aschgrauen Bart, der sozusagen am Überlegen war, ob er wachsen solle oder nicht. [...] Dieser Rebbe übersetzte die Wochenabschnitte der Thora nicht, sondern interpretierte und ornementierte sie, wie es ihm seine Phantasie eingab. Die Bibelverse aus seinem Mund waren flammende Worte, jedes voll von großer Wichtigkeit und tiefster Bedeutung. [...] Die Erzväter tauchten lebendig in meiner kindlich-aufgewühlten Phantasie auf und entführten mich in eine wundervolle Zauberwelt. [...] Erst viele Jahre später konnte ich den Wert meines Rebbe erfassen, der zweifelsohne mehr Dichter war als Lehrer.³⁰

Es zeigt sich, dass sich die thematischen und narrativen Inhalte in beiden Texten deutlich überlappen, auch wenn Burg zwei unterschiedliche Altersangaben nennt, was seinen Besuch im Cheder betrifft (mit vier bzw. mit fünf Jahren).

29 Josef Burg, Michael Martens: Irrfahrten. Ein ostjüdisches Leben. Winsen/Luhe, Weimar 2000, S. 28f.

30 Josef Burg: Die Opferung Isaaks. In: ders.: Sterne altern nicht. Ausgewählte Erzählungen. Winsen/Luhe, Weimar 2004, S. 12. Deutsche Übersetzung von Armin Eidherr.

Edgar Hilsenraths Roman *Jossel Wassermanns Heimkehr* (1993) führt den Leser in eine abgeschiedene Welt und singuläre Kultur, die vor mehr als siebenzig Jahren vernichtet wurden. Der Autor verlegt die Handlung seines Romans in ein bukowinisches Shtetl³¹ am Vorabend des Zweiten Weltkrieges und schafft dabei einen einzigartigen Mikrokosmos osteuropäischer jüdischer Diaspora, der zum Teil an die Farbenpracht, an das Geheimnis, aber auch an die phantasievolle Welt der Chagallschen Malerei erinnert. Die Darstellung des Cheders schreibt sich in dieses narrative Geflecht ein. Die Hilsenrathsche Schnoddrigkeit, seine schelmische Freude an Wortspielen und Formulierungen, ergeben eine spezielle ironische und humoristische Tonart, die aus der langen Tradition des jüdischen Witzes resultiert und in diesem Text den Cheder und sein Umfeld in der Bukowina charakterisieren. In einer Diskussion mit seinem Notar Moische Katz erinnert sich Jossel Wassermann, die Hauptfigur des Romans, an die Gestalt seines Lehrers im Cheder:

Unser Lehrer hieß Reb Meir. Er trug einen zerschlissenen Kaftan, einen breiten, schwarzen Hut, hatte Schläfenlocken und einen Bart, auch einen Zwicker, hatte es auch auf der Brust, hustete oft und spuckte ein bißchen Blut, aber meist auf den Boden oder auf den Tisch. Mich hat er nie angespuckt.³²

In den Roman sind stellenweise Exkurse mit intertextuellen Anspielungen eingebettet. Vergleichbare Beschreibungen der galizischen Shtetl-Welt und ihrer Figuren kommen bei Karl Emil Franzos ebenfalls häufig vor, auch wenn sie ganz anders ästhetisch, identitär und ideologisch motiviert sind:³³

Die Gemeinde zahlte dem Melamed nur wenige Kreuzer. Einige reiche Juden gaben ihm ab und zu noch ein Trinkgeld. Der Melamed gehörte zur vierten Klasse im Shtetl. Da waren also – wenn man von unten zu zählen anfängt – die Bettler, dann die Schnorrer, dann die Luftmenschen und Kleinsthändler und Gelegenheitsverdiener, und dann kam die Klasse der armen Hauslehrer oder der Lehrer im Cheder, zu der Reb Meir, der Melamed, gehörte, also Leute, die wenig verdienten und oft – besonders bei den Hauslehrern war das der Fall – mit einem Hühnerfett- oder Gänsefettbrot bezahlt wurden.³⁴

31 Pohodna ist in Edgar Hilsenraths Roman der Name eines fiktiven Shtetls in der Bukowina (Anm. F. S.).

32 Edgar Hilsenrath: *Jossel Wassermanns Heimkehr*. München, Zürich 1993, S. 144.

33 Franzos verfasste seine Texte unter dem Einfluss des poetischen Realismus, dessen programmatische Grundlagen sich in den 1850er Jahren herauskristallisierten. Die Tendenziosität wird bei Franzos zum zentralen diskursiven Mittel, um seine Position als assimilierter Jude und Vertreter des deutschen Bildungsbürgertums zu konstruieren und sein Lesepublikum von einem bestimmten Glaubensbekenntnis zu überzeugen.

34 Edgar Hilsenrath: *Jossel Wassermanns Heimkehr*, S. 146.

Dennoch enthält *Jossel Wassermanns Heimkehr* viele narrative und diskursive Elemente, die die Hypothese unterstützen, dass sich der Roman als eine Neuerfindung und -dimensionierung des Genres der deutsch-jüdischen Ghetto-geschichte im Kontext der Post-Schoah-Literatur deuten lässt.³⁵

Die Ausbildung im Cheder wird bei Hilsenrath durch die Stimme seiner Protagonisten, wenn auch persifliert, aus einer leicht empathischen Perspektive dargestellt:

Als ich vier war, sagte mein Vater: „Unser Jossele kann schon lesen und schreiben, obwohl er das Aleph Beth nicht kann.“ Aleph Beth ist das hebräische Alphabet, na Sie wissen schon, was ich meine.

Also sagte mein Großvater: „Das macht nichts. Das Aleph Beth wird er später lernen.“

„Und wieso kann er lesen und schreiben, ohne die Buchstaben zu kennen?“, fragte meine Großmutter.

„Nu, wieso schon“, sagte mein Großvater. „Er lernt eben die Wörter auswendig. Er prägt sie sich ein.“

„So wie Bilder?“

„Genau so“, sagte mein Großvater.³⁶

Angesichts der Deportation seiner Bewohner, die im Roman auch beschrieben wird, scheint die Schilderung des Shtetls, seiner Räume und Gestalten an vielen Stellen aus einem nostalgischen und idyllischen Blickwinkel erfasst zu sein.

Fazit: Fragmente einer methodischen Auseinandersetzung mit dem Cheder als „mentale Landkarte“

Menschen nehmen reale Landschaften unterschiedlich auf und rekonstruieren sie individuell. Die kognitive Karte (*mental map*³⁷) ist daher eine subjektive und meist verzerrte Abbildung der Realität, bei der bestimmte Elemente hervor-

35 Vgl. Anne Fuchs: Edgar Hilsenrath's poetics of insignificance and the tradition of humour in German-Jewish Ghetto writing. In: dies., Florian Krobb (Hgg.): *Ghetto-Writing: traditional and Eastern Jewry in German-Jewish literature from Heine to Hilsenrath*. Columbia 1999, S. 180–194, hier: S. 190.

36 Edgar Hilsenrath: *Jossel Wassermanns Heimkehr*, S. 147.

37 Das Konzept der „mental map“ („kognitive Karte“) kristallisierte sich im Bereich der Geographie und der Sozialwissenschaften heraus und markiert die persönliche Wahrnehmung einer räumlichen Situation. Die „kognitiven Karten“ sind jedoch keine „korrekten“ Repräsentationen der räumlichen Umwelt, sondern selektive und teilweise verzerrte Abbildungen der Realität. Ihre Ausdeutung spiegelt die verschiedenen Aktionsräume menschlicher Gruppen wider und trägt dadurch zu einem soziologischen und in einigen Fällen kulturwissenschaftlichen Verständnis bei.

gehoben, schattiert oder ausgelassen werden. Der amerikanische Psychologe Edward C. Tolman gilt als erster Forscher, der dem Konzept der kognitiven Karte durch Tierexperimente ein wissenschaftliches Fundament verschafft hat.³⁸ Theoretiker wie Kevin Lynch,³⁹ Roger M. Downs und David Stea⁴⁰ sowie Jörg Seifert⁴¹ haben diese Forschungsrichtung mit substantiellen Beiträgen begleitet.

Die Schilderungen des Cheders sind zugleich Produkte der individuellen Wahrnehmung, der Erinnerung und der Deutung. Sie schaffen in der Tat eine kognitive Karte der galizischen und bukowinischen Lebensräume, die sich durch eine subjektive Beurteilung der Welt auszeichnet. Samuelys, Franzos', Spiegelblatts, Burgs und Hilsenraths kognitive Karten der galizischen und bukowinischen jüdischen Shtetlech (Plural für Shtetl) sind vereinfachte Repräsentationen einer komplexen Realität, die teilweise tendenziöse oder verklärte Inhalte zur Sprache bringen. Wenn es sich bei Nathan Samuely und bei Karl Emil Franzos um einen vorwiegend emanzipatorischen und ideologisch-aufklärenden Blick auf das traditionelle jüdische Bildungswesen handelt, weisen die im Beitrag vorgestellten Texte von Alexander Spiegelblatt, Josef Burg und Edgar Hilsenrath bezüglich der jüdischen Erziehung und ihrer spezifischen Räume einen poetologischen und rekonstruktiven Charakter auf, indem sie mit den traumatischen Erlebnissen des Krieges, der Deportation und des Heimatverlustes in Zusammenhang gebracht und erläutert werden können.⁴²

38 Edward C. Tolman: Cognitive maps in rats and men. In: *Psychological Review* 55 (1948), H. 4, S. 189–208.

39 Kevin Lynch: *The Image of the City*. Cambridge (Mass.) 1960.

40 Roger M. Downs, David Stea: *Maps in minds. Reflections in cognitive mapping*. New York 1977.

41 Jörg Seifert: Cognitive map, Mnemo-Technik und Mind Mapping. Raumeindrücke mental verorten, Wissensstrukturen visualisieren, Vorstellungsräume zum Lernen nutzen. In: *Alfa-Forum. Zeitschrift für Alphabetisierung und Grundbildung* 21 (2005). Bd. 60, S. 32–34.

42 This work was supported by a grant of the Romanian Ministry of Education, CNCS – UEFISCDI, project number PN-II-RU-PD-2012-3-0233.

Von der deutschen Sprache zur ukrainischen Moderne

Ol'ha Kobyl'ans'ka – eine
Czernowitzer Schriftstellerin

KATI BRUNNER

Flanieren kann man immer noch grossartig durch die alte Herrengasse, nur hat sich [...] die Weltgeschichte gleich ein paar Runden weiter gedreht. Kneift man die Augen zusammen, um das Strassenschild im Laternenlicht zu erkennen. [...] In kyrillischen Lettern sagt das Schild „Kobylanska“, so lasse ich mir erklären, nach einer berühmten ukrainischen Schriftstellerin.¹

Diese Momentaufnahme der Journalistin Bernadette Conrad im Frühherbst 2013 ist symptomatisch für die literaturbewusste deutschsprachige Rezeption der Stadt Czernowitz. Namen wie Paul Celan, Rose Ausländer oder Gregor von Rezzori schwingen wie selbstverständlich mit. Ihre Texte sind fest im literarischen Gedächtnis des deutschen Feuilletons verankert und generieren gemeinsam mit einer Reihe weiterer zur deutschsprachigen Literatur zählender Texte den Mythos einer untergegangenen, multikulturellen, aber dennoch eng mit der deutschen Sprache und Kultur verknüpften Stadt. Namen wie Ol'ha Kobyl'ans'ka, der heute an gleich zwei repräsentativen Orten in Czernowitz erscheint, an der bereits erwähnten ehemaligen Herrengasse sowie am Stadttheater, werden als nationale Überschreibungen späterer Epochen gelesen. Ihr Beitrag oder Anteil am sozialen wie kulturellen Gesamtgefüge Czernowitz bleibt in der Regel aufgrund fehlender Kenntnisse des Ukrainischen und anderer Sprachen der Region verschlossen. Dies ist umso bedauerlicher, da Biographien und Texte wie die von Ol'ha Kobyl'ans'ka in geradezu komplementärem Verhältnis zu denjenigen im deutschsprachigen Raum bekannter Czernowitzer Autorinnen und Autoren stehen. Zudem legen sie wichtige Zugänge zum Verständnis einer immer noch als *terra incognita* wahrgenommenen Ukraine als Ganzes frei und können als Repräsentationen transkultureller Lebenswirklichkeit an einer Peripherie der Habsburgermonarchie aufgefasst werden. Wichtige

1 Bernadette Conrad: Ein Besuch in der Bücherstadt Czernowitz. In: *Aargauer Zeitung*, 8. Oktober 2013, S. 17.

Bezugsgrößen hierbei sind die soziale wie nationale Emanzipation, Wissen und Bildung sowie die Rolle von Sprache und Sprachgebrauch. Der Fall Ol'ha Kobyl'ans'ka ist dabei nicht nur aufgrund ihrer transkulturellen Biographie und schriftstellerischen Zweisprachigkeit interessant, sondern auch weil sie als Frau anderen sozialen Bedingungen unterlag als ihre Autorenkollegen. Die Auseinandersetzung mit Kobyl'ans'ka aus der Perspektive des Habsburger Bildungswesens spannt den Bogen daher ausgehend von einem Blick auf biographische Aspekte über spezifische Merkmale der Textproduktion hin zur Analyse einzelner Textbeispiele. Dabei liegt der Fokus weniger auf dem Bildungswesen selbst als vielmehr auf den verschiedenen Dimensionen von Bildung aus der Perspektive einer mehrfach als marginal codierten Position heraus.

Biographische und literarische (Selbst)Verortungen

Ol'ha Kobyl'ans'ka wurde 1863 in Gurahumora (rum. Gura Humorului) geboren. Ihr Vater war ein aus Galizien stammender Ruthene, der als kaiserlich-königlicher Kleinbeamter für den Lebensunterhalt der Familie sorgte. Die Mutter stammte aus der deutsch-polnischen Familie Werner. Kobyl'ans'ka hatte fünf Brüder und eine Schwester. Nach Stationen in Suczawa (rum. Suceava) und Dymka siedelte die Familie 1891 schließlich nach Czernowitz über, wo Ol'ha Kobyl'ans'ka bis zu ihrem Lebensende 1942 wohnte.

In verschiedenen autobiographischen Texten skizzierte Kobyl'ans'ka ein recht ambivalentes Bild von Sprachgebrauch und kultureller Identität innerhalb der Familie:² Sie beschreibt ihr Elternhaus als „rein ukrainisch“ in einem nichtukrainischen Umfeld,³ allerdings wurde auch polnisch gesprochen, „bis wir uns das Deutsche aneigneten“⁴. Sehr wahrscheinlich ist der parallele Gebrauch aller drei Sprachen, je nach Kontext und Kommunikationssituation. Die unterschiedlichen Notizen Kobyl'ans'kas verweisen zudem auf rezeptive Fertigkeiten in weiteren Sprachen und damit auf eine an den Peripherien der Habsburgermonarchie prototypische Mehrsprachigkeit. Die autobiographischen Versuche einer Hierarchisierung und zeitlichen Ordnung im Gebrauch der einzelnen Sprachen sind wohl eher dem Zwang einer nationalen Positionierung zuzuschreiben.

2 Vgl. Marko Pavlyshyn: 'Nimeččyna' čy ni: Pytann'a identyčnost ['Deutschtum' oder nicht: Fragen zur Identität]. In: ders.: Ol'ha Kobyl'ans'ka. Pročytann'a [Ol'ha Kobyl'ans'ka. Close Readings]. Charkiv 2008. S. 17–46.

3 Ol'ha Kobyl'ans'ka: Sama pro sebe [Über mich selbst]. Černivci 1921. In: dies.: Tvory v 5 tomach [Werke in 5 Bänden]. Bd. 5. Kyïv 1963, S. 225–243, hier: S. 240 (Übersetzung K. B.).

4 Ol'ha Kobyl'ans'ka: Avtobiografija. 1927 [Autobiographie]. In: dies.: Tvory v 5 tomach. Bd. 5, S. 218–224, hier: S. 219 (Übersetzung K. B.).

Dennoch spielte das Deutsche eine entscheidende Rolle für Kobyl'ans'kas Entwicklung zur Schriftstellerin, denn der erste Schriftspracherwerb erfolgte in einer Elementarschule für Mädchen über das Deutsche. Nur wenige Monate erhielt sie auch Privatunterricht im Ukrainischen. Aufgrund der knappen finanziellen Mittel der Familie war Kobyl'ans'ka gezwungen, sich im Weiteren autodidaktisch fortzubilden. Quellen waren die ihr über Bibliotheken, Zeitschriftenabonnements, Freunde sowie über ihre Brüder, die eine höhere Ausbildung in Anspruch nehmen konnten, zugänglichen vorwiegend deutschsprachigen Druckerzeugnisse. Die Lektüre gestaltete sich dementsprechend unsystematisch. Kobyl'ans'ka interessierte sich gleichermaßen für die deutschen Klassiker, für moderne deutsche, russische und skandinavische Autoren, aber auch für die im 19. Jahrhundert sehr populären Frauenromane einer Eugenie Marlitt. Sie rezipierte die breit diskutierten Schriften Schopenhauers und Nietzsches und setzte sich mit feministischen sowie sozialistischen Ideen auseinander. Daher ist der Rückgriff auf das Deutsche als eigene Schreibsprache nur naheliegend. Briefe, Tagebuch sowie erste literarische Proben aus den 1880er Jahren sind dementsprechend in deutscher Sprache verfasst. Bald darauf fertigte Kobyl'ans'ka jedoch auch ukrainische Übersetzungen und Überarbeitungen ihrer eigenen Texte an. Erste Publikationen sowohl in deutscher als auch in ukrainischer Sprache erschienen in den 1890er Jahren.

Die deutschsprachige Kritik reagierte kaum auf Kobyl'ans'kas Texte. In einer der wenigen Rezensionen bescheinigt der Autor Kobyl'ans'kas *Kleinrussischen Novellen*⁵ einen „charakteristischen Geruch der Erde“ und bittet die Leser um Nachsicht bei der Bewertung der Texte. Die ukrainische Literatur und damit auch Kobyl'ans'ka stünden ja erst am Anfang ihrer Entwicklung.⁶ Diese Einschätzung und die Tatsache, dass Kobyl'ans'kas Texte unter Titeln oder Untertiteln wie „kleinrussische Novellen“, „Rusinische Skizzen“ oder „aus dem kleinrussischen Leben“ veröffentlicht wurden, verweisen auf den Fokus ihrer Rezeption im deutschsprachigen Raum: Als exotische Erzählungen des merkwürdigen Anderen sollten sie unterhalten und zum Diskurs des geordneten Eigenen beitragen.⁷ Kobyl'ans'kas Texte entsprachen diesen Lesererwartungen nicht und intendierten auch nicht darauf. Anders als zum Beispiel Karl

5 Olga Kobyljanska: *Kleinrussische Novellen*. Eingeleitet mit einem Essay „Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur“ von Georg Adam. Minden/Westf. 1901.

6 Jaroslava Pohrebennyk: *Nimec'komovnyj kontekst tvorčosti Ol'hy Kobyl'ans'koji* [Der deutschsprachige Kontext von Ol'ha Kobyl'ans'kas Schaffen]. Černivci 2005, S. 28.

7 Vgl. Pavlyshyn: *Nimeččyna' čy ni*, S. 41 und Hans-Christian Maner: *Galizien im Blick der Wiener Öffentlichkeit*. In: ders.: *Galizien. Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert*. München 2007, S. 106–221.

Emil Franzos' *Halb-Asien*⁸ oder Leopold von Sacher-Masochs in Galizien angesiedelte Erzählungen und Romane, die im 19. Jahrhundert zu gewisser Bekanntheit gelangten, partizipierte Ol'ha Kobyl'ans'ka zudem nicht am deutschen Literaturbetrieb. Sie war, auch aufgrund fehlender finanzieller Mittel und Verpflichtungen gegenüber der Familie, an ihre Heimat, die Bukowina, gebunden. In einer Zeit ohne Internet, Fernsehen und Radio waren die Teilnahme an literarischen Gesprächen, Lesungen und Zirkeln sowie die Möglichkeit zu persönlichen Treffen mit Redakteuren und Verlegern noch wesentlich wichtiger für den literarischen Erfolg als heute. Kobyl'ans'ka war auf die Lobbyarbeit ihrer Korrespondenten angewiesen. Ein weiterer Aspekt ist die zeitliche Asymmetrie gesellschaftlicher Debatten zwischen Zentren und Peripherien. Kobyl'ans'kas literarische Auseinandersetzung mit der Frauenfrage beginnt erst, als in der „Schweiz und anderen entwickelten Ländern“⁹ bereits Rechte für Bürgerinnen errungen worden waren. Somit ist auch nicht verwunderlich, dass die tatsächlich in zeitgenössischen Publikationsorganen gedruckten, auf Deutsch verfassten Werke in einer 2013 von Petro Rychlo besorgten Anthologie¹⁰ Platz finden.

Im Gegensatz dazu löste Kobyl'ans'kas Schreiben im ukrainischen Literaturbetrieb eine heftige Debatte aus. Sowohl in der Kritik als auch im privaten Briefwechsel wurde die Frage nach dem Platz der bukowinischen Autorin innerhalb der ukrainischen Literatur diskutiert. Mit Freundinnen und Kolleginnen aus der ruthenischen Frauenbewegung erörterte Kobyl'ans'ka die Frage nach der zu bevorzugenden Schreibsprache. Eine Lösung fand sich nicht, denn sie blieb Zeit ihres Lebens zweisprachig. Spätere, zunächst in ukrainischer Sprache verfasste Texte, liegen häufig auch als deutsche Handschriften vor. Zu den wenigen Ausnahmen gehören der Roman *Zeml'a* [Erde], den Kobyl'ans'ka wohl ausschließlich auf Ukrainisch verfasste, und die Novelle *Carivna* [Die Prinzessin], deren deutsche Fassung als verschollen gilt. Aber nicht nur die Frage der Schreibsprache an sich, sondern auch die inhaltliche wie sprachliche Beschaffenheit der Texte Kobyl'ans'kas wurden kontrovers besprochen. Die ukrainische Literatur des 19. Jahrhunderts war vom nationalen Wiedergeburt-Diskurs der *narodnyky* (Volkstümpler) geprägt. Kobyl'ans'ka setzte dem, bewusst

8 Karl Emil Franzos: *Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, Südrussland, der Bukowina und Rumänien*. Leipzig 1876.

9 Svitlana Kyryl'uk: *Svit prozy Ol'hy Kobyl'ans'koji* [Ol'ha Kobyl'ans'kas Prosawelt]. In: O. Kobyl'ans'ka: *Zibrann'a tvoriv u 10 tomach*. Tom 1. *Novely, opovidann'a, poeziji v prozy* [Gesammelte Werke in 10 Bänden. Band 1: Novellen, Erzählungen, Poesie in Prosa]. Černivci 2013, S. 11–102, hier: S. 32.

10 Olga Kobylanska: *Valse mélancolique. Ausgewählte Prosa*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Petro Rychlo. Černivci 2013.

oder unbewusst, alternative Ideen und Formen entgegen. Die Kritik exotisierte das Andere in ihren Texten als ‚Deutschheit‘, definierte jedoch kaum deren Wesen. Vielmehr stritt man um die Frage, ob und wie sie in die ukrainische Literatur passte, und übersah dabei geﬂissentlich den diskursiven Beitrag Kobyl’ans’kas zu nationalen und sozialen Debatten ihrer Zeit.¹¹

Die ukrainische Literaturwissenschaftlerin Tamara Hundorowa spricht im Zusammenhang mit der skizzierten diskursiven Ausgrenzung von einer typisch marginalen Position Kobyl’ans’kas im ukrainischen literarischen Feld und schreibt dieser eine Brückenfunktion sowohl zwischen europäischer und ukrainischer Kultur als auch zwischen Schreibtraditionen des 19. Jahrhunderts und der ukrainischen Moderne zu.¹² Genau genommen ist die marginale Position Kobyl’ans’kas, die ebenso für das deutschsprachige literarische Feld zutrifft, mehrfach codiert: In Hinblick auf den Raum markierte ihre Heimat Bukowina nicht nur ein Grenzgebiet der Habsburgermonarchie, sondern auch eine Peripherie oder gar Exklave einer als Ganzes verstandenen Ukraine. Als (unverheiratete) Frau unterlag sie den starren, ebenfalls marginalisierenden Rollenbildern des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Zudem hatte sie als Tochter einer kinderreichen, kleinbürgerlichen Familie nur am Minimum des Habsburgischen Bildungssystems, an der Elementarschule, Teilhabe. Denn der Zugang zu höheren Schulen war von der Verfügbarkeit finanzieller Mittel abhängig. Im Gegensatz zu ihren erfolgreichen bukowinischen Schriftstellerkollegen weist Kobyl’ans’kas Biographie auch keine Bildungsmobilität mit Stationen in Czernowitz, Prag, Wien oder, wie im Falle ihrer Jugendfreundin und späteren Medizinerin Sofia Okunewska, Zürich auf. Dieser entscheidende Malus für den Aufbau sozialen Kapitals erforderte zum einen Überwindungsstrategien, die vor allem am Anfang ihr Schreiben prägten. Zum anderen wurden dadurch Bildung und der Zugang zu Bildung zu einem zentralen Thema in Kobyl’ans’kas Texten.

Strategien des Schriftspracherwerbs und der intellektuellen Selbstbehauptung

Bevor nun etwas genauer die Spezifika und Zusammenhänge von Kobyl’ans’kas ‚deutschem‘ Schreiben betrachtet werden, soll daran erinnert werden, dass die Beherrschung der Schriftsprache und die Schreibkompetenz keine Selbstver-

11 Solomija Pavlyčko: Dyskurs modernizmu v ukrajins’kij literaturi [Der modernistische Diskurs in der ukrainischen Literatur]. In: dies.: Teorija literatury [Literaturtheorie]. Kyïv 2009, S. 21–426.

12 Tamara Hundorowa: Femina melancolica. Stat’ i kul’tura v hendernij utopiji Ol’hy Kobyl’ans’koji [Femina melancolica. Geschlecht und Kultur in der Genderutopie von Ol’ha Kobyl’ans’ka]. Kyïv 2002. S. 9.

ständigkeit sind und in Relation zum gesellschaftlichen Kontext stehen. In Europa ist der breite Schriftspracherwerb eine Folge der Aufklärung, er korreliert eng mit der Herausbildung des Bürgertums und ist erst ab dem 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit Volkserziehung, Zivilisierung und nationaler Integration ein Massenphänomen.¹³ Allerdings nahm die Alphabetisierungsrate von den Machtzentren hin zu den Peripherien ab und erreichte nur einen Teil der weiblichen Bevölkerung. Vergegenwärtigt man sich vor diesem Hintergrund Kobyl'ans'kas oben skizzierte Bildungsbiographie und die marginale Position im sozialen Feld, so kann ihre Leistung als heute (noch) beachtete zweisprachige Autorin, die darüber hinaus neue ästhetische Formen und Inhalte in die ukrainischsprachige Literatur vermittelte, nicht hoch genug geschätzt werden.

Bislang gibt es nur wenige Untersuchungen zu den sprachlichen Besonderheiten und Wechselbeziehungen zwischen dem Ukrainischen und Deutschen in Kobyl'ans'kas Schreiben. Auch wenn bereits bei oberflächlicher Lektüre ihrer Texte einige typische Normabweichungen ins Auge fallen, müsste eine Analyse der Schriftsprachbeherrschung entlang ihrer Handschriften vorgenommen werden, denn den Publikationen gingen redaktionelle Eingriffe voran. Ungeachtet dessen setzt eine solche Untersuchung die Kenntnis von Schreibkonventionen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts voraus. Zeugnisse von Kobyl'ans'ka als ungeübter Schreiberin in beiden Sprachen finden sich aber im Briefwechsel und in dem Tagebuch, das Kobyl'ans'ka zwischen 1883 und 1891 in deutscher Sprache führte. Ein hier auf den 29. September 1884 datierter Versuch, im Weiteren Ukrainisch zu schreiben, scheitert nach zehn Seiten am mangelnden schriftlichen Ausdrucksvermögen.¹⁴ Adolf Kramer, ein enger Freund von Kobyl'ans'kas Bruder und Leser ihrer frühen deutschsprachigen Texte, merkte an, sie müsse versuchen, ihre Kenntnisse der deutschen (Literatur)Sprache zu vervollkommen.¹⁵

Folgerichtig orientierte sich Kobyl'ans'ka an der ihr zugänglichen deutschsprachigen Literatur und reproduzierte Formen, Strukturen und Inhalte, die sie dort fand. Aus dieser Praxis machte sie auch nie einen Hehl und verwies in Briefen und Selbstzeugnissen auf die Quellen ihres Schreibens.¹⁶ Während in

13 Anja Voeste: Um Anerkennung schreiben. Fünf historische Versuche, sich mit den rechten Worten ins rechte Licht zu rücken. In: Gabriele Leupold, Eveline Passet (Hgg.): *Im Bergwerk der Sprache. Eine Geschichte des Deutschen in Episoden*. Göttingen 2012, S. 185–202, hier: S. 188.

14 Volodymyr Vozn'uk: Pro Ol'hu Kobyl'ans'ku. Novi materialy. Rozdumy. Znachidky [Über Ol'ha Kobyl'ans'ka. Neue Materialien. Überlegungen. Fundstücke]. Kyiv 1983, S. 64.

15 Ebenda, S. 26.

16 Kyryl'uk: *Svit prozy Ol'hy Kobyl'ans'koji*, S. 29.

der Gegenwartsliteratur intertextuelle Sequenzen vielfach als Hommage an literarische Vorbilder stehen, bedienten sich viele Schreiber und vor allem ungeübte Schreiberinnen im 19. Jahrhundert der Anleihe bei großen Dichtern und populären Schriftstellern, um ihre eigenen Schriftstücke aufzuwerten. Darauf verweist unter anderem Anja Voeste,¹⁷ die verschiedene Briefe und Schriftstücke aus dem 18. und 19. Jahrhundert miteinander verglichen hat. Mit der Imitation dessen, was aufgrund der eigenen Lektüre als ‚richtig‘ angenommen wurde, suchten die Verfasserinnen ihre Texte an die zeitgenössischen Schreibkonventionen anzupassen und schrieben sich so in dominierende Diskursräume ein.

Damit agierten sie ganz wie heutige Fremdsprachenlerner in der rezeptiv-produktiven Phase, in der sprachliche Handlungsmuster mittels Einsetzübungen und Satzbaukästen eintrainiert werden. Parallelen finden sich auch in der heutigen Übersetzungsdidaktik, die Vergleichstexte als produktives Hilfsmittel beim Übertragen eines Textes in eine andere Sprache betrachtet.¹⁸ Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich in den Texten von Kobyl’ans’kas erster Schaffensphase nicht nur vorangestellte Mottos und Epigraphen finden, sondern auch mehr oder weniger offensichtliche Allusionen und Zitate aus der von ihr rezipierten Literatur. Daraus resultiert zum Beispiel die von Anna-Halja Horbatsch aufgezeigte inhaltliche und sprachliche Nähe einiger Novellen Kobyl’ans’kas zu den Romanen von Eugenie Marlitt.¹⁹

Neben der beschriebenen Funktion als zielstrebige autodidaktische Strategie des Schreiberwerbs ist die Integration von Zitaten aus kanonischen Texten aber auch ein Verfahren, um die eigene Bildung unter Beweis zu stellen.²⁰ In Voestes Beispiel zitiert die Arztochter und erste deutsche Doctrix medicinae, Dorothea Leporin, in ihrer Abhandlung *Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studium abhalten* jede Menge männlicher Autoritäten in der jeweiligen Originalsprache und führt damit nicht nur den Beweis für ihre Thesen, sondern auch den Nachweis für ihre Belesenheit.²¹ Analog hierzu kann Kobyl’ans’kas schon fast demonstrative Einbettung von Allusionen und direkten Zitaten in ihren frühen Texten als Form der Selbstbehauptung sowohl gegenüber den gebildeten Männern in der Familie und ihrem Freundeskreis, als auch innerhalb des von gebildeten Männern dominierten

17 Voeste: Um Anerkennung schreiben.

18 Beispielsweise Christiane Nord: Übersetzerische Hilfsmittel. In: dies.: *Fertigkeit Übersetzen. Ein Kurs zum Übersetzenlehren und -lernen*. Berlin 2010, S. 95–100.

19 Anna-Halja Horbatsch: Ol’ha Kobyljans’ka und Eugenie Marlitt (John). In: *Jahrbuch der Ukrainekunde* 21 (1984), S. 207–215.

20 Voeste: Um Anerkennung schreiben, S. 193.

21 Ebenda.

literarischen Feldes gelesen werden. Ein Beispiel hierfür ist ein Wortwechsel aus der Novelle *Carivna*, der ein Schlüsselzitat aus Goethes *Faust* variiert:

„Wie gern würde ich zu diesem Augenblick jetzt sagen ...“, begann er.
 „Was?“ Ich blickte ihn ruhig und erwartungsvoll an.
 „Ich würde sagen: Verweile doch, du bist so schön!“²²

Dieses Verfahren schmälert aber nicht den ästhetischen und diskursiven Wert von Kobyl'ans'kas frühen Texten. Vielmehr konstituiert es die literarische Auseinandersetzung Kobyl'ans'kas mit Fragen sozialer wie nationaler Emanzipation aus ihrer mehrfach als marginal codierten Position mit und schreibt sie genauso wie die Bukowina in den deutschsprachigen bzw. europäischen Kulturkreis ein. Denn letztendlich bilden die Reminiszenzen auf Goethe, Heine, Nietzsche, Schopenhauer etc. auch ein Kaleidoskop dessen, was offensichtlich im 19. Jahrhundert unabhängig von der Muttersprache zum literarischen Kanon und damit zur Lebenswelt des bukowinischen Bildungsbürgertums gehörte. Mit fortschreitender Schreibpraxis und einsetzendem Erfolg, zumindest im ukrainischen literarischen Feld, war Kobyl'ans'ka weniger auf die Imitation angewiesen und zitierte auch weniger demonstrativ aus literarischen Vorbildern.²³

Sehnsuchtsort Bildung und der Drang nach sozialer und nationaler Emanzipation

Kobyl'ans'kas Interesse für Fragen sozialer wie nationaler Emanzipation implizierte geradezu zwangsläufig die diskursive Auseinandersetzung mit möglichen Bildungsbiographien ihrer Zeit. Während in den frühen Texten Kobyl'ans'kas vornehmlich junge Frauen aus dem ruthenischen Kleinbürgertum um Bildungschancen und Selbstverwirklichung kämpfen, entwarf Kobyl'ans'ka in späteren Texten auch Sujets, die im ländlichen Raum angesiedelt sind. Dabei arrangierte sie nicht nur Repräsentationen der Bukowina als habsburgisch-deutsch geprägte, mehrsprachige Bildungs- und Kulturlandschaft, sondern lotete immer wieder das Zusammenspiel zwischen Bildung, sozialer bzw. nationaler Emanzipation und imperialer Integration aus. Im Folgenden sollen entlang von Beispielen aus den Texten *Carivna*, *Valse mélancolique* und *Zeml'a* einzelne Aspekte der narrativen und diskursiven Auseinandersetzung Kobyl'ans'kas mit dem Thema Bildung angerissen werden.

22 Ol'ha Kobyl'ans'ka: *Carivna*. In: dies.: *Tvory v 5 tomach*. Bd. 1, S. 143 (Übersetzung K. B.).

23 Kyryl'uk: *Svit prozy Ol'hy Kobyl'ans'koji*, S. 30.

Viele von Kobyl'ans'kas Frauenfiguren aus dem kleinbürgerlichen Milieu befinden sich im Konflikt zwischen individuellem Drang nach Bildung einerseits und gesellschaftlichem Druck zur sozialen Kapital und finanzielles Auskommen sichernden Ehe andererseits. Bildung ist für die Protagonistinnen sowohl Auslöser als auch Weg und Ziel auf der Suche nach gesellschaftlichen Alternativen. Dabei zeichnet Kobyl'ans'ka teilweise ihre eigene Bildungsbiographie als Autodidaktin nach. Das Schreiben von Briefen und Tagebüchern wird ebenso wie die vielen, in Dialoge eingearbeiteten Querverweise zu Dichtern und Denkern zum distinktiven Merkmal gegenüber Figuren, die traditionelle Rollen erfüllen. Nicht selten sind die Schriftstücke von Kobyl'ans'kas Protagonistinnen konstituierender Bestandteil der Prosatexte und werden so zu literarischen Repräsentationen des im vorangegangenen Abschnitt geschilderten ‚Schreibens um Anerkennung‘. Sie werden mit Epigraphen oder Mottos eingeleitet und beinhalten Zitate aus literarischen Texten bzw. philosophischen Arbeiten. Eines der signifikantesten Beispiele hierfür ist der Roman *Carivna*. Darin erzählt die Hauptfigur Natal'a Verkovyčywna in unregelmäßigen Tagebucheinträgen, zwischen denen teilweise mehrere Jahre liegen, aus ihrem Leben als junge Erwachsene. Als Waisenkind lebt sie bei missgünstigen Verwandten, eine weiterführende Bildung bleibt ihr verwehrt. Wissensquelle wird, wie bei Kobyl'ans'ka selbst, das Buch. Natal'a lehnt die von der Familie als gewinnbringend angesehene Heirat mit einem wesentlich älteren deutschen Professor ab und geht als Gesellschaftsdame zu einer wohlhabenden Ungarin in Dienst. Die Beziehung zu einem zunächst sympathischen Ruthenen scheitert an den unterschiedlichen Erwartungen an eine nationale Erweckungsidee. Schließlich wird sie Ehefrau des Sohnes ihrer Arbeitgeberin und hat zudem Erfolg als Schriftstellerin.

Carivna ist nicht nur aufgrund der vielfältigen deutschsprachigen Zitate und der Inszenierung von Natal'a Verkovyčywnas Entwicklung interessant, sondern auch in Hinblick auf die Inszenierung des Raumes und der darin vollzogenen Bewegungen. Zu Beginn des Romans beschränkt sich der Aktionsradius der Protagonistin auf das Wohnhaus ihrer Verwandten und seltene, heimliche Streifzüge durch den nahegelegenen Wald. Dieser ist Zufluchtsort für die junge Frau und mit den Attributen „Höhe“, „Dichte“²⁴ sowie „Weite“, „Leichtigkeit“, „Leben“, „Schönheit“ und „Freiheit“²⁵ belegt. Das Haus ihres Onkels dagegen befindet sich „unten“²⁶ und hält nichts Gutes für sie bereit. Befindet sie sich dort, fällt der Blick nach Westen auf einen mächtigen Berg-

24 Kobyl'ans'ka: *Carivna*, S. 111 (Übersetzung im Folgenden K. B.)

25 Ebenda, S. 112.

26 Ebenda.

kamm. Auf diesem steht eine einzelne, riesige Eiche. Im Licht der untergehenden Sonne hebt sich der Baum besonders eindrucksvoll von seiner Umgebung ab.²⁷ Diesem Blick und der seltsamen Sehnsucht der Tagebuchautorin Natal'a Verkovyčyyna nach dieser Eiche ist ein eigener, kurzer Eintrag gewidmet. Er steht nahezu am Ende der einführenden Schilderung von Natal'as Situation innerhalb ihrer Stieffamilie. Geduldet, ohne Chance auf höhere Bildung und ohne eigene finanzielle Mittel, ist sie zu einem „ereignislosen“ Dasein²⁸ verurteilt. Scheinbar einziger Ausweg ist die gewinnbringende Heirat, die die Verwandten von ihr erwarten. In diesem Kontext wird der einzelne Eichenbaum symbolisch zur Deutschen Eiche, dem in der Romantik manifestierten deutschen Nationalbaum. Neben den für die Heraldik signifikanten Merkmalen der Stärke und Unsterblichkeit schwingt hier das Bild der Deutschen als Nation der Dichter und Denker mit und wird zur Bejahung einer habsburgisch-deutschen Kultur- und Bildungsmission. Diese Lesart wird zusätzlich motiviert durch eine Reihe deutschsprachiger Zitate, wie zum Beispiel die erste Strophe von Heines Loreley.²⁹ Deutsch(sprachig)e Bildung und Literatur werden aus einer sowohl sozial als auch räumlich an der Peripherie verorteten Position heraus zum Sehnsuchtsort. Erst durch den Aufbruch von Natal'a Verkovyčyyna nach Czernowitz, ihr Durchbrechen konventionalisierter Rollenmuster sowie ihre Willensstärke erreicht sie letztendlich ihr Ziel und wird eine erfolgreiche Schriftstellerin.

Einer der wenigen Texte Kobyl'ans'kas, in denen Frauenfiguren weiterführende Bildungsangebote wahrnehmen, ist die Novelle *Valse mélancolique*. Hier finden sich drei junge Frauen in einer Art Wohngemeinschaft zusammen: eine Kunststudentin, eine Musikerin und eine angehende Lehrerin. Signifikant ist die Verwendung nationaler Marker: So ist die Künstlerin eine „germanisierte Polin“³⁰, die Musikerin und die Lehrerin sind „Kleintrussinnen“³¹. Eine weitere Kommilitonin wird als „liebe Deutsche“³² beschrieben. Auch hier unterliegen die Protagonistinnen finanziellen Zwängen. Aber der Text verweist zumindest auf die Existenz von Förderinstrumenten, auch wenn keine der Protagonistinnen daran partizipieren kann. So wird der Künstlerin ein Stipendium für einen Studienaufenthalt in Italien verwehrt. Die Ich-Erzählerin Martha reflektiert die finanzielle Dimension ihrer Ausbildung folgendermaßen:

27 Ebenda, S. 128.

28 Ebenda, S. 129.

29 Ebenda, S. 126.

30 Kobylanska: *Valse mélancolique*, S. 145.

31 Ebenda, S. 159.

32 Ebenda, S. 158.

Ich bereitete mich zur Matura vor und wollte Lehrerin werden.

Ich lernte Musik und Sprachen und allerlei Handarbeiten und dies und jenes – mit einem Wort – ich nahm alles in mich auf, was nur von so einem unglücklichen Geschöpfe, wie es die Lehrerin zu sein pflegt – verlangt wird. Es sollte mir ja dereinst zum Kapital werden und sich von Nutzen erweisen. Ich besaß kein Vermögen, und das Leben ... anspruchsvoll wie ein junges Mädchen, verlangte unerbittlich und strenge das seinige.³³

Die Handlung verläuft wie das Motiv des titelgebenden Musikstücks *Valse mélancolique*. Eine zunächst beschwingte, hoffnungsfrohe Stimmung angesichts der Pläne und gemeinsamen ästhetischen Ideale der jungen Frauen, schlägt um in die traurige Gewissheit eines nicht realisierbaren Traumes. Die Musikerin kann ihren Wunsch, am Wiener Konservatorium zu studieren, nicht verwirklichen. Die finanziellen Mittel, die dazu nötig wären, bleiben aufgrund der Familiengründung ihres Onkels anderweitig gebunden.

Sie spielte ihren Walzer, aber so wie nie vorher.

Wohl nie hatte er mehr die Benennung „Valse mélancolique“ verdient als heute. Der erste Teil voller Heiterkeit und Grazie, voller Aufforderung zum Tanz und Glücke, und der zweite – o diese Läufe! Sie flog im rasenden Lauf von den lichtesten Tönen bis zum tiefsten Bass und dort die entsetzte Unruhe, das Herumsuchen und Drängen, das verzweiflungsvolle Wühlen dicht nebeneinander, Ton neben Ton, das Aufeinanderdrängen der Töne, ein Kampf ... und wieder der Lauf der Töne nach unten und dann inmitten der Tonleiter ein jäh aufschreiender Trauerakkord – Schluss.

Hanne weinte. Auch ich weinte.

Wir beide wussten, dass ein Leben gebrochen war.³⁴

Nur die Künstlerin vermag am Ende ihr der Ehe übergeordnetes Bildungsziel zu erreichen: Sie verkauft ein eigens zu diesem Zweck gemaltes Bild und reist für eine Zeit lang nach Italien. Die Musikerin erleidet jäh einen Herzschlag und die Ich-Erzählerin Martha, die als Mutter-Typus charakterisiert wird und die Ehe als Lebenszweck nicht wie ihre beiden Freundinnen ausgeschlossen hat, wird die Frau eines ruthenischen Professors.

Der Roman *Zeml'a* gilt als Kobyl'ans'kas wichtigstes Werk. Er ist eine Bearbeitung des Brudermordsujets. Mychajlo, der ältere und arbeitsame Sohn des Bauern Ivonyka, wird zum Militärdienst eingezogen. Wenige Monate vor Ende der Dienstpflicht wird er, der auf Urlaub in seiner Heimat gewilt hatte, erschossen im Wald aufgefunden. Man verdächtigt Mychajlos jüngeren Bru-

³³ Ebenda, S. 145.

³⁴ Ebenda, S. 198.

der Sava, ihn aus Eifersucht auf die Gunst der Eltern und aus Neid um das bessere Stück Land, das Mychajlo zuteilwerden sollte, getötet zu haben. Doch bereits die Tatsache, dass die Schuld Savas durch eine eigens einbestellte Untersuchungskommission nicht nachgewiesen werden kann, deutet darauf hin, dass der Brudermord in Kobyl'ans'kas Roman zwar das Sujet generiert, jedoch nicht das eigentliche Thema ist.³⁵

Kobyl'ans'ka inszeniert hier eine paradiesische, abgeschlossene Dorflandschaft und enthebt den Raum durch den periodischen Wechsel von Jahreszeiten einer kalendarischen Zeit. Die „Welt“ findet außerhalb dieses Raumes statt. Wer daran teilhat, verlässt das Dorf, um aber auch immer wieder zurückzukehren. Man geht zum Eisenbahnbau ins benachbarte Dorf oder zur Saisonarbeit nach Moldawien und überquert damit nicht nur die Grenze des Dorfes, sondern auch des Habsburgischen Reiches. Der Weg über die Grenze dient, geknüpft an eine Vorstellung von „Weltwissen“, als Baustein für die Herleitung von Klugheit: „Hryhoryj ist nicht dumm. Er hat die Welt gesehen. Er geht fast jedes Jahr nach Moldawien zur Arbeit und wenn er zurückkehrt, hat er nicht wenig zu erzählen darüber, was er gehört, gesehen und selbst erlebt hat.“³⁶ Die Dichotomie zwischen Dorf- und Weltwissen drückt sich schließlich in einem Diskurs aus, der das Militär als Quelle von Wissenserwerb aufwertet: „In den drei Jahren wird der Junge die Welt sehen und was lernen, was ihm sicherlich im Leben nützlich sein wird“³⁷, beruhigt der Gutsbesitzer Mychajlos Vater. „Dort siehst und lernst du das eine oder andere!“³⁸, sagt auch der Nachbar Petro zum Abschied zu Mychajlo. Doch die integrative Rolle und Bildungsfunktion bleibt lediglich diskursive Strategie. Dies wird anhand der Figur des alten Onufrij, der selbst zwölf Jahre beim Militär gedient hat, deutlich. Er benutzt zwar die Militärzeit als Argument für einen Bildungsstand, der ihn gegenüber den anderen Dorfbewohnern auszeichnet:

War jemand aus dem Herrenhaus bei ihm zu Gast, sprang er wie ein Sperling um ihn herum (er war schrecklich mager und dürr), wiederholte ein ums andere Mal: „Greifen Sie zu; ich weiß mit den Herren umzugehen; ich war in Wien, in Italien und in Jassy. Ich bin nicht so ein hiesiger Dorftölpel.“ Zu den Bauern sagte er: „Essen Sie, essen Sie, nicht so bescheiden! Ich weiß, dass Sie ein dum-

35 Marko Pavlyshyn: „Zeml'a“ bez bratobystva [„Erde“ ohne Brudermord]. In: ders.: Ol'ha Kobyl'ans'ka, S. 143–169.

36 Ol'ha Kobyl'ans'ka: Zeml'a. In: dies.: Tvory v 5 tomach. Bd. 2, S. 7–298, hier: S. 33 (Übersetzung im Folgenden K. B.).

37 Ebenda, S. 26.

38 Ebenda, S. 99.

mer Bauer sind und nicht gesehen haben, was ich gesehen habe. Ich war in Wien, in Italien und in Jassy.“³⁹

Die Abschiedsurkunde vom Militär ist Onufrijs ganzer Stolz. Diese zeigt er jedem, der sein Haus betritt. Mit Abenteuern aus seiner Militärzeit unterhält er die Dorfbewohner. Jedoch wird die Fiktionalität seiner Geschichten wie auch die nachträgliche Umdeutung der Militärerlebnisse unmittelbar entlarvt:

[Er] erzählte [...] jedem, auch dem kleinsten Kind, von den Abenteuern aus seinen Heldentagen. Dabei warf er hier und da italienische Wörter ein, die in Wirklichkeit in keinem Zusammenhang zum Erzählten standen, aber der Verschönerung der Erzählung dienten. Er nannte lebhaft die Namen berühmter Militärhelden jenes Feldzuges und kam damit denjenigen zuvor, die gedachten, Zweifel an seinen Abenteuern zu äußern. Die Erinnerung an seine Militärzeit veränderte ihn vollkommen und es schien, als sah er die ganze Größe, die ganze Schönheit und Herrlichkeit dieser Zeit erst jetzt und das riss ihn mit.⁴⁰

Onufrij bleibt ein Außenseiter, dessen Erfahrungen im Militär und erklärenden Erzählungen keine neue, habsburgische Identität innerhalb der Dorfgemeinschaft stiften können. Vielmehr bedeutet die Einberufung Mychajlos einen Eingriff in das Raum-Zeit-Gefüge des Dorfes, der nicht nur Mychajlo und seine Familie betrifft, sondern auch für das „Über-Lebens-Wissen“⁴¹ anderer Dorfbewohner eine Rolle spielt. Um am imperialen Prestige des Militärs – „[...] und dienst dem Kaiser ... das ... ist eine Ehre ...“⁴² – teilzuhaben, fehlt es Mychajlo am notwendigen sozialen Kapital. Er ist „unzivilisiert“⁴³, er versteht die Sprache, in der die Befehle erteilt werden, das Deutsche, nicht.⁴⁴ Sein im abgeschlossenen, zeitlosen Dorf erworbenes Wissen über die Regeln des Ackerbaus und der Viehzucht nützen ihm innerhalb des Militärs genauso wenig wie das Flötenspiel. Im Gegensatz zum Diskurs der herrschenden Sozialschichten erfüllt der Militärdienst keine integrative Funktion und vermag weder beim Einzelnen, noch bei der bukowinischen Dorfgemeinschaft eine neue, habsburgische Identität zu stiften. Andererseits geht die Geschlossenheit des kulturellen Raumes, wie sie von den ukrainischen Volkstümlern propagiert wird,⁴⁵ mit dem Verlust symbolischen Kapitals innerhalb des imperia-

39 Ebenda, S. 52.

40 Ebenda, S. 51.

41 Begriff siehe Ottmar Ette: *ÜberLebensWissen I–III*. Berlin 2004.

42 Kobyl'ans'ka: Zeml'a, S. 116 (Übersetzung im Folgenden K. B.).

43 Ebenda, S. 104.

44 Ebenda, S. 107.

45 Pavlyčko: *Dyskurs modernizmu*, S. 77.

len Sozialgefüges einher. Tatsächliche Integration und Partizipation ist nur über den Erwerb sozialen Kapitals, insbesondere Bildung, möglich. Darum nimmt sich Anna, die einstige Verlobte Mychajlos, zum Ende des Romans vor, Geld für die Bildung ihres Sohnes zu sparen.⁴⁶

Zusammenfassung

Ol'ha Kobyl'ans'ka wird wie kaum einem anderen Autor bzw. einer anderen Autorin eine Sonderrolle im ukrainischen literarischen Kanon beigemessen. Ihre Biographie steht prototypisch für transkulturelle, mehrsprachige Identitäten innerhalb der Habsburgermonarchie. Sie verfasste ihre Prosatexte sowohl in deutscher als auch in ukrainischer Sprache. Versuche, ihr mehrsprachiges Schreiben chronologisch zu ordnen, sind eher nationalen Diskursen als einer tatsächlichen Diachronie im Sprachgebrauch zuzuschreiben. Erfolg als Schriftstellerin hatte Kobyl'ans'ka vorwiegend im ukrainischen literarischen Feld.

Als Frau mit geringen finanziellen Mitteln befand sich Kobyl'ans'ka in der habsburgischen Grenzregion Bukowina in einer mehrfach als marginal codierten Position. Sowohl ihre eigene Biographie als auch ihre Texte verweisen auf die Notwendigkeit materiellen Kapitals, um an den verschiedenen, Frauen offenstehenden Bildungsmöglichkeiten teilhaben zu können. Charakteristisch für die frühen Texte der Autodidaktin Kobyl'ans'ka sind das imitierende Schreiben sowie die demonstrative Integration von Zitaten aus den eigenen literarischen Lektüren, um Bildung nachzuweisen. Damit transferierte Kobyl'ans'ka Sujets und ästhetische Ideen in die ukrainische Literatur der Jahrhundertwende und schrieb diese gleichzeitig in einen europäischen Bildungskontext ein. Gleichzeitig modellierte sie auf diese Weise einen Ausschnitt dessen, was sprachunabhängig zum Bildungskanon der bukowinischen Bildungseliten gehörte.

In ihren Prosatexten inszenierte Kobyl'ans'ka immer wieder verschiedene Bildungswege und koppelte Bildung sowohl räumlich als auch motivisch an die deutsche Sprache. Dabei stellte sie tradierte Rollenbilder der ukrainischen Volkstümpler in Frage und entwickelte einen eigenen sozialen wie nationalen Emanzipationsdiskurs, der Bildung sowohl im Sinne von Wissensaneignung als auch von Persönlichkeitsentwicklung als wichtige Voraussetzung für die Erlangung symbolischen Kapitals und somit auch für die selbst- und nationalbewusste Integration ins Habsburgerreich identifizierte.

46 Kobyl'ans'ka: Zeml'a, S. 297.

Georg Drozdowskis Vermessung der Czernowitzer Welt in *Damals in Czernowitz und rundum.* *Erinnerungen eines Altösterreichers*

Eine persönliche Kartographie

CRISTINA SPINEI

Literatur sowohl als genuine Imagination als auch als Mimesis¹ zu erfassen, ist – wenn es zunächst vielleicht wenig originell erscheint –, auch Georg Drozdowskis Versuch, Wissen über die eigene Czernowitzer Welt zu vermitteln. Drozdowski war als Dichter, Publizist und Journalist zweifellos ein Bindeglied zwischen den Literaturen und Kulturen Zentraleuropas. Sein umfangliches Oeuvre legt davon Zeugnis ab: Neben seinen belletristischen und lyrischen Arbeiten zeichnete ihn eine überaus rege publizistische Tätigkeit aus, allein in der *Czernowitzer Allgemeinen Zeitung* veröffentlichte er ab Mitte der 1920er Jahre rund einhundert Beiträge (Gedichte, Theaterkritiken, Kommentare und Kurztexte).² Er übersetzte nicht nur Lyrik aus dem Rumänischen und Polnischen ins Deutsche, sondern ging in seinen Beiträgen auch sehr genau auf übersetzungstechnische Fragen ein. Seine kulturvermittelnde Tätigkeit beruhte darauf, geistige Kommunikationsbrücken zu schaffen und Interferenzen aufzuzeigen. Die wissenschaftliche Relevanz seiner Arbeit wurde erst in den letzten Jahren entdeckt. Häufig dominierte in den Studien zur Bukowina und

-
- 1 Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Tübingen 192001; Adrian Stähli: *Mimesis als Aufführung und Darstellung*. In: Gertrud Koch, Christiane Voss, Martin Vöhler (Hgg.): *Die Mimesis und ihre Künste*. München u. a. 2010, S. 43–69; Frederick Burwick: *Mimesis and its Romantic Reflections*. University Park, Pa. 2001; Marcel Comis-Pop: *Postmodernism Beyond Self-Reflection: Radical Mimesis in Recent Fiction*. In: Mihai Spărișu (Hg.): *Mimesis in Contemporary Theory: an Interdisciplinary Approach*. Vol. 2: *Mimesis, Semiosis and Power*. Philadelphia, Pa. u. a. 1991, S. 127–157; Bo Pettersson: *Beyond Anti-Mimetic Models: A Critique of Unnatural Narratology*. In: Saija Isomaa, Sari Kivisto (Hgg.): *Rethinking Mimesis: Concepts and Practices of Literary Representation*. Newcastle upon Tyne 2012, S. 73–93; J. Alexander Bareis: *Fiktionales Erzählen: zur Theorie der literarischen Fiktion als Make-Believe*. Göteborg 2008.
 - 2 Drozdowski in der CAZ: frühe publizistische Arbeiten. Eine Auswahl früher Texte aus der „Czernowitzer Allgemeinen Zeitung“ 1925–1932. Hrsg. v. Traditionsverband Katholische Czernowitzer Pennäler. Innsbruck 2003 (Czernowitzer kleine Schriften, 14).

ihren Autoren das Interesse an Paul Celan, Rose Ausländer und Gregor von Rezzori. Was Celan betrifft, spricht Andrei Corbea-Hoisie von einem „quasi-anonymen Chor“³, der dessen Werk begleitet hätte. Erst seit einiger Zeit beschäftigt sich die Forschung auch mit Moses Rosenkranz, Alfred Gong, Aharon Appelfeld oder Josef Burg. Auch zu Drozdowski sind mittlerweile mehrere Untersuchungen erschienen.⁴

Als Mimesis verweist Literatur auf eine Nachahmung der Natur und der Umwelt bei der Gestaltung eines individuellen Weltentwurfs. Natur und Umwelt aus eigener Perspektive wieder zu erfinden und neu zu konstituieren ist für das schreibende Subjekt der eigentliche Zweck der Mimesis. Auf der Folie dieser Nachahmung auch im aristotelischen Sinne erschließt sich daher weniger eine Reproduktion, sondern geradezu eine subjektive Vorstellung des Raumes.⁵ Offenbar lädt die Vorstellung von Literatur als Abbild der Wirklichkeit dazu ein, dass sich ein Subjekt die Wirklichkeit aneignet, Teil der eigenen Weltvorstellung wird und in diesen Parametern seine Beziehung zu sich selbst und zur projizierten Welt bestimmt. Doch dieses Verfahren einer ausdrucks-poetischen Perspektive weist darauf hin, dass Literatur in einem Konnex der sprachlichen Imagination, Orchestrirung, Archivierung und Verwaltung der Welt zu betrachten ist. Gerade deshalb sind die möglichen Gründe für die spezifische Affinität von Literatur und Geographie offenkundig: Der so aufgezeichnete poetische Raum kann entweder als Diegese oder als fiktionaler Raum auftreten; er bedient sich in beiden Fällen geographischer Koordinaten, auf Grundlage derer die Literatur organisiert ist. Selbstverständlich ist es die

3 Erich Rückleben: *Leben im Wort: Stimmen aus dem Chor bukowinischer Dichter*. Innsbruck 2010, S. 9.

4 Günther F. Guggenberger: *Georg Drozdowski in literarischen Feldern zwischen Czernowitz und Berlin (1920–1945)*. Berlin 2015; Natalia Shchyhlevska: *Verschänkungen: Leben und Werk von Autoren aus der Bukowina anhand von Briefen und Nachlässen*. Aachen 2011, S. 49–73; Peter Rychlo: *Georg Drozdowski – Dichter der Bukowina und Kärntens*. In: Christian Pletzing, Martin Thoemmes (Hgg.): *Im Gedächtnis von Zeit und Raum: Festschrift für Dietmar Albrecht*. München 2007, S. 75–87; Günther Guggenberger: „Wir waren ein Herz und eine Seele...“: zu den deutsch-jüdischen Wechselseitigkeiten in Czernowitz bis 1940. In: Cécile Cordon, Helmut Kusdat (Hgg.): *An der Zeiten Ränder: Czernowitz und die Bukowina: Geschichte, Literatur, Verfolgung, Exil*. Wien 2002, S. 135–149; ders.: *Spuk und Spiel und Lebensklammer. Zur Entwicklung des literarischen Werkes von Georg Drozdowski*. In: Claudia Fräss-Ehrfeld (Hg.): *Kärnten und die Bukowina*. Klagenfurt 2002, S. 231–255; Helga Abret: „Im Seltsamen daheim und dem Absurden verschwiebert“. In: Dietmar Goltschnigg, Anton Schwob (Hgg.): *Die Bukowina. Studien zu einer versunkenen Literaturlandschaft*. Tübingen 1991, S. 413–427.

5 Dorrit Cohn: *Transparent Minds. Narrative Modes for Presenting Consciousness in Fiction*. Princeton 1978; Martin Middeke, Werner Huber (Hgg.): *Biofictions. The Rewriting of Romantic Lives in Contemporary Fiction and Drama*. Rochester, N.Y. 1999; Michael Scheffel: *Formen selbstreflexiven Erzählens. Eine Typologie und sechs exemplarische Analysen*. Tübingen 1997.

erzählerische Instanz, die diesen Raum organisiert und verwaltet, die den Raum im Laufe des Erzählens konstituiert, seine Gesetze und Ordnungsprinzipien bestimmt. Wenn die Welt auf diese Weise veranschaulicht wird, so bedient sich der Verfasser des Instruments der Erinnerung, die als symbolische Ordnungsmacht definiert wird, die eine äußerst persönliche Wirklichkeit schafft. Bei Drozdowski zeigt sich dieses Vorgehen exemplarisch am Untertitel – *Erinnerungen eines Altösterreichers* – seines hier vorgestellten Werkes. Es ist eine selbstironische Geste, mit der Drozdowski den Leser in seine untergegangene, literarisch konstruierte Czernowitzer Welt einzuweihen verspricht.

In *Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers* erscheint der bukowinische Raum als Wiederbelebung einer mythischen Vergangenheit, als Reise in eine imaginierte Zeit:

Aber wen gelüstet es schon, Historie zu schreiben, wo es doch um das geht, was den Charakter, das Klima, den – übertreiben wir getrost – Zauber angeht? Kein Buch der Tatsachen und Sachtaten soll's ja werden, sondern nur ein Versuch, Gelebtes festzuhalten. Nicht um exakte Taten geht es, nicht um die Zahl der Bewohner und die Größe des von ihnen besiedelten Raumes. Das mag ein Wißbegieriger in der Fachliteratur nachschlagen.⁶

In seinem memorialistischen Prosatext fungiert die entworfene Raumkonstruktion als eine Belebung von Orten, Zeiten und Räumen, als Bestandteil und Reflexionsmedium eines individuellen, wenngleich vorgestellten kulturellen Gedächtnisses; seine wehmütige Erzählweise restauriert ein heraufbeschworenes Land und den tiefreichenden Verlust der heimatlichen Atmosphäre, denn: „Was mir die Bukowina bedeutet, [...] ist leicht erzählt: Wiege meiner Eltern und Großeltern, Märchenland einer schönen Kindheit, Truhe der Erinnerung.“⁷ Diese Konnotation von der nostalgisch-subjektiven Vergangenheitserrettung wohnt dem von Drozdowski dargelegten Czernowitz-Bild inne. So wird der Versuch erkennbar, eine Erinnerungskette zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen, und zwar in dem Sinne, dass Vergangenheit aus der Perspektive der Gegenwart lediglich hinübergetragen und nicht grundsätzlich hinterfragt wird. Es handelt sich um eine Reise ins Imaginäre, bei dem der Verfasser das Archiv seiner Heimat wahrnehmbar macht, ohne eine kritische Auseinandersetzung mit der vielfältigen Verankerung dieser Raumkonstruktion zu beanspruchen. Im Grunde liegt seine Gedächtnisselektion der geschichtlichen Mythoshaftigkeit auf Kosten geschichtlicher Fakten in diesem

6 Georg Drozdowski: *Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers*. Klagenfurt 1984, S. 10.

7 Ebenda, S. 16.

schmerzlich-wehmütigen Desiderat des ‚habsburgischen Mythos‘ begründet: „und wenn es auch keine Kostbarkeiten sind, die ich zu bewahren suche, es wäre doch schade, wenn unterginge, was lebendig war. [...] Und wenn sich manchmal das Gefühl leise einschleicht, wo Sachlichkeit am Platz wäre, nehme man es mir nicht übel, denn da diktiert das Herz.“⁸ Hier richtet sich Drozdowski unweigerlich an den Leser, Mitspieler in seiner idealisierten Darstellung zu sein. Da das Verfahren die Imagination der Vergangenheit zu sein scheint, wird an das Instrument der imaginativen Geographie appelliert. Die durch die Darstellungsformen der Czernowitzer und bukowinischen Welt aktivierten Mechanismen der Raum- und Zeitkonstitution artikulieren einen Identitätsentwurf des schreibenden Subjekts wie seine Position zur eigenen Vergangenheit: „Ich liebte dieses Czernowitz, in dem ich zur Welt gekommen war, und wenn ich auch manchmal die Ferne träumte, die das Abenteuer hegte und die große Welt, ich schämte mich nicht, Czernowitzer zu sein.“⁹ Auch wird eine Kartographie konstruiert, die mit einer vielschichtigen Raumrepräsentation operiert – der erlebte Raum, der erinnerte Raum, der imaginierte oder erfundene Raum. Der daraus entstehende dreidimensionale Nexus wird an die mythisierte Vergangenheit als Bestandteil der eigenen Vergangenheit als Gedächtnisort anknüpfen.

Im Weiteren soll dargestellt werden, wie im Erzählen die Wiederbelebung des heimatlichen Raumes und des identitätsformenden Habsburger Bildungskomplexes zu einer erdichtenden Ergänzung des mimetischen Grundimpulses von Literatur führen kann. So wird anhand von Drozdowskis geschaffener Poetik des Ortes aufgezeigt, wie die in *Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers* vermischte Vergangenheit eine gewisse Kontinuität sichert: Der erinnerte Ort und die erinnerte Zeit existieren weniger im Blick, als vielmehr in der Erinnerung und in der persönlichen Enzyklopädie des Erzählenden.

Die poetische Intention, die Grundeinstellung einer deklarierten musealen Bewahrung der mythisierten Geschichte wird bereits auf der ersten Seite deutlich:

Die Frage, warum dieses Buch geschrieben wurde, ist – falls sie sich überhaupt stellen sollte – unschwer zu beantworten. Es ging darum, etwas vor dem Vergessenwerden zu bewahren, das in wenigen Jahren kaum einen noch beschäftigen wird, dem Gedächtnis entrückt und in der Zeit versunken.¹⁰

8 Ebenda.

9 Ebenda, S. 12.

10 Ebenda, S. 9.

Die angeführte sprachliche Archivierung der untergegangenen Welt zeigt ein Bestreben nach Restauration einer kaum mehr vorhandenen, sagenumwobenen Habsburgersphäre, was dem Erinnerungstext einen fast „romantischen“ Ton verleiht – ein Attribut, das Drozdowski auch auf sich selbst bezieht und vor allem auf seine wehmütige Darstellung der untergegangenen österreichisch-ungarischen Prägung: „Von dieser Stadt laßt mich erzählen und ihren Bewohnern wie auch von jenen, die in ihrer Umgebung waren.“¹¹ Diese wohlweislich eigene romantische Matrix gilt freilich für Drozdowskis unternommenen Versuch der Rekonstruktion seiner eigenen Czernowitzer Landschaft und Vergangenheit, indem er die Erinnerung an eine verführerische Illusion, an eine dem Mythos, der virtuellen Wirklichkeit verpflichtete Welt, die Rekonstruktion repräsentativer Figuren, Alltagsbilder und Lebensfragmente wie die Reflexion über die Möglichkeiten einer idyllischen und imaginär harmonisch funktionierenden bukowinischen Welt zu einem narrativen Gefüge zu verweben vermag. Im Dienste des wechselseitigen Zusammenschlusses von erzählender Instanz und Gegenstand und im Ton ironisch-spielerischer Distanz steht auch die Kartographie der Stadt Czernowitz, die auf der Suche nach Momenten und Sinnfiguren durchstreift wird und die dann als urbane Kulisse in die autobiographischen Erinnerungen des Altösterreichers eingeht. Symptomatisch erweist sich die Verbindung zwischen der stark gefühlsbetonten Bindung zum evozierten Heimatmilieu und seiner identitätsbildenden und -prägenden Bedeutung – ein Heimatmilieu, dessen tiefreichender Einfluss stets manifest und nie dementiert wird: „auch dann nicht wenn später einer, der im deutschen Westen daheim war, mit gutmütigem Spott ‚Och ein Maghrebinier?‘ sagte.“¹²

Sein Blick in die Vergangenheit läßt Drozdowski in der Tat fast in peripatetischer Manier umherstreifen. Wenn der Dichter den Spuren seiner Czernowitzer Lebenswege nachgeht, folgt er – im Kontext einer empirischen deziert privaten Dokumentation der Stadt allemal – seiner eigenen Verankerung in der lokalen Landschaft. Als Deutungsmuster erinnelter Erfahrung stehen in amüsanten Alltagsgeschichten skizzierte Porträts von Politikern (z. B. die erheiternde Darstellung des ukrainischen Senators Dr. Wladimir von Zalozičkyj Ritter von Zalosze-Sas im Kapitel „Das wär a Mensch“), Rechtsanwälten, Ärzten, Lehrern, Schneidern, „Schlaraffen“ und „Schnorrern“. Darüber hinaus stehen einige Momentaufnahmen des akademischen Lebens an der Universität Czernowitz („Vivat Academia!“), des gepriesenen Bildungswesens („Wege der Bildung“), des lebendigen, dem Verfasser vertrauten Theaterlebens („Vor und hinter den Kulissen“), der städtischen Institutionen („Kapitel

11 Ebenda, S. 12.

12 Ebenda.

in Uniform“; „Ein bisserl Frömmigkeit“; „Prozessionen, Pietät und ein Lächeln um diese“), der kulinarischen Genüsse („Von der Gastlichkeit“) stellvertretend für die geistig-kulturelle Stadtdynamik. Diese Spiegelungen der Czernowitzer Lebensart, der nichts Provinzielles anhaftet, legen Zeugnis ab für den Habsburger Bildungseinfluss auf das Leben und Schaffen Drozdowskis. Die Wehmut, die in den Schilderungen der untergegangenen habsburgischen Welt und somit des entschwundenen historischen Kronlandes Bukowina anklingt, hat zudem im Wesentlichen eine Verklärung zum Ziel. Der pluriethnische und -kulturelle Charakter des damaligen Czernowitzer Stadtbildes¹³ war eine spezifische Vielfalt und zugleich eine besondere Lebenshaltung, die eine gemeinsame bukowinische Identität auszumachen vermochte. Das kulturelle Gefüge und die ethnische Zusammensetzung der Stadt wiesen eine besondere Heterogenität auf: Ruthenen, Rumänen, Deutsche, Juden, Polen und andere partizipierten in unterschiedlichem Maße an der kontinuierlichen Entwicklung der Stadt, und dieser Widerstreit zwischen den in Czernowitz wirkenden Kulturen deutete auf ein Milieu hin, das von der globalen Zirkulation von Menschen, Inhalten, Informationen nicht unberührt blieb. Drozdowski beschreibt diesen Zustand wie folgt:

Hier soll nun berichtet werden, wie sechs Nationen zusammenlebten und wie man sich dem Tag und seinen Erfordernissen stellte, bemüht, im Osten Westen zu sein, d. h. im Geiste einer Kultur zu stehen, die europäisch war. Man hielt den Anschluß an jenen Raum, in dem die Sonne sank, und wahrte ihn bewusst und zäh bis zu der Stunde, in der die Bukowina untergegangen war.¹⁴

Doch ist festzuhalten, dass der Austausch im plurinationalen Kulturleben als prägendes Element der Stadt durch die Nationalitätenkonflikte beeinträchtigt wurde. So weist Corbea-Hoisie die Feindbildproduktion unter den bukowinischen Nationalitäten schon für eine Zeit weit vor 1908 nach.¹⁵ Der ,habsbur-

13 Mihai-Ştefan Ceaşu: Bucovina habsburgică de la anexare la Congresul de la Viena. Iosefinism şi postiosefinism (1774–1815) [Die habsburgische Bukowina von der Annektierung bis zum Wiener Kongress: Josephinismus und Postjosephinismus (1774–1815)]. Iaşi 1998, S. 49–62. Vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges lebten in der Bukowina (laut der Volkszählung von 1910) 801.364 Einwohner, davon bekannten sich 174.697 Einwohner zur deutschen Sprache (ca. 96.000 Juden und 72.000 Christen), 326.956 waren Ruthenen, 251.628 Rumänen und 29.650 Polen; auch mehrere Konfessionen waren hier vertreten: griechisch-orientalisch, griechisch-katholisch, mosaïsch, römisch-katholisch und evangelisch.

14 Drozdowski: Damals in Czernowitz, S. 11.

15 Andrei Corbea-Hoisie: La Bucovine – Éléments d'histoire politique et culturelle. Paris 2004; ders.: Czernowitz 1892. Die ,nationale' Wende in der Bukowiner Innenpolitik aus Wiener Sicht. In: Hans-Christian Maner (Hg.): Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert: Ihre Bedeutung und Funktion aus der Perspektive Wiens. Münster 2005 (Mainzer Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 1), S. 89–101.

gische Mythos‘ einer einträchtigen Völkerfamilie traf auch auf Czernowitz nicht zu, und die ‚imagined community‘ beruhte nicht, wie auch in anderen Kronländern, auf natürlicher Zugehörigkeit, sondern war eine politische Konstruktion, die durchgesetzt werden sollte. In *Damals in Czernowitz und rund-um. Erinnerungen eines Altösterreichers* entwirft Drozdowski hingegen das Bild der toposhaften ‚Oase der Verständigung‘ als Metapher der Stadt: „Es war eine friedliche Ruhe, die man genießen konnte, und wenn es an Sensationen fehlen mochte, waren auch nicht jene dabei, die man unter Mord und Totschlag einreihen kann. Man ertrug die Nachbarn und vertrug sich mit ihnen als den Nächsten, die zu lieben Auftrag ist.“¹⁶ Diese Beschreibung des Czernowitzer ‚Zusammen‘-Lebens in dieser beinahe neutral klingenden Ausführung Drozdowskis liest sich indes nicht wie eine modellhafte Übernationalität oder wie ein gerade durch den kontinuierlichen Zufluss vieler Nationalitäten erhaltender Wert, sondern vielmehr wie ein aufgehobener Gegensatz von Zentrum und Peripherie, mit geringem Aneignen der fremden Kultur oder der Verwandlung fremder Elemente zu Bestandteilen der eigenen Identität. Blickt man von dieser Warte auf die konzeptuelle Konfiguration eines hybriden Raumes mit der permanenten Entdeckung und Gestaltung des Fremden, stellt man ein multikulturelles Nebeneinander fest, dessen Entfernung von der postulierten Polyphonie und Polychronie, wo jeder Bezugspunkt auf ein größeres, hybrid definiertes Ganzes verweisen sollte, sehr präsent ist. Ungeachtet der komplexen Rangordnung zwischen Zentrum und Peripherie, des anregenden Austausches und der gegenseitigen Befruchtung oder auch der komplexen Verhältnisse zwischen den Nationalitäten in der Bukowina, die von dieser Literarisierung keinesfalls unterminiert werden, stellt der Text für sich allein eine spielerische Aneignung der Czernowitzer Welt dar: „Streit gab es selten, und dann zumeist um Belanglosigkeiten.“¹⁷

Charakteristisch für die Darstellung der Hauptthemen ist im Buch der Einsatz von Bipolaritäten, die für die facettenreichen Verhältnisse der Region stehen: Vergangenheit-Gegenwart, Jugend-Reife, Mythos-Realität, öffentlich-privat, ich-ihr. Czernowitz wird verstärkt zum Sinnbild für die urbane Lebensweise des lokalen Bürgertums. Mit dem Wendejahr 1940, als die Bukowina infolge des Hitler-Stalin-Paktes an die UdSSR abgetreten wird und die deutsche Bevölkerung die Region verlässt, ändert sich der Ton in Drozdowskis Bericht. Der Schrecken wird ausgespart und die Idylle bleibt ungeschoren, doch wird die Stadt nicht mehr als Zufluchtsstätte für alle Völkerschaften oder Rückzugsort des nostalgischen Erzählers geschildert. Vielmehr beschreibt der

16 Drozdowski: *Damals in Czernowitz*, S. 11.

17 Ebenda, S. 18.

Text die Suche nach einer neuen Ausrichtung der lebensweltlichen Existenz der Stadt: „Ihre Silhouette [von Czernowitz, Anm. C. S.] stand gegen den Horizont, ihre Konturen waren an den Himmel geschrieben. Nicht viele haben es auch richtig gesehen; Tränen sind ein dichter Schleier, der sich vor die Augen legt. Nun erst war die Stadt endgültig für uns verloren und das alte Österreich mit ihr.“¹⁸ Hinzu kommt, dass die Zwischentöne an einigen Stellen genau das artikulieren, was der Text bisher verschweigt, da er einem bevorzugten Schweigegebot unterliegt. Zudem ist die klare Unerkennbarkeit der einzelnen Grenzen ein Zufall, und vielmehr ein Hinweis darauf, dass die Vieltimmigkeit tatsächlich in dem Text kaum wahrnehmbar wird, in die nicht nur Übergänge und Brüche zwischen den Lebenswelten und ihren Ausformungen eingeschrieben sein sollten, sondern auch deren Überkreuzung hin zu Kontaktzonen, in denen die Frage der Identität zum zentralen Thema werden könnte. Drozdowskis Lösung ist der liebenswürdige Humor, wenn beispielsweise nur die „positiven“ Erlebnisse seiner Zeit in einer subjektiven Erzählweise geschildert werden, das mobile Konzept einer Polychronie ignorierend:

In ihr [in der Bukowina – Anm. C. S.] war das verlorene Österreich im schönsten Sinne mit allen seinen Schwächen und seinen Vorzügen, die man ihm so gerne abstreiten möchte, richtig daheim. [...] Dass die Bukowina auf ihre Weise in verkleinerter Form das große Österreich widerspiegelte, gilt. Ein paar Volksgruppen auf oder ab spielte da keine Rolle. Das Vielerlei der Nationalitäten, die sich in dieser reizvollen Landschaft aufhielten, ließ den Vergleich zu: Wir waren viele in einem und kamen prächtig miteinander aus.¹⁹

Es bleibt dennoch der Eindruck, dass selbst dem, was Drozdowski als vage Artikulierung von kulturellen Überlappungen und permanenten Transferprozessen als Charakteristikum plurikultureller Lebenswelten auch Czernowitz zuschreiben könnte, doch der Zufall anhaftet und diese Pluralität nur in antizipatorischen Zügen angedeutet wird:

Wir waren klein, gemessen an anderen, die in ihrer Gesamtheit die Monarchie bildeten, aber wir waren auf unsere Weise ein Spiegelbild der Vielfalt. [...] sie [einige Teilhaber am k.u.k. Vaterland – Anm. C. S.] waren durch Sprache und Tracht unterscheidbar, und in ihrer Verschiedenheit war die Einheit.²⁰

Gegen eine Mythenbildung der österreichischen Geschichtsschreibung sollte eine Verortung der bukowinischen Landschaft an verschiedenen kulturellen

18 Ebenda, S. 190.

19 Ebenda, S. 14.

20 Ebenda, S. 27.

Verknotungspunkten ansetzen, die einen Prozess des Austauschs zwischen den einzelnen kulturellen Elementen aufweisen, die wiederum aus dieser Verknüpfung resultieren. Stattdessen bildet ein zusammengewachsenes, einheitliches und kompaktes Czernowitz-Ganzbild den Hintergrund für Drozdowskis Darstellung. Der Komplexität der Konflikte und Auseinandersetzungen wird der Dichter allein durch klischeehafte Schilderungen (bei den typisierenden, nur schattenhaft auszumachenden Unterscheidungsmerkmalen eines Deutschen, eines Rumänen und eines Ruthenen) gerecht; den Übergangserscheinungen zwischen den kulturellen Bereichen (bei den nach Volksgruppen gruppierten Mannschaften für die Fußballmeisterschaft der Stadt, bei einem Nationalitätentkampf zwischen Rumänen und Ukrainern im Jahr 1903 oder auch bei den Tanzveranstaltungen im polnischen Nationalhaus Dom Polski) wird der Boden entzogen und die Verhältnisse zwischen den Nationalitäten werden romantisert – „Leben und leben lassen – daran hielt man sich, und die gelegentlichen kleinen Differenzen um einen Grenzstein und die größeren um die Frage, wie weit einst die Rumänen saßen und von wo ab es die Ruthenen waren, die Platz genommen hatten, besaß mehr wissenschaftlichen Charakter“²¹.

Als einziges besonderes Eigenschaftsmerkmal der für Czernowitz charakteristischen Hybridität, der Verknotung zahlreicher kultureller Transfers und der vielfältigen koexistierenden heterogenen Modelle treten bei Drozdowski die Czernowitzer Spracheigentümlichkeiten hervor. Die kulturelle Polyphonie liefert somit das einzige überzeugende Material für diese Literarisierung der bukowinischen Heimat, in der es zur Verknüpfung ästhetischer und ideologischer Experimente aus der Vielzahl unterschiedlicher Sprachen und Soziolekte kommt. Kuriose Sprachgebilde, die als „Czernowitzismen“ bezeichnet werden, hätten der Ausgangspunkt für eine gründliche Studie sein können:

Es ließe sich ein Buch darüber schreiben. Mit vielen Abschnitten, in zahlreiche Kapitel gegliedert. Eine Dissertation wäre zu verfassen, voller Sachlichkeit und des Wissens gewichtig. Es gäbe eine tiefeschürfende Untersuchung, wie sich eine Einheit entwickelte, die aus der Vielfalt den Stoff bezog. ‚Wie wurde das Bukowinerische?‘ wäre als Titel darüber zu schreiben.²²

Von dem Klang, der „Feier“ als „Feier“ vernehmen lässt, bis zu der entstellten Satztopik oder zu den als genuin bukowinerisch empfundenen Ausrufewörter „ahi“ und „no“ wird von Drozdowski Sprache als ein Moment der Prozesshaftigkeit kultureller Begegnungen wahrgenommen, das das Spezifikum des urbanen Czernowitz als Raum zahlreicher kultureller Überschneidungen hervor-

21 Ebenda, S. 20.

22 Ebenda, S. 69.

hebt. Gerade in dieser endogenen Pluralität sieht beispielsweise Fritz Mauthner ein großes kreatives Potential.²³ Eine solche Situation der Polyphonie, der vielfachen kulturellen Verknüpfungsakte, könnte den Bogen zu dem journalistisch-übersetzerischen Tätigkeitsfeld Drozdowskis spannen, „zwischen den Kulturen“ eine Rolle der Vermittlung einzunehmen und zu übersetzen.

Diese angeführten Merkmale sind Beispiele für die vielfältigen Verknüpfungen, die Georg Drozdowskis Erinnerungstext prägen. Der Kulturschaffende selbst war „inmitten zweier Fronten“, in einem Da-Zwischen, in einem „Dritten Raum“, kam er doch aus einer Stadt an der Schnittstelle verschiedener Kulturen und agierte später als Vermittler zwischen zwei deutlich voneinander abgegrenzten Welten. Jedenfalls gelang es Drozdowski, eine „symbolische Brücke“ zwischen seinen Welten zu bilden, wie Peter Rychlo, sein Übersetzer ins Ukrainische,²⁴ schreibt, und gleichzeitig seine literarischen wie journalistischen Texte als wichtigstes Bindemittel und unumstrittene Manifestation seines praktizierten Kulturbegriffs einzusetzen, der den Blick nicht zuletzt für die plurikulturelle Kohabitation und gegenseitige Bestimmung innerhalb seiner ursprünglich bukowinischen, ja einst ‚übernationalen‘, fluiden Identität öffnen könnte.

Es wird deutlich – und hiermit sei an den Beginn des Beitrags zurückgekehrt –, dass die Beziehungen zwischen dem erlebten, dem erinnerten und dem imaginierten oder erfundenen Raum, ja zwischen Dichtung und Wahrheit, Fiktion und Realität unpräzise bleiben. Die von den Theorien reklamierte Wiedererfindung und Neukonstituierung des Raumes ereignet sich bei Drozdowski in einer schwer nachweisbaren Trennlinie zwischen wahren Ereignissen und literarischer Darstellung. Die dreidimensionale Raumkonstellation weist weniger auf eine zu erwartende Reinterpretation erlebter Erfahrungen als auf einen Zusammenhang von peripatetisch erinnelter Kartographie und poetischer Selbstverortung im Habsburger Bildungsideal hin. Das entworfene Bild wechselt schnell zwischen intimer Kartographie und Erinnerung, zwischen imaginierte Geographie und Nostalgie, es findet sich geradezu potenziert durch den Spiegel des Betrachters. Dieses Festhalten an das Legendäre entchwundener Räume widersetzt sich jeglichem Versuch weder einer kritischen Reflexion noch einer analytischen Auseinandersetzung mit der persönlichen Erinnerung, denn diese fiktionale Spiegelung der erzählen-

23 Fritz Mauthner: Sprache und Leben. Ausgewählte Texte aus dem philosophischen Werk. Salzburg, Wien 1986.

24 Peter Rychlo: Das Deutsche Haus als Erinnerungsobjekt. In: Raimund Lang, Sergij Osatschuk (Hgg.): Hundert Jahre „Deutsches Haus“ in Czernowitz. Eine Jubiläumsschrift. Innsbruck 2010 (Czernowitzer kleine Schriften, 24), S. 43–56.

den Instanz im irrealen Bild der bukowinischen Realität offenbart das feste Bild einer in dieser Form nie existenten Welt.

Durch die verschiedenen zusammengetragenen Erlebnisse, Erinnerungsausschnitte und kleinen humorvollen Einschübe, die dazu dienen, Vergangenheit und Gegenwart zu beleuchten, wird die räumliche Dimension in Drozdowski's Text zu einem Kaleidoskop des vermeintlich harmonischen Ensembles der österreichisch-ungarischen Kultur. Die Wiederentdeckung der Spuren einer glorreichen habsburgischen Vergangenheit ist in *Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers* gleichwohl kein Zufall. Tatsächlich besteht zwischen diesem poetischen Kartographieren und dem Bestreben, die Illusion eines idyllischen Miteinanders der untergegangenen Welt aufrechtzuerhalten, eine Beziehung, die konstitutiv für das eigene kulturelle und historische Gedächtnis ist. In diesem literarischen Fiktionalisierungsprozess gibt es neben dem Zusammenspiel von Erinnern und Vergessen auch den Einfluss der Imagination des schreibenden Subjekts, die beim Gestalten seiner Erzählungen eine gewichtige Rolle spielt. Die repräsentierten Räume, Orte und Figuren fungieren als Bausteine eines individuellen Welt- und Selbstverständnisses, eines eigenen kulturellen Gedächtnisses. Denn der ange-troffene Heimatatlas mit der unbekümmerten Selbst- und Weltvorstellung des Erzählers Drozdowski erscheint als übertragenes Wunschbild auf der permissiven Folie der Erinnerung.

Die symbolische Gestaltung des Czernowitzer Raumes artikuliert Drozdowski durch eine persönliche Geographie der Imagination. So erscheint *Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers* als subjektive, den Habsburger Zivilisationsmythos nie neutralisierende Wissensproduktion des Erzählenden über seine verherrlichte Welt. Mit einem essayistischen Duktus wird immer die persönliche Meinung geäußert (in der Vorführung des „Zaubers“²⁵) und mithin die emotionale Einstellung zum Dar-gestellten – und in dieser Szenerie geht es „um den Akkord, in dem so viele sich harmonisch zusammenfanden. Mir ist es um ihr Zusammensein zu tun, um die Brüderlichkeit, in der man lebte, ehe die Welle des europäischen Unheils auch in den kleinen Raum überschwappte, der Bukowina hieß“²⁶. Im Angesicht des mythisierten, als identitätsstiftend affirmierten Habsburger Bildungseinflusses gestaltet sich der Raum hier als Traum, dessen Grenzen von dem individuellen Gedächtnis nicht überschritten werden.

Die mehr imaginative als realistische Darstellung der Bukowina und der Stadt Czernowitz ist ein Beispiel dafür, wie Räume restauriert, individuell

25 Ebenda, S. 10.

26 Ebenda.

gestaltet und vom schreibenden Subjekt als Medium der Vergangenheitsdeutung konstituiert werden. *Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers* macht deutlich, dass der bukowinische Raum Drozdowskis lediglich eine Projektionsfläche ist: Sie inszeniert Subjektivität, zeigt die entstehenden Bruchstellen zwischen Erleben, Schreiben und Wirklichkeit an und führt gleichzeitig an einen Ort, der dem Leser einen Blick in die persönliche Geschichte und Geschichtlichkeit, in eine intensive emotionale Beziehung des Schriftstellers zu dem Czernowitzer Habitat eröffnet.²⁷

27 Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Abkommens zur Wissenschaftlich-Technischen Zusammenarbeit Österreich-Rumänien „DNATPRESA“.

Personenverzeichnis

- Albinet, Ioan 148
Alesani, Hieronymus 42
Alexander der Gute (Alexandru cel Bun) 80
Alexander I. 173f.
Altenberg, Peter 207
Alth, Titus 123
Amster, Moritz 155
Andersen, Hans Christian 214
Andreas-Salomé, Lou 207
Antonescu, Ion 250
Appelfeld, Aharon 259, 280
Ausländer, Ninon 194
Ausländer, Rose 227, 265, 280
Azoulay, Ariella 32
Babor, Michael 119
Bałaban, Majer 251f.
Barnett, Henrietta 217
Barnett, Samuel 217
Baudouin I. 50
Baum, Vicky 207
Bieber, Anni 185
Blair, Tony 97
Blond, Adolf 24f., 27
Bodnărescu, Leonida 119
Bodnărescu, Vasile 66
Bogdan, Ioan 64
Boguslavski, Elisabetha von 197
Borkowski, Carl-Wilhelm von 192
Bourguignon, Friedrich 49
Bozdek, [?] von 158
Brăileanu, Traian 71
Brătianu, Ion I. C. 65
Brenner, Eduard 179
Brichze, Karoline 125
Brichze, Natalie 125
Bruckmüller, Ernst 238
Brugmann, Karl 168
Brunner, Otto 237
Buchwald, Gertrud 181
Budai-Deleanu, Ion 98, 135f., 138–142
Bude, Heinz 243
Bujor, Teodor 120
Burckhardt, Jakob 198
Burg, Josef 250, 257, 259f., 263, 280
Bütikofer, Niklaus 197
Canetti, Elias 208
Carol I. 176
Carol II. 72
Celan, Paul 225, 265, 280
Cihac, Iacob 148
Codreanu, Corneliu 71
Colosi, Vasile 149
Comenius, Johann Amos 208
Conrad, Bernadette 265
Corbea-Hoisie, Andrei 280, 284
Corneli, Ioan 149
Coseriu, Eugenio 137
Cosovici, Constantin 118
Deichmann, Hans 209
Despota, Heraklides 80
Diaconescu, Emil 34f.
Diesterweg, Adolph 208
Downs, Roger M. 263
Dracinski, Ștefan 118
Droysen, Gustav Johann 63
Drozdowski, Georg 15, 279–290
Drucker, Peter Ferdinand 46
Ebner, Mayer 53, 223
Eder, Joseph Carl 138
Ehrlich, Eugen 51, 107
Eidherr, Armin 258, 260
Elijah ben Solomon Zalman 255
Engel, Johann Christian von 138
Enzenberg, Karl von 81
Eustatievici, Dimitrie 145
Fallik, David 34–36
Fechner, Gustav 196
Felbiger, Johann Ignaz von 136, 145
Ferdinand I. 67, 69
Filipescu, Leon 148
Flondor, Iancu von 66–68
Foucault, Michel 23
Frank, Josef 124
Franz I. 101f.
Franz Joseph I. 11, 42f.
Franzos, Karl Emil 13, 45, 58, 189–195, 200, 250, 253–257, 261, 263, 268
Freud, Sigmund 210
Friedell, Egon 207
Gadamer, Hans Georg 24

- Gartner, Theodor 60, 85
 Gautsch, Paul 48, 193
 Geulen, Christian 79
 Gheție, Ion 141
 Girard, Charles 198
 Glöckel, Otto 209
 Godlowski, Michael 123
 Goebel, Hans 142
 Goethe, Johann Wolfgang 272
 Gong, Alfred 280
 Gottfried, Friederike 31
 Gottfried, Lotte (d. i. Lotte Hirsch) 31, 36
 Grimm, Jacob 166
 Grimm, Wilhelm 166
 Hagenbach, Eduard 198
 Hakman, Eugen 65, 242
 Hebler, Carl 199
 Heine, Heinrich 272, 274
 Heintl, Franz 143
 Heinze, Max 198
 Helmuth, Johann Heinrich 144f.
 Herbart, Johann Friedrich 196
 Herdan-Zuckmayer, Alice 207
 Hering, Ewald 196
 Hermann, L. 169
 Herzberg-Fränkell, Leo 254
 Herzl, Theodor 218, 220
 Herzog, Eugen 50
 Hesse, Hermann 194
 Hess-Lüttich, Ernest 197
 Heyne, Moritz 198
 Hidber, Basilius 199
 Hilsenrath, Edgar 250, 257, 261–263
 Hintze, Otto 237
 Hirsch, Lotte 19, 22
 Hirsch, Luise 199
 Hirsch, Maurice de 253
 Hirzel, Ludwig 199
 Hoffmann, Leo 21
 Hoffmann, Theophil 179
 Höfler, Konstantin 195
 Holmes, Deborah 209, 214
 Homberg, Naftali Herz 102, 105, 153, 252
 Horbatsch, Anna-Halja 271
 Horn, Louis 175
 Horowitz-Meisels, Isaak 159
 Hubach, Sybille 256
 Hufeland, Christoph Wilhelm 144, 148
 Hundorowa, Tamara 269
 Hurmuzaki, Eudoxiu 42
 Iancovici, Teodor 145
 Igel, Lasar Eliahu 13, 155–157, 159
 Inama-Sternegg, Karl Theodor von 43
 Iorga, Nicolae 48, 64f., 84, 105
 Iorgovici, Paul 140
 Isopescul, Dimitrie 127
 Isopescul, Emanoil 119
 Isopescul-Grecul, Constantin 64
 Isopescul, Samuel 125
 Jancke, [?] 182
 Janota, Evhenij 166
 Jeiteles, Eleonore 211
 Jemna, Ștefania 124
 Jenko, Josef 119
 Jiriček, Konstantin 56, 64
 Johann von Böhmen 199
 Joseph II. 28, 42, 98, 101f., 131, 136, 152, 229, 231, 242
 Joshua ben Gamla 249f.
 Junowicz, Rudolf 123
 Juster, Hersch Welwel 153f.
 Kaindl, Raimund Friedrich 11f., 55–64, 66, 72, 86
 Kapri, Emanuel Michael von 52
 Karganoff, Lydia von 197
 Karl IV. 199
 Katz, Jacob 29
 Keller, Gottfried 214
 Kellner, Leon 218–223, 225
 Kelsen, Hans 207
 Kinkelin, Hermann 198
 Kisch, Egon Erwin 207
 Kisslinger, Markus 223
 Klauser, Heinrich 117f.
 Kleinwächter, Friedrich 44
 Knaus, Johann Melchior 199
 Kobyl'ans'ka, Ol'ha 15, 265–278
 Kogan, Abraham 227
 Kokoschka, Oskar 14, 207, 214
 Kollwitz, Käthe 207
 Korduba, Myron 64
 Korn, Wenzel 122
 Kozak, Kornel 120
 Kramer, Adolf 270
 Kraus, Karl 208
 Kries, Friedrich Christian 148
 Kuschniriuk, Michael 127
 Lazarsfeld, Paul 207
 Lazarus, Moritz 199
 Leporin, Dorothea 271

- Leskien, August 168
 Lessing, Gotthold Ephraim 166, 191
 Lewis, Sinclair 214
 Limberger, Josef 118
 Liszt, Franz 192
 Loos, Adolf 14, 207
 Loserth, Johann 56
 Ludwig, Carl 196
 Lueger, Karl 84, 219
 Lupu, Vasile 80
 Luther, Sophie 182
 Lynch, Kevin 263
 Mach, Ernst 196
 Mackeprang, Dora 182f.
 Maior, Petru 140, 143f., 149
 Manastyr's'kyj, Olexandr 57, 66
 Mandicevski, Constantin 122
 Marek, Josef 118
 Marian, Victor 145
 Maria Theresia 101, 131, 136
 Marlitt, Eugenie 267, 271
 Martens, Michael 260
 Mauthner, Fritz 288
 Mavrocordat, Constantin 80
 Menczel, Philipp 51, 221, 223
 Mendelssohn, Moses 191
 Miaskowski, August von 198
 Michaelis, Karin 207, 211, 214
 Micu, Samuil 137, 146, 149
 Milkowicz, Wladimir 61
 Mischler, Marie 51
 Mitterpacher, Ludwig 144
 Moissi, Alexander 207
 Molotow, Wjatscheslaw 232
 Moltke, Freya von 207
 Moltke, Helmuth von 207
 Mommsen, Theodor 43
 Morariu-Andrievici, Silvestru 234, 242
 Mor, Gabriel von 119
 Münchmeyer, Gertrud 183
 Musil, Robert 208
 Neubauer, Ernst Rudolf 118
 Neumann-Viertel, Elisabeth 207
 Neustädter, Michael 144
 Nietzsche, Friedrich 197f., 272
 Nistor, Ion 11f., 47, 52, 55, 57, 61, 63–73
 Nussbaum (geb. Schwarzwald), Eugenie 197, 207
 Ober, Kenneth H. 253
 Obradovici, Grigorie 146–148
 Okunewska, Sofia 269
 Onciul, Aurel von 61, 64, 66, 90
 Onciul, Isidor von 235
 Orzeszkowa, Eliza 253
 Ostaficiuc, Ivan 19
 Ostaficiuc, Olha 19, 21f., 36
 Oswald, Otto 179
 Palacky, Frantisek 195
 Paşca, Iosif 147
 Patten, Chris 50
 Paul, Anton 119
 Peretz, Isaac Leib 227
 Perl, Joseph 252f.
 Pernerstorfer, Engelbert 84
 Pestalozzi, Johann Heinrich 208
 Petelenz, K. 169
 Piccard, Jules 198
 Pillersdorf, Franz von 80
 Piuariu-Molnar, Ioan 136, 148
 Popovici, Eusebie 125
 Popper, Karl 207
 Procopovici, Constantin 118
 Pumnul, Aron 116
 Purkinje, Jan 196
 Repta, Basil Wladimir von 242
 Repta, Ştefan 118
 Rettig, Georg 199
 Rezzori, Gregor von 265, 280
 Ribbentrop, Joachim von 232
 Rickert, Heinrich 79
 Rilke, Rainer Maria 207
 Rindner, Arthur 25
 Roja, Gheorghe 140
 Rommel, Otto 207
 Rosenkranz, Moses 280
 Rosenthal, Bianca 21
 Rosenzweig, Jakob 157
 Roşu, Mihai 145
 Roth, Joseph 97
 Rubinstein, Bernhard 193
 Rubinstein, Isak 153f., 189, 191–194
 Rubinstein, Leonore 193
 Rubinstein, Moriz 193
 Rubinstein, Susanna 13, 189, 191–197, 199f., 204
 Rudolf von Österreich-Ungarn 48
 Rump, Hermann 119
 Rychlo, Peter 268, 288

- Sacher-Masoch, Leopold von 253, 268
 Sadowski, Dirk 252
 Samuely, Nathan 250, 253–256, 263
 Saphir, Moritz Gottlieb 192
 Sauerquell, Israel 102
 Sbiera, Ion Gheorghe 63
 Schaffter, Albert 199
 Schally, Romuald 85
 Scharitzer, Rudolf 60
 Schiller, Friedrich 14, 189, 204f.
 Schimon ben Schetach 249
 Schlipf, Johann Adam 148
 Schönberg, Arnold 14, 207, 214
 Schönerer, Georg von 84
 Schopenhauer, Arthur 272
 Schumpeter, Joseph A. 44
 Schwarzwald, Eugenie 14, 197, 207–211, 213
 Schwarzwald, Hermann 211
 Seifert, Jörg 263
 Serfas, Valeriu 125
 Seton-Watson, Robert 52
 Shaw, Bernard 214
 Sievers, Eduard 168
 Şincal, Gheorghe 140, 143–146, 149
 Slabyj, Irene 19, 21
 Sobernheim, Josef Friedrich 148
 Söhn, Anton 181
 Sorocean, Modest 125
 Spandau, Josef 82
 Spiegelblatt, Alexander 250, 257f., 263
 Spiel, Hilde 207
 Splény, Gabriel 80f., 98
 Srbik, Heinrich Ritter von 63
 Stamati, Teodor 148
 Stea, David 263
 Stefanelli, Teodor V. 65
 Steinacher, Hans 63
 Steinbarg, Elisier 227
 Steinwender, Otto 44
 Straub, Johann 179
 Straucher, Benno 223
 Streibel, Robert 208f.
 Stremayr, Karl von 105
 Sturdza, Dimitrie 46
 Sulzer, Franz J. 138
 Suslowa, Nadeschda 197
 Sybel, Heinrich von 63
 Tătărescu, Gheorghe 72
 Tausch, Hermann 122
 Teodori, Alexandru 149
 Teodorovici, Ioan 149
 Tittinger, Benjamin 155
 Tofan, George 65
 Tolman, Edward C. 263
 Tomaszczuk, Constantin 41f.
 Tomek, Wenzel 195
 Tomici, Ioan 144
 Totu, Neculai 36
 Toynbee, Arnold 14, 216–218
 Toynbee, Arnold Joseph 216
 Traeger, Paul 177, 182
 Traunpaur, Heinrich Alphons 98
 Treitschke, Heinrich von 63
 Tumlirz, Karl 117, 168
 Turczynski, Emanuel 51
 Ureland, Per Sture 142
 Ursu, Nicolae A. 134, 137, 142f., 146–149
 Vasici-Ungurean, Pavel 144, 148
 Verenca, Daniel 120
 Vierthaler, Franz Michael 145
 Vischer, Wilhelm 198
 Vitencu, Dragoş 71
 Voeste, Anja 271
 Volkmann, Wilhelm Fridolin 196
 Wassermann, Jakob 207f.
 Weber, Ernst Heinrich 196
 Wecker, Regina 198
 Weigand, Georg 181
 Weigel, Helene 207
 Wellesz, Egon 14, 207
 Welt, Rosa 195
 Welt, Sinai 190–193
 Wichers, Hermann 198
 Wilhelm Franz von Habsburg 72
 Wininger, Salomon 189, 200
 Wittels, Fritz 210
 Wolff, Christian 138
 Wolf, Hugo 214
 Wolf, Karl 117
 Wolfram, Markus 125
 Wolf, Stefan 85, 117
 Wundt, Wilhelm 197
 Würfl, Christoph 117
 Xenopol, Alexandru D. 64
 Zachar, Anton 235
 Zalozieckyj, Wladimir von 283
 Zieglauer von Blumenthal, Ferdinand 56, 63
 Zuckmayer, Carl 207

Autorinnen und Autoren

Kati Brunner, M.A.

Lektorin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, Zentrum Gedankendach, Nationale Jurij-Fedkowytsch-Universität Czernowitz (Ukraine).

Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoisie

Leiter des Lehrstuhls für Germanistik, Fakultät für Literatur, Universität Al. I. Cuza, Jassy (Rumänien).

Dr. Jeroen van Drunen

Historiker, European Studies, Fakultät für Geisteswissenschaften, Universität Amsterdam (Niederlande).

Dr. Benjamin M. Grilj

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für jüdische Geschichte Österreichs in St. Pölten (Österreich).

Dr. Mariana Hausleitner

Historikerin und Privatdozentin am Osteuropa-Institut, Freie Universität Berlin (Deutschland).

Prof. Dr. Marianne Hirsch

Professor of English and Comparative Literature an der Columbia University, New York (USA).

Mykola Kuschnir, M.A.

Historiker und Direktor des Museums für jüdische Geschichte und Kultur der Bukowina, Czernowitz (Ukraine).

Prof. Dr. Bohdana Labinska

Leiterin des Lehrstuhls für Fremdsprachen für geisteswissenschaftliche Fakultäten, Nationale Jurij-Fedkowytsch-Universität Czernowitz (Ukraine).

Dr. Ion Lihaciu

Dozent am Lehrstuhl für Germanistik, Fakultät für Literatur, Universität Al. I. Cuza, Jassy (Rumänien).

Dr. Ana-Maria Minuț

Dozentin am Lehrstuhl für Rumänisch, Fakultät für Literatur, Universität Al. I. Cuza, Jassy (Rumänien).

Prof. Dr. David Rechter

Professor of Modern Jewish History und Research Fellow in Modern Jewish History, St. Antony's College an der University of Oxford (Großbritannien).

Prof. Dr. Peter Rychlo

Dozent am Lehrstuhl für Weltliteratur, Philologische Fakultät, Nationale Jurij-Fedkowytsch-Universität Czernowitz (Ukraine).

Dr. Josef Sallanz

Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Osteuropäische Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Deutschland).

Dr. Kurt Scharr

Privatdozent, Interdisziplinäre Gebirgsforschung (Innsbruck), Österreichische Akademie der Wissenschaften (Österreich).

Dr. Francisca Solomon

Dozentin am Lehrstuhl für Germanistik, Fakultät für Literatur, Universität Al. I. Cuza, Jassy (Rumänien).

Dr. Cristina Spinei

Dozentin am Lehrstuhl für Germanistik, Fakultät für Literatur, Universität Al. I. Cuza, Jassy (Rumänien).

Prof. Dr. Leo Spitzer

K.T. Vernon Professor of History Emeritus am Dartmouth College sowie Fellow am Center for the Study of Social Difference der Columbia University, New York (USA).

Dr. Constantin Ungureanu

Dozent am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften, Kischinew (Republik Moldau).

Dr. Markus Winkler

Wissenschaftlicher Projektmitarbeiter am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und freiberuflicher Kultur- und Wissenschaftsmanager in Berlin (Deutschland).

Sprache und Bildung waren in einer von Multiethnizität sowie konfessioneller und kultureller Vielfalt geprägten Bukowina wichtige Modernisierungsfaktoren. Die Bevölkerung partizipierte durch sie an zivilgesellschaftlichen Prozessen, gründete Bildungs- und Kulturvereine, förderte die literarische Produktion und zeigte sich offen für Reformen in der Pädagogik. Sprache und Bildung besaßen eine Brückenfunktion zwischen gesellschaftlichen Schichten und Ethnien und ermöglichten einen sozialen Aufstieg. Gleichzeitig begleiteten sie Nationalisierungsprozesse, waren Mittel zur Feindbildproduktion und ideologischen Radikalisierung und hatten die Qualität des Ausschlusses. Der auf eine internationale Tagung 2013 in Czernowitz zurückgehende Konferenzband versammelt Beiträge ausgezeichneter Bukowina-Spezialisten, u. a. Marianne Hirsch, Leo Spitzer, Mariana Hausleitner, Kurt Scharr, David Rechter, Andrei Corbea-Hoisie, Ion Lihaciu und Peter Rychlo.

MARKUS WINKLER

Dr., geboren 1970, Literatur- und Sprachwissenschaftler, seit 1998 Forschungs- und Lehrtätigkeiten an der Nationalen Universität Tscherniwzi, University of Portsmouth und Universität Jassy. Projektmitarbeiter des IKGS.

ISBN 978-3-7917-2712-7

